This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

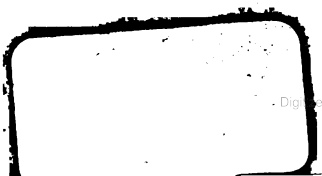
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

3 3433 00036576 1

Digitized by Google



Digitized by Google

Magazin

Digitized by Google

KB

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

Mit Kupfern und Karten.

31.

Ein und dreißigster Band.

Berlin, 1810.
In der Vossischen Buchhandlung.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Das Werk, von welchem hier dem Publikum eine Ueberſetzung mitgetheilt wird, iſt im verfloſſenen Jahre unter folgendem Titel zu Paris erſchienen:

Voyages dans l'Amérique méridionale, depuis 1781 jusqu'en 1801, par Don Felix d'Azara, publiés d'après les manuscrits de l'auteur, avec une notice sur sa vie et ses écrits, par Walkenaer; suivis de l'histoire naturelle des oiseaux du Paraguay et de la

Digitized by Google

Plata, par le même auteur, traduite d'après l'original espagnol, par Sonnini. IV. Vol. in 8., avec un Atlas en fol.

Die beiden letzten Bände handeln bloß von der Naturgeschichte der Vögel, und gehören daher nicht zur eigentlichen Länderbeschreibung. Die beiden ersten aber enthalten eine reiche Ausbeute von den zahlreichen Untersuchungsreisen, die der Verfasser während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in diesem Theile von Süd-Amerika angestellt hat, und verdienen deßhalb, als eine der merkwürdigsten geographischen Erscheinungen der neuern Zeit, und weil durch dieselben unsere bisherigen Kenntnisse von jenem Theile der Erde auf eine vorzügliche Art bereichert und berichtiget worden, auch in die deutsche Sprache übertragen zu werden. Der Uebersetzer hat diese zwei Bände in einen zusammenschmelzen zu können ge-

Digitized by Google

glaubt, und deßhalb alles Unwichtige, und die meisten allzuweitläuftigen Anmerkungen des französischen Herausgebers ganz weggelassen, von den naturhistorischen Nachrichten aber nur so viel beibehalten, als auch dem bloßen Liebhaber der Naturgeschichte zu wissen nöthig, oder durch seine völlige Neuheit vorzüglich merkwürdig ist. Dem Original ist eine Nachricht von dem Leben des Hrn. v. Azara beigefügt, die zu interessante Umstände enthält, als daß sie den Lesern ganz vorenthalten werden könnte, und es folgt deßhalb ein gedrängter Auszug daraus dieser Vorrede.

Es wird übrigens keinem Leser dieses Werkes die Bemerkung entgehen, daß unter den wissenschaftlichen Männern, die in den letzten zwanzig Jahren das spanische Amerika bereis't und durchforscht haben, Hr. v. Azara der einzige geborene Spanier ist.

Digitized by Google

Ohne ihn hätten wir alle neuern, so äußerst wichtigen Belehrungen über diesen, vorher so wenig gekannten Theil von Amerika bloß Nicht-Spaniern zu verdanken, nämlich drei Teutschen: dem Hrn. v. Humboldt, und den Herren Henke und Sonnenschmid, und einem Franzosen, Hrn. Bonpland. Ja Hr. v. Azara ist, wie man aus seinen Lebensnachrichten sieht, durch ungünstige Verhältnisse gewissermaßen gewungen worden, die Anzahl dieser gelehrten Forscher zu vermehren; außerdem würden wir von spanischer Seite diesen wichtigen Beitrag ebenfalls nicht erhalten haben.

Weimar, den 20sten März 1810.

Der Uebersetzer.

Digitized by Google

Nachricht

von

dem Leben des Don Felix von Azara.

Sogleich in den ersten Jahren nach der Entdeckung von Amerika erschienen mehrere Beschreibungen von diesem Erdtheile, die damals allgemein gelesen und gleichsam verschlungen wurden, aber nicht sowohl in der Absicht seine Kenntnisse zu vermehren, als vielmehr aus Gelddurst, um vielleicht in diesen entlegenen Regionen ebenfalls Schätze einsammeln zu können. Nicht lange nachher schienen jedoch die Spanier und Portugiesen, die damals den ersten Rang unter den europäischen Seemächten behaupteten, die Herrschaft über den ganzen Erdboden unter sich theilen zu wollen. Sie schlossen einen Vertrag mit einander ab, der auch von dem heil. Vater bestätigt wurde, nach welchem sie sowohl alle schon gemachten als die noch künftig zu machenden Entdekkungen gleichmäßig unter sich zu vertheilen suchten, und um die Gränzen ihrer beiderseitigen Herrschaft zu bestimmen, zogen sie bloß eine Linie durch den Erdball, ohne übrigens die verschiedenen Theile desselben auch nur einigermaßen zu kennen. Von dieser Zeit an wurden die Resultate der mancherlei gefahrvollen Reisen, die noch späterhin von kühnen Seefahrern in diese neu entdeckten Länder unternommen

Digitized by Google

wurden, eben so sorgfältig verschwiegen und geheim gehalten, als man vorher sie allgemein bekannt zu machen gesucht hatte. Nicht nur alle Länder, in deren Besitz sich die Spanier und Portugiesen wirklich befanden, wurden den Augen der wissenschaftlichen Forscher gänzlich entzogen, sondern sie bemühten sich auch von denjenigen, in die sie selbst noch keinen Fuß gesetzt hatten, alle andern europäischen Mächte entfernt zu halten. Sie lebten beständig in der Furcht, daß ihnen von den letztern die Eroberungen, die sie noch in Zukunft machen könnten, entrissen werden mögten, und sie bestraften daher die Seefahrer derselben, wenn sie einen oder den andern von denselben in ihre Gewalt bekamen, für die von ihnen gemachten Entdeckungen, die ihrer Meinung nach, niemand anders, als sie selbst zu machen berechtigt war, mit der äußersten Strenge. Hierdurch wurden nun eben die zwei Nationen, die der Erd- und Völkerkunde den kräftigsten und nachdrücklichsten Schwung den sie jemals bekommen hat, gegeben hatten, auch gerade diejenigen, die ihrer fernern Entwickelung und Vervollkommnung die meisten Hindernisse in den Weg legten.

Alle ihre Bemühungen aber, die neu entdeckten Länder ausschließlich für sich allein zu behalten, waren vergebens; denn eine so unaussprechlich reiche Beute mußte nothwendig den Ehr- und Geldgeiz aller übrigen Völker Europa's rege machen. Die letztern zerbrachen endlich den eisernen Zepter, womit diese beiden Mächte sich unrechtmäßiger Weise die Herrschaft über alle Meere angemaßt hatten, und theilten sich in die neu entdeckten Länder. Allein auch nach dem Sturz ihrer vorigen Macht blieben doch die Spanier und Portugiesen noch fast ausschließlich in dem Besitze der östlichen und westlichen Küste von Afrika, von ganz Süd-Amerika, und von der großen so unermeßlich reichen und bevölkerten Landenge, welche die beiden Kontinente von Amerika mit einander verbindet, und von keinem von beiden einen Theil auszumachen scheint. Sie fuhren dabei immer fort, die tiefste Verschwiegenheit über alles, was diese unermeßlichen Länder betraf, zu beobachten, und die Regierung trieb

Digitized by Google

deßhalb ihre eifersüchtige Besorgniß so weit, daß allen fremden Nationen jede Art von Untersuchungen und Nachforschungen auf das strengste verboten war. Dieses System, das ihnen ursprünglich Habsucht und Ehrgeiz eingegeben hatten, mußte von ihnen in der Folge aus Furcht und aus Gefühl ihrer Schwäche beibehalten werden.

Zwei volle Jahrhunderte hindurch waren einige wenige unvollständige und unbedeutende Beschreibungen, nebst einigen heimlicher Weise aufgenommenen und offenbar unrichtigen Karten, durchaus alles, was den europäischen Gelehrten über den unermeßlichen Kontinent von Amerika und Mexiko in die Hände kam. Alle geographische Arbeiten, die auf Befehl der spanischen und portugiesischen Regierung zu ihrer eigenen Belehrung gefertiget wurden, blieben in den Archiven verborgen, und wurden vor der ganzen übrigen Welt mit einer solchen ängstlichen Sorgfalt geheim gehalten, als wenn der bloße Anblick derselben dem ganzen Staate hätte nachtheilig werden können. So wurden z. B. die Kupferplatten zu den Karten von der Provinz Quito, die auf Befehl des Königs von Spanien zu Paris durch den berühmten d'Anville verfertiget wurden, dem Verfasser weggenommen, ehe sie noch ganz vollendet waren. Eben so ist auch die große allgemeine Karte von Süd-Amerika, die zu Madrid im Jahr 1775 verfertigt wurde, immer als das größte Staatsgeheimniß behandelt worden, und bis auf die allerneuste Zeit den Gelehrten gänzlich unbekannt geblieben.

Die großen Begebenheiten aber, die seit zwanzig Jahren den Erdball erschüttert haben, scheinen auch auf die veraltete Politik des Hofes zu Madrid einen mächtigen Einfluß gehabt zu haben *). Entweder hat sich die Regierung durch die lang unterbrochene Kommunikation mit ihren entfernten Besitzungen außer Stande gesehen, noch fernerhin die vorherige strenge Aufsicht über dieselben zu führen, oder sie hat in der Lage, worin sie sich befand, über diese so äußerst reichen und bevölkerten Kolonieen, die gegenwärtig auch

*) Dieß ist vor der letztern großen Revolution in Spanien geschrieben worden.

Digitized by Google

nicht die geringste Wohlthat mehr von dem Mutterlande empfangen, die Zügel der Regierung nicht mehr mit hinlänglich fester Hand führen können. Die Ursache mag aber seyn, welche sie wolle, so ist doch die Wirkung davon so auffallend, daß sie jedermann in Erstaunen setzen muß. In den spanischen Kolonieen selbst sind nicht nur mehrere Reisebeschreibungen, einzelne Abhandlungen und periodische Schriften erschienen, die mit einem Verstand und einer solchen Sachkenntniß geschrieben sind, daß sich das alte Europa ihrer nicht zu schämen brauchte, und in denen die genauesten und erschöpfendsten Nachrichten über einzelne Theile dieser unvergleichlich schönen Länder enthalten sind; sondern es sind auch seit einigen Jahren mehrere Exemplare von allen diesen verschiedenen Werken nach Europa gekommen. Auszüge aus denselben sind in allen Sprachen gedruckt worden, und machen nun schon einen wesentlichen Bestandtheil unserer Erdbeschreibungen aus. Außerdem hat aber auch die spanische Regierung die Untersuchungen und Nachforschungen unsers berühmten Landsmannes, des Hrn. v. Humboldt, nicht nur geschehen lassen, sondern sie sogar begünstigt und unterstützt, und durch diesen erwarten wir nunmehr eine ganz geographischer, physischer und naturhistorischer Rücksicht ganz vollständige und erschöpfende Beschreibung von dem nördlichen Theile der unermeßlichen Besitzungen Spaniens in Amerika. Ueber den südlichen Theil desselben erscheint aber nunmehr das vortreffliche Werk von Azara, und über die dasigen portugiesischen Länder hat uns Faden in London neuerlich die so höchst wichtige und nach Planen von portugiesischen Ingenieuren selbst verfertigte Karte geliefert.

Es ist in der That kein Beispiel vorhanden, daß nach einer so langen und dichten Finsterniß auf einmal eine solche überschwängliche Masse von Licht über ein so großes Land verbreitet worden ist. Unter allen großen, ewig denkwürdigen Ereignissen, die den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auszeichnen, wird in den Annalen der Wissenschaften zuverläßig auch die plötzliche Revolution nicht vergessen werden, die in unsern Kenntnissen von Süd-Ame-

Digitized by Google

rika Statt gehabt hat, und an der Spitze dieser Nachrichten werden mit Recht die Namen v. Humboldt und v. Azara glänzen. Der letztere lebte ununterbrochen zwanzig Jahre hindurch in jenen wilden wüsten Ländern, vergessen von ganz Europa, gänzlich unbekannt mit den schnellen Fortschritten der naturhistorischen Wissenschaften und ohne die allergeringste Verbindung mit der civilisirten Welt. In dieser traurigen Lage hatte er schon die genaueste Beschreibung und sorgfältigste Abzeichnung eines Landes, das über fünfhundert Stunden lang und dreihundert breit ist, nicht nur angefangen, sondern auch vollendet; er hatte den Menschen im wilden Zustande genauer und sorgfältiger beobachtet, als es jemals vorher geschehen war; er hatte ferner, ohne daß vorhergegangene Beobachtungen, oder Bücher, oder irgend ein Kabinet ihm zu Gebote gestanden hatten, die beiden wichtigen Theile der Naturgeschichte der Thiere, nämlich die der Quadrupeden und der Vögel, durch ganz außerordentliche unschätzbare Beiträge bereichert, — und noch ahnete man in Europa seine Existenz nicht einmal, schien ihn selbst in Alt-Spanien gänzlich vergessen zu haben, und erst jetzt erfährt man durch seine Schriften, was die Wissenschaften ihm zu verdanken haben. Meine Leser werden daher ohne Zweifel einige gedrängte Nachrichten über die Lebensgeschichte eines Mannes, der unserer Belehrung wegen, den größern bessern Theil seines Lebens in unbekannten, fast ganz unangebauten Ländern, und unter den wilden Bewohnern derselben zugebracht hat, mit Vergnügen lesen. Man wird sich dadurch überzeugen, daß die strengste Rechtlichkeit stets alle seine Schritte geleitet hat, und daß folglich seine Nachrichten und Entdeckungen vollkommen den Stämpel der Wahrheit tragen.

Don Felix v. Azara wurde am 18ten März 1746 zu Barbunales bei Balbastro in Arragonien geboren. Sein Vater hieß Alexander und seine Mutter Maria, aus der Familie Perera; sie lebten zurückgezogen auf ihren Gütern und fanden ihr größtes Glück in der Erziehung ihrer beiden Söhne, auf welche sie die größte Sorgfalt verwendeten.

Digitized by Google

Beide Söhne, Don Nicolas und Don Felix wurden in der Folge durch Kenntnisse und Talente berühmt, und ihre würdigen Eltern ärnteten für alle auf sie gewandte Mühe den reichsten Seegen ein.

Don Felix v. Azara betrieb seine ersten Studien auf der Universität zu Huesca in Arragonien, und trat hierauf in die Militär-Akademie von Barcelona ein. Seinen Bruder Don Nicolas hatte er noch niemals gesehen: denn dieser war funfzehn Jahre älter als er, und bald nach seiner Geburt auf die Universität nach Salamanka geschickt worden. Im Jahr 1765 erhielt der letztere durch Verwendung des Ministers Ricardos die Stelle eines Agenten des spanischen Hofes bei dem päbstlichen Hofe zu Rom, und kam bei dieser Gelegenheit durch Barcelona; hier sahen sich die beiden Brüder zum ersten Male, konnten jedoch nur äußerst kurze Zeit beisammen bleiben, und waren alsdann volle fünf und dreißig Jahre von einander getrennt. Don Felix war damals neunzehn Jahr alt; und hatte nicht lange vorher in einem Infanterie-Regiment als Kadet seine militärische Laufbahn angetreten. Im Jahr 1767 wurde er als Fähndrich zu dem Ingenieur-Korps versetzt, bei welchem er im J. 1775 zum Lieutenant befördert wurde.

Als Lieutenant machte er die feindliche Expedition der Spanier gegen Algier mit, und war einer der ersten, die bei dem Angriffe von den Schiffen auf das afrikanische Ufer sprangen. Unglücklicher Weise wurde er jedoch bei dieser Gelegenheit von einer großen kupfernen Kugel getroffen, so daß er für todt auf dem Platze liegen blieb. Nur allein durch die Sorgfalt eines Freundes und durch die Entschlossenheit eines Matrosen, der die eingedrungene Kugel mit einem gewöhnlichen Taschenmesser herausschnitt, wurde er wieder in's Leben zurückgerufen; allein er stand jetzt und auch noch lange nachher die unerhörtesten Schmerzen aus: denn die unglückliche Kugel hatte eine Rippe zerschmettert wovon ein großer Theil herausgenommen werden mußte. Fünf volle Jahre verstrichen, ehe diese Wunde völlig geheilt war, und fünf Jahre nachher, als er schon in Amerika war,

Digitized by Google

brach dieselbe von neuem auf, und es lös'te sich abermals ein Splitter von der zerschmetterten Rippe ab. Ob er gleich damals durchaus keinen chirurgischen Beistand haben konnte, so heilte doch die Wunde von selbst, und ohne daß er das geringste brauchte, sehr bald wieder zu.

Ein gesunder Körper ist gewiß ein vorzügliches Erforderniß für einen Reisenden, der in Wildnissen, in einem fremden Klima, und bei einer ganz ungewohnten Lebensweise, von aller ärztlichen Hülfe entblößt, viele Jahre hinzubringen, den Entschluß faßt. Herr Felix v. Azara genoß dieses Vorzuges in einem hohen Grade: denn er ist niemals in seinem Leben eigentlich krank gewesen. Vielleicht ist er der einzige Mensch in Europa, der einen entschiedenen Widerwillen gegen das Brot, und seit seinem fünf und zwanzigsten Jahre durchaus keines gegessen hat. In diesem Alter litt er lange und heftig an Unverdaulichkeit und einem gewaltigen Uebelbehagen seines ganzen körperlichen Zustandes, wovon er besonders jedes Mal nach dem Essen überfallen wurde. Ein Arzt zu Madrid, den er darüber um Rath fragte, hatte den originellen Einfall, daß sein Uebel vielleicht von dem Genuß des Brotes herrühren könnte, und gab ihm den Rath, keines mehr zu essen. Dieser Rath wurde befolgt, und in kurzer Zeit verschwand das Uebel, das durch keine Art von Arzneien hatte gehoben werden können. Seit jener Zeit war Azara niemals wieder krank gewesen, hat aber auch niemals wieder Brot gegessen. Auch hat er mit den übrigen Speisen nichts anders genossen, das die Stelle des Brotes vertreten hätte; jedoch hat er beständig eine größere Neigung zu Fischen, Obst und Gemüse als zum Fleisch gehabt. „Man darf sich übrigens," sagt er selbst in einem Briefe an den französischen Herausgeber seiner Werke, „nicht so sehr darüber wundern, daß ich kein Brot esse: denn die Einwohner in allen den Ländern, die ich durchreis't habe, essen ebenfalls keines, und sind nicht nur eben so gesund wie wir, sondern erreichen auch ein sehr hohes und zugleich kraftvolles Alter." Man kann sich übrigens denken, wie sehr ihm diese sonder-

Digitized by Google

bare Gewohnheit in Südamerika zu Statten gekommen seyn muß, wo er sich Jahre lang genöthiget gesehen hat, gleich den wilden Indianern, nur allein von Fleisch, Fischen und Früchten zu leben.

Nachdem die beiden Mächte, Spanien und Portugal, der immerwährenden Kriege in Südamerika wegen der unbestimmten Gränzen ihrer dortigen Besitzungen endlich müde waren, und durch den Vergleich von St. Ildefonso, vom Jahr 1777, eine Uebereinkunft darüber mit einander getroffen hatten, die auch in dem Frieden zu Pardo, vom Jahr 1778, von beiden Theilen sanktionirt wurde, so ernannte man auch zu gleicher Zeit von beiden Höfen Kommissarien, die sich nach Südamerika begeben und daselbst nach dem Inhalte des Friedenstraktats die Gränzen zwischen beiden Staaten abstecken sollten. Don Felix v. Azara war einer von denjenigen, die von dem Hofe zu Madrid zu diesem Geschäfte ernannt wurden; bei dieser Gelegenheit wurde er im Jahr 1780 als Ingenieur-Obristlieutenant bei'm See-Officierstabe angestellt. Im Jahr 1781 schiffte er sich zu Lissabon auf einem portugiesischen Schiffe ein, weil Spanien damals in einen Krieg mit England verwickelt war. Aus dem mitgenommenen, aber erst unter dem Aequator eröffneten Verhaltungsbefehlen erfuhr er, daß ihn der König zum Fregattenkapitän ernannt habe; und während seines Aufenthaltes in Südamerika erhielt er im Jahr 1789 den Charakter eines Schiffskapitäns.

Die spanischen Kommissarien machten sich sogleich nach ihrer Ankunft in Südamerika an die Ausführung des ihnen übertragenen Geschäfts, und würden dasselbe auch bald zu Stande gebracht haben, wenn nicht die Portugiesen, die bei einer pünktlichen Erfüllung der Friedensbedingungen eine sehr ansehnliche Strecke Landes, dessen sie sich unrechtmäßiger Weise bemächtigt hatten, wieder hätten zurückgeben müssen, unter allem möglichen Vorwande die Gränzabsteckung von ihrer Seite immer von neuem zu unterbrechen, und in die Länge zu ziehen gesucht hätten. Don Felix sah bald ein, daß bei der Unthätigkeit und dem strafbaren

Digitized by Google

Einverständnisse der spanischen Gouverneure mit der portugiesischen Regierung das Geschäft schwerlich jemals würde zu Stande gebracht werden können, und daß er daher wahrscheinlich eine lange Reihe von Jahren vergeblich in diesem Erdtheile würde zubringen müssen. Er faßte deshalb den Entschluß, sich selbst auf eine nützliche Art zu beschäftigen, alle jene Länder zu bereisen, eine Karte von denselben zu entwerfen, und die Geschichte und die Sitten ihrer Bewohner zu studiren. Die Kosten hierzu mußte er aus seinem eigenen Beutel bestreiten: denn von dem damaligen Vicekönige durfte er nicht nur keine Unterstützung dabei erwarten, sondern er hatte sogar alle Ursache zu fürchten, daß er ihm Hindernisse in den Weg legen würde. Daher sah er sich auch genöthigt, ihm seine Absicht ganz zu verschweigen, und sogar einen großen Theil seiner langwierigen Reisen ohne Vorwissen desselben vorzunehmen.

Mit diesen Reisen in das Innere von Paraguay bis in die Missionen der Jesuiten brachte er beinahe dreizehn Jahre zu, und man kann sich denken, wie sehr dieselben, da sie beständig durch unermeßliche Wildnisse gingen, die von Flüssen, Seen und dicken Waldungen durchschnitten, und größtentheils nur von wilden barbarischen Völkern bewohnt waren, mit zahllosen Beschwerden und Mühseligkeiten aller Art müssen verbunden gewesen seyn. Seine Art zu reisen und die Einrichtungen, die er gewöhnlich dabei zu treffen pflegte, sind so interessant, daß eine kurze Beschreibung davon meinen Lesern nicht unwillkommen seyn wird.

Vorerst schaffte sich Azara einen Vorrath von Branntwein, Glasperlen, bunten Bändern, Messern und andern Kleinigkeiten an, um durch dergleichen Geschenke die Freundschaft der wild lebenden Indianer zu gewinnen; das Gepäcke für seinen eigenen Gebrauch bestand bloß in einigen nothdürftigen Kleidungsstücken, nebst ein wenig Kaffee und Salz, einer Hangematte, und seinen physikalischen und mathematischen Instrumenten. Alle seine gedungenen Begleiter führten keine andern Kleidungsstücke bei sich, als die sie

Digitized by Google

auf dem Leibe hatten; dagegen nahm er selbst immer einen beträchtlichen Vorrath von Taback und von Paraguay-Thee für dieselben mit. Da die aus Europa eingeführten Pferde, so wie das Rindvieh, in den unangebauten Gegenden des spanischen Amerika's als wild umherlaufend sich ungeheuer vermehrt haben, so hatte Azara, besonders auf langen Reisen, stets eine große Menge eingefangener Pferde in seinem Gefolge, so daß oft jeder Reiter noch ein Dutzend derselben als Vorrath mit sich führte. Dieß geschah nicht nur, um nicht in den traurigen Fall zu kommen, daß einige von ihnen bei einem zufälligen Verlust ihrer Pferde ganz unberitten bleiben müßten, sondern auch um häufiger wechseln zu können, weil die Pferde in diesem Lande viel schwächer sind als bei uns, und sehr bald müde werden. Uebrigens verursachen dieselben weder Aufwand noch Mühe, denn sie bekommen kein anderes Futter, als was sie sich des Nachts, wo man sie frei herumlaufen läßt, selbst suchen. Auch nahm Herr v. Azara gewöhnlich eine Anzahl großer Hunde mit, die theils nöthig waren, um durch sie schon vor der fernen Annäherung reißender Thiere gewarnt zu werden, theils nützlich für die Jagd.

Gewöhnlich erhob sich alles eine Stunde vor Sonnenaufgang vom Lager, bereitete und genoß das Fühstück; alsdann ritt ein Theil der Begleitung aus, um die oft über eine Stunde weit umher zerstreut weidenden Pferde zusammenzutreiben. Sobald dieß geschehen war, so bestieg das ganze Gefolge die Pferde, die man die Nacht bei sich behalten hatte, schloß einen Kreis um die herbeigeholten Pferde herum, und fing alsdann mit Schlingen diejenigen von ihnen ein, die man zur Abwechselung an demselben Tage entweder besteigen oder belasten wollte. Daß man aber auch bei Nacht stets einige frische Pferde an seiner Seite hatte, geschah aus Vorsicht, um im Fall eines Angriffs entweder von wilden Indianern oder von reißenden Thieren sogleich beritten zu seyn.

Zwei Stunden nach Sonnenaufgang wurde jedes Mal aufgebrochen. Da es in jenen Wildnissen keine gebahnten

Digitized by Google

Wege gibt, so befand sich immer ein der Gegend kundiger Landeseingebohrner an der Spitze des Haufens, und zwar immer allein, und dreihundert Schritte voraus, um sich ganz selbst überlassen zu seyn, und durch kein Gespräch irre gemacht zu werden. Nach dem Wegweiser folgten die ledigen Pferde und auf diese die sämmliche übrige Mannschaft. Auf diese Weise wurde täglich, ohne auszuruhen, bis zwei Stunden vor Sonnenuntergang die Reise fortgesetzt.

Den Ruheplatz zum Nachtlager wählte man jedesmal in der Nähe eines stehenden oder fließenden Wassers. Hier wurde nun sogleich ein Theil der Mannschaft ausgeschickt, um Brennholz zu sammeln, und wildes Rindvieh einzufangen oder zu erlegen. Wenn man kein solches bekam, oder dasselbe nicht hinreichte, so hielt man sich an dasjenige, das man bei sich hatte. In mancher Gegend fand man auch so viele Tatu's, daß sie zur Ernährung der sämmtlichen Mannschaft vollkommen hinreichend waren. Wußte man hingegen aus den Nachrichten der Eingebohrenen, daß man sich in den Gegenden, durch welche man kommen mußte, keine hinlängliche Ausbeute von der Jagd versprechen durfte, so versah man sich vorher mit einem Vorrathe von Rindfleisch, welches in breite, lange, aber nur fingersdicke Stücke geschnitten, an der Sonne getrocknet, und auf Pferden mitgeführt wurde. Dieß war aber auch durchaus die einzige Art von Mundvorrath, die man mitnahm. Zum Genusse pflegte man es nach der allgemeinen Sitte der Indianer bloß an hölzernen Spießen zu braten, und es auf diese Art zu verzehren.

Ehe man jedoch irgend einen Lagerplatz bezog, mußte immer die erste Sorge seyn, ihn von den sehr oft häufigen Nattern zu reinigen. Man trieb deshalb alle bei sich habenden Pferde eine Zeitlang auf dem beabsichtigten Lagerplatze herum, theils um die Nattern von ihnen zertreten zu lassen, theils um die unter dem Grase versteckten zu verjagen. Diese Sicherheitsmaaßregel kostete jedoch zuweilen einige Pferde, die an den giftigen Bissen der Nattern starben. Wenn hierauf alles in Ordnung gebracht war, so

Digitized by Google

streckte sich jedermann auf die Erde nieder, und verzehrte sein Stück Rindfleisch aus freier Hand. Hr. v. Azara war der einzige, der in einer Hängematte schlief, die entweder an Bäumen oder an Stangen aufgehängt wurde; die gesammte übrige Mannschaft schlief auf Ochsenhäuten. Ein jeder hatte sein Pferd so nah als möglich bei sich, um bei der Annäherung reißender Thiere sogleich entfliehen zu können; diese Annäherung wurde jedesmal von den sämmtlichen Hunden durch das fürchterlichste Heulen und Bellen angekündigt: denn sie riechen dieselben immer schon aus weiter Ferne, weil alle diese wilden Thiere einen außerordentlich starken Geruch verbreiten. Oft geschah es, daß sich ungeachtet aller getroffenen Vorsichtsmaaßregeln einige Nattern auf den Lagerplatz schlichen; allein gewöhnlich versteckten sie sich unter den Ochsenhäuten, worauf die Mannschaft schlief, und verhielten sich ganz ruhig. Mitunter krochen sie auch wohl über die Schlafenden hinweg, ohne sie jedoch im Geringsten zu beschädigen: denn diese Thiere beißen nicht anders, als wenn sie gereizt werden. Hr. v. Azara hat die Wirkung ihres Bisses ausführlich beschrieben.

Auf die eben angegebene Art reis'te man jedoch nur in denjenigen Ländern, wo man von den wild lebenden Indianern durchaus nichts zu befürchten hatte. Ging hingegen die Reise durch solche Gegenden, wo man sich gegen feindliche Angriffe nicht sicher halten durfte, so mußte eine andere Einrichtung getroffen werden. Alsdann ruhte man bei Tage, und reis'te nur bei Nachtzeit. Auf allen Seiten ritten bewaffnete Späher weit voraus, um von jedem herannahenden Feinde sogleich Meldung zu thun; die übrige Mannschaft aber hielt sich in geschlossenen Reihen beisammen, und hatte ihre Waffen beständig in Bereitschaft. Dessenungeachtet wurde Hr. v. Azara mehrere Male von den Wilden angegriffen, und er hatte sogar das Unglück, in den Gefechten mit denselben zu verschiedenen Malen einige von seinen Leuten zu verlieren.

Zum öftern wurde auch auf mehrere Tage und Wochen in der Wildniß Halt gemacht; alsdann ließ sich Herr v. Azara eine

Digitized by Google

eine kleine Hütte von Holzstämmen mit Stroh gedeckt bauen, um sich gegen den Regen zu schützen, und seine Mannschaft schlug für sich ebenfalls Hütten auf, und zwar auf die Art, wie Ersterer sie in seinem Werke bei Gelegenheit der Charrua's-Indianer beschrieben hat.

Im Anfang waren mathematische Bestimmungen, die geographische Beschreibung der Länder, und die Kenntniß ihrer Einwohner der Hauptzweck aller dieser Reisen; allein in der Folge beschäftigte dieses den regen Geist Azara's nicht mehr hinlänglich, und seine Mißbegierde wurde von mehreren Seiten auf's höchste gereizt: denn alles was ihn umgab, Land, Menschen, Thiere und Pflanzen, war ihm neu, und er lebte in einer fremden ihm gänzlich unbekannten Schöpfung. Daß unter den Pflanzen und Thieren jener Länder sehr viele seyn mußten, die noch kein wissenschaftlicher Reisender zu untersuchen und zu beschreiben Gelegenheit gehabt hatte, dieß konnte keinem Zweifel unterworfen seyn; allein Azara hatte sich seiner Bestimmung gemäß hauptsächlich zum Mathematiker und Astronomen gebildet, und hatte auch, als er seine Studien in Europa betrieb, nicht Gelegenheit gehabt, sich naturhistorische Kenntnisse zu erwerben. Er suchte daher anfänglich bloß die Bälge der getödteten Thiere aufzubewahren, um sie einst mit nach Europa zu nehmen; allein Feuchtigkeit und Wärme der dortigen Atmosphäre und gefräßige Insekten, vereitelten bald diesen Plan. Er begnügte sich daher damit, daß er die Form und Farbe der Thiere auf das genaueste und sorgfältigste beschrieb; diese Beschreibungen wuchsen jedoch bald zu einer solchen Menge an, daß er manchmal nicht mehr wußte, ob er ein oder das andere Thier schon beschrieben hatte oder nicht, und deßhalb manche darunte mehre Male beschrieb. Endlich aber fiel er, um sich diese vergebliche Arbeit zu ersparen, auf den Gedanken, die sämmtlichen Thiere in gewisse Klassen einzutheilen, jeder Klasse die charakteristischen Kennzeichen derselben beizulegen, und sie zugleich nach ihrer Lebensweise und ihren besondern Verschiedenheiten in einzelne Familien und Gattungen abzutheilen. Er ahnete

Digitized by Google

dabei nicht, daß er sich aus Noth getrieben einer Methode bediente, die von den berühmtesten Naturforschern in Europa nach Jahre langem Streben und Forschen erfunden, und seitdem allgemein befolgt worden ist.

So wahr ist es, daß ein thätiger Geist sich alles zueignet, was das Schicksal in seine Nähe führt, und alle Verhältnisse, worein die Vorsehung ihn versetzt, zu seiner Entwickelung zu benutzen weiß. So wurde Don Nicolas von Azara, ungeachtet seiner vielfältigen diplomatischen Arbeiten, zu Rom ein berühmter Philolog, und ein aufgeklärter Beschützer und Beförderer aller Künste und Wissenschaften; Don Felix aber wußte sich ohne vorhergegangenen Unterricht, ohne Bücher, ohne die geringste Anleitung, und nur allein durch die mannigfaltigen Materialien zu Beobachtungen, die ihn von allen Seiten umringten, zum ersten Rang unter den Zoologen empor zu schwingen.

Nicht lange nachher führte ihm ein glücklicher Zufall eine spanische Uebersetzung von Büffons naturhistorischen Werken in die Hände, und man kann sich denken, mit welcher Begierde er dieselben verschlang. Da er nun fand, daß es in den von ihm beschriebenen Ländern eine große Menge von Thieren gab, die dieser berühmte Naturforscher noch ganz und gar nicht kannte, so sah er seine eigene Arbeit von neuem durch, und fügte auch bei allen denjenigen Thieren, welche von Büffon mangelhaft oder gar unrichtig beschrieben worden waren, die nöthigen Bemerkungen und Erläuterungen bei. Büffon war sein Lehrer, und er wurde nun wieder Büffon's Verbesserer.

Allerdings beging Herr v. Azara mitunter auch Fehler, aber nicht in den Beschreibungen selbst, sondern bloß in der Vereinigung und Absonderung mehrerer Gattungen und Arten, und besonders bei manchen individuellen Ansichten. Die Beschreibungen der Formen sind im höchsten Grade genau, und die von der charakteristischen Lebensweise aller verschiedenen Familien und Gattungen sind mit einer solchen Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit entworfen, daß sie

Digitized by Google

von nichts in ihrer Art übertroffen werden. Da es ihm aber an den allgemeinen Kenntnissen der Naturgeschichte fehlte, er durchaus keinen Umgang mit irgend einem Naturforscher hatte, ihm auch niemals eine beträchtliche naturhistorische Sammlung zu Gesicht gekommen war, und er sogar nicht einmal die verschiedenen Thierarten in seinem eigenen Vaterlande kannte, so erlaubte er sich zuweilen Vereinigungen von Gattungen und Arten, die nicht in der Natur gegründet sind, und trennte dagegen mancherlei Arten von einander, die in dieselbige Gattung gehören. Zuweilen befand er sich auch in Verlegenheit, wie er sich irgend einen Umstand erklären sollte, und wenn er alsdann durch seine eigenen Beobachtungen keinen hinlänglichen Aufschluß darüber erhalten konnte, so verfiel er mitunter auf Systeme, die viele Aehnlichkeit mit denen haben, die in der Kindheit der Wissenschaften erfunden, aber bei Zunahme der Kenntnisse schon längst als falsch und unrichtig verworfen worden sind. Diese Fehler, deren er sich jedoch nicht viele hat zu Schulden kommen lassen, sind auch bei der nunmehr erschienenen französischen Ausgabe seines Werkes durch die gelehrten Naturforscher: Walckenaer, Sonnini und Cuvier, in besondern Anmerkungen angezeigt und berichtigt worden.

Als endlich nach dreizehn Jahren Herr v. Azara mit seinem ihm aufgetragenen Vermessungsgeschäfte fertig geworden war, so schrieb er zum öftern an das Ministerium nach Spanien, um seine Zurückberufung zu bewirken, allein immer vergebens: denn alle seine Briefe wurden in Südamerika zurückbehalten und nicht abgeschickt. Natürlicher Weise mußte der Vicekönig wünschen, einen Mann, der mit so ausgezeichneten Kenntnissen eine so genaue Kunde des Landes verband, noch länger in Amerika zurück zu behalten; auf der andern Seite mußten aber auch diejenigen Gouverneure, welche Antheil an der strafbaren Verzögerung der Gränzberichtigung gehabt hatten, die Rückkehr Azara's nach Europa äußerst fürchten. Sie suchten daher die Abberufung desselben auf alle mögliche Art zu verhindern; allein

Digitized by Google

dieß war noch die geringste Kränkung, die er von ihnen zu erdulden hatte.

Nachdem sich Azara so viele Mühe gegeben hatte, das Land, worin er leben mußte, auf das genaueste kennen zu lernen, so wünschte er auch zu erfahren, was vor ihm über den nämlichen Gegenstand geschrieben worden war, und suchte sich deshalb sowohl in den gedruckten Werken als in den Manuskripten, die sich in dem Archive der Stadt Assumption befinden, über die Geschichte von Paraguay zu unterrichten. Allein der Gouverneur ließ das dortige Archiv verschließen, nahm dem Aufseher desselben, welcher sich gegen Herrn v. Azara gefällig bezeigt hatte, die Schlüssel ab, und überschickte sie einem seiner Vertrauten, der dreißig Stunden von der Stadt entfernt lebte.

Dieser Gouverneur war jedoch bloß unwissend und eifersüchtig, allein sein Nachfolger vereinigte mit diesen Fehlern auch noch die Laster der Heuchelei und des Neides. Der Stadtrath von Assumption hatte Herrn v. Azara gebeten, ihm einen Auszug von den auf seinen Reisen durch Paraguay gesammelten Bemerkungen zu fertigen, und er that dieses mit der größten Bereitwilligkeit. Mit diesem Auszuge war man so sehr zufrieden, daß man dem Azara'n zum Beweise der Dankbarkeit den Titel und die Privilegien eines höchst verdienten Bürgers der Stadt Assumption ertheilte. Diese Ehrenbezeugung erbitterte den Gouverneur dergestalt, daß er aus dem Archive der Stadt nicht nur jene von Azara gefertigte Beschreibung, nebst der dabei befindlichen Karte, sondern auch die Register, in welchen ihm das dasige Bürgerrecht auf eine so ehrenvolle Art zuerkannt worden war, heimlich entwenden ließ. Als nun dieses schändliche Benehmen, ungeachtet aller getroffenen Vorsicht, endlich dennoch entdeckt wurde, so kannte die Wuth des Gouverneurs keine Gränzen mehr, und er suchte sich nun auf alle mögliche Art an Azara zu rächen. Er schrieb an die Minister in Spanien, daß Herr v. Azara nur darum eine Karte und eine Beschreibung des Landes

Digitized by Google

entworfen habe, um dieselben den Portugiesen in die Hände zu liefern. Als ferner nicht lange nachher sechs große Ballen mit kostbaren Effekten von dem portugiesischen Gouverneur zu Matogroso an diesen spanischen Gouverneur von Assumption ankamen, um denselben dadurch zu bestechen und für die Absichten des portugiesischen Hofes zu gewinnen, so beging der letztere die Niederträchtigkeit, daß er, als die Sache ruchtbar wurde, öffentlich behauptete, diese Ballen wären zu einem Geschenke für Herrn v. Azara bestimmt gewesen. Er schrieb dieses auch an den Vizekönig von Buenos-Ayres, worauf der letztere alle Karten und Papiere des Azara's, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen ließ. Azara war jedoch der öffentlichen Achtung so sehr versichert, daß er es unter seiner Würde hielt, sich gegen solche schändliche Verläumdungen öffentlich zu erklären. Um jedoch die mühsam erworbenen Früchte seiner Reise keinen solchen Gefahren mehr auszusetzen, gebrauchte er die Vorsicht, alle seine Karten und Manuskripte einem rechtschaffenen Mönche, dem er trauen konnte, bis zu seiner künftigen Abreise nach Europa zur Aufbewahrung zu übergeben, und in der Folge zeigte es sich auch, wie wohl er daran gethan hatte; denn von allen den Papieren, die der Vice-König weggenommen hatte, wurde ihm nicht mehr ein Blatt zurückgegeben.

Als nun jener Gouverneur seinen Zweck, Hrn. v. Azara zu verläumden, nicht erreichen konnte, so fing er an, demselben auf die niedrigste Art zu schmeicheln und die wärmste Freundschaft gegen ihn zu heucheln, um auf diesem Wege seine Karten und Papiere von ihm zu erschleichen. Er hatte wirklich schon die Unverschämtheit gehabt, dem spanischen Hofe zu melden, daß er eine Naturgeschichte der Vögel und der vierfüßigen Thiere seines Gouvernements bearbeitet habe, die er nächstens einsenden werde. Dabei hatte er sich nämlich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es ihm gelingen werde sich der Manuskripte des Hrn. v. Azara zu bemächtigen. Als ihm aber dieser Plan durchaus fehl schlug, so wendete er aus Rache alle möglichen Mittel an, um zu

Digitized by Google

verhindern, daß die wilden Indianer dem Hrn. v. Azara keine eingefangenen oder erlegten Thiere mehr zubringen sollten; hierdurch wollte er ihm alle Gelegenheit seine Arbeit zu vervollkommnen und zu vollenden, gänzlich abschneiden.

Man hatte nun aber in Süd-Amerika durchaus die Absicht, sich mit Azara's Arbeiten, wie mit fremden Federn zu schmücken. Mehrere seiner Abhandlungen hatte er einigen seiner Gehülfen mitgetheilt, welche dieselben abschrieben, und von diesen Abschriften wurden verschiedene mit Hinweglassung des Namens ihres Verfassers, in einem zu Buenos-Ayres erscheinenden Journale abgedruckt. Der damalige Vice-König sammelte sowohl diese gedruckten Aufsätze, als die vorhandenen noch ungedruckten Abschriften zusammen, um sie nach Spanien zu senden, und für seine Arbeit auszugeben.

Dieser Vice-König und die Gouverneure hatten es sich zum Gesetz gemacht, in ihren Briefen an das Ministerium des Don Felix v. Azara und der von ihm geleisteten Dienste durchaus niemals zu erwähnen, und boten vielmehr alles auf, um ihn bei Hofe gänzlich in Vergessenheit kommen zu lassen. Was ihm also Belohnung, Ruhm und Ehre hätte verschaffen sollen, war gerade die Ursache, warum er vergessen wurde, und auf immer zu einem dunkeln Leben, fern von Europa verurtheilt zu seyn schien.

Diese Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Oberbefehlshaber verminderte aber im geringsten nicht den patriotischen Eifer, womit sich Azara nützlich zu machen, und alle ihre Befehle und Aufträge auf das pünklichste zu vollziehen suchte. Unter andern erhielt er den Auftrag, die Gränzen des Landes nach Süden hin noch weiter zu durchforschen, indem die Regierung Willens war, ihre Besitzungen dorthinwärts noch weiter auszudehnen; dieß war aber ein nicht nur höchst beschwerliches, sondern auch gefahrvolles Geschäft: denn jene ganze Landesstrecke ist nicht nur eine völlige Einöde, sondern Azara hatte auch während der ganzen Dauer des Geschäftes fast tägliche Gefechte mit den daselbst wohnenden wilden und kriegerischen Pampa's.

Digitized by Google

Indianern zu bestehen. — Späterhin wurde ihm auch der Oberbefehl über die ganze östliche an Brasilien hinlaufende Gränze übertragen, wodurch er Gelegenheit bekam, diese Gegenden nach Gefallen zu durchreisen, und sie auf das genauste kennen zu lernen; auch trieb er an dieser Gränze die Portugiesen, die daselbst auf unrechtmäßige Art mehrere Strecken Landes in Besitz genommen hatten, mit Gewalt wieder zurück. Ferner mußte er auch alle Häfen am La Plata-Strome bereisen, und einen Vertheidigungsplan für dieselben entwerfen, im Fall die Engländer sie angreifen sollten. Außerdem überreichte er auch den Vice-Königen und Gouverneurs mehrere Gutachten über verschiedene Zweige der innern Staatsverwaltung, und trug besonders in mehrern derselben mit dem größten Eifer darauf an, daß den civilisirten Indianern die Freiheit gegeben werden mögte, wobei er das Alberne und Unzweckmäßige der von den Jesuiten in ihren Kolonieen eingeführten Verfassung mit den hellsten und wahrsten Farben darstellte.

Gegen das Ende seines Aufenthaltes in Amerika leistete er noch dem Vice-Könige von Buenos-Ayres und dem Königl. Schatze einen höchst wichtigen Dienst, wovon es, zur Kenntniß der bisherigen innern Verfassung jener Länder nöthig ist, die Umstände etwas ausführlicher anzugeben.

Im Jahr 1778 hatte der spanische Hof beschlossen, die Küste von Patagonien bevölkern und anbauen zu lassen. In dieser Absicht wurde eine große Anzahl spanischer Familieen nach Südamerika übergeschifft, welche auch in den Häfen Monte-Video, Maldonado und St. Sacramento glücklich ankamen. Allein mit Ausführung des Plans wollte es schlechterdings nicht vorwärts gehen: der damalige Vicekönig konnte nur eine sehr geringe Anzahl von diesen Familieen auf eine gehörige Art unterbringen, und mußte deshalb den Uebrigen vorläufig eine gewisse Summe Geldes jährlich bezahlen, damit sie nur leben konnten. Zwanzig Jahre nachher war die Unterbringung dieser Familieen und die Ausführung des ganzen Planes noch nicht weiter gediehen, als im ersten Jahre. Die Folge davon war, daß sich

Digitized by Google

in diesen Provinzen eine große Menge von Müßiggängern befand, deren Unterhaltung einzig und allein dem Königl. Schatze zur Last fiel, und dem Staate jährlich eine Summe Geldes kostete, die sich auf nicht weniger als 50000 Piaster belief. Der damalige Vicekönig fühlte die Größe dieses Uebels auf das lebhafteste, und war in Verzweiflung, daß er kein Mittel vor sich sah, ihm abhelfen zu können. Der Thätigkeit des Hrn. v. Azara war es vorbehalten, alle diese Familieen dem Laster des Müßigganges zu entreißen, und dem Staate die beträchtliche Geldsumme, die jährlich ganz vergeblich verschwendet wurde, zu ersparen. Er führte nämlich diese Kolonistenfamilieen an die brasilische Gränze in fruchtbare, noch unkultivirte und bisher den Einfällen der Portugiesen Preis gegebene Gegenden an dem Ursprunge des Flusses Ybicui; hier vertheilte er Ländereien unter dieselben, und alles, was zum Ackerbau und zur Führung der Landwirthschaft erforderlich ist. Er bauete ihnen Häuser und eine Kirche, und gründete die Stadt St. Gabriel de Batovi. Einen andern Theil derselben führte er an den Fluß St. Maria, der sich in den Ybicui ergießt, bezeichnete für dieselben noch eine andere Stadt, die er Esperanza nannte, und ihr den heiligen Felix zum Schutzpatron gab. Diese ganze Unternehmung, wozu man in zwanzig Jahren nicht einmal den Anfang zu machen gewußt hatte, führte er mit dem glücklichsten Erfolge innerhalb acht Monaten aus. Durch diese neuen Kolonieen verschaffte er zugleich jener Gegend neue Arme zur Urbarmachung der alten, und trug dadurch überhaupt zur Beibehaltung dieses Gränzlandes, das eine Strecke von mehr als 60 Stunden Weges betrug, und dessen die Portugiesen schon im Begriff waren, sich zu bemächtigen, wesentlich bei.

So viele lange und wichtige Dienstleistungen bewirkten doch endlich, als ein anderer Vicekönig und andere Gouverneure herrschten, daß man Herrn v. Azara's Bitte, um Zurückberufung, nicht nur nach Europa gelangen ließ, sondern auch dem Hofe einen treuen Bericht von den vielfachen Verdiensten abstattete, die sich derselbe in Südamerika erwor-

Digitized by Google

ten hatte. Hierauf erhielt derselbe im Anfange des Jahres 1801 die so sehnlich gewünschte Erlaubniß, nach Spanien zurückkehren zu dürfen.

Nach seiner Zurückkunft in Europa war sein erstes Geschäft, denjenigen Theil seiner Arbeiten, den er ohne besondere Erlaubniß des Hofes bekannt machen durfte, nämlich seine Beschreibung der vierfüßigen Thiere und der Vögel, dem Drucke zu übergeben. Diese Arbeit widmete er in einer liebevollen Zueignungsschrift seinem Bruder, dem Gesandten, den er nicht kannte, weil er ihn nur ein Mal in seinem Leben, und zwar in seinem neunzehnten Jahre, zu Barcelona gesehen und zwei Tage mit ihm gelebt hatte. „Er wolle," sagt er in dieser Zueignungsschrift, „durch dieses Werk gewissermaßen Bekanntschaft mit ihm stiften, und ihm zugleich zeigen, auf welche Art er die zwanzig besten Jahre seines Lebens, die er ohne Freunde, ohne Bücher, und fast immer in furchtbaren Einöden unter Wilden habe zubringen müssen, verwendet habe." Am 5ten Oktober 1802 erhielt er von dem Könige von Spanien den Charakter eines Brigade-Generals, und nicht lange nachher reisete er selbst nach Paris zu seinem Bruder, Don Nicolas, der damals spanischer Gesandter am französischen Hofe war. Hier wurde ihre beiderseitige Freundschaft und Liebe bald so herzlich, und ihre Zuneigung zu einander so groß, daß sie sich nicht wieder von einander trennen konnten. Auf Zureden seines Bruders legte Don Felix seine neue Militärstelle nieder, um in Zukunft beständig bei seinem Bruder zu leben, und seine Zeit ausschließlich den Wissenschaften, besonders dem Studium der Naturgeschichte, zu widmen.

Diese herzliche Eintracht zwischen beiden Brüdern wurde aber sehr bald durch den frühen Tod des Gesandten v. Azara, der am 26sten Januar 1803 in den Armen seines Bruders auf eine höchst unerwartete Weise starb, auf das schmerzlichste unterbrochen. Der König von Spanien rief hierauf Don Felix wieder nach Madrid zurück, und ernannte ihn zum Mitglied eines Kriegsrathes für beide In-

Digitized by Google

dien, dem vorzüglich die Vertheidigungsanstalten jener Länder übertragen war. In dieser Stelle genoß er nun endlich in seinem Vaterlande das Ansehen und die Ruhe, die er durch seine geleisteten Dienste mit so vollem Rechte verdient hatte. Er stand noch in diesem Posten, als sich die jetzige gänzliche Veränderung in dem politischen Zustande von Spanien zutrug. Seitdem aber hat man nicht erfahren können, ob er noch fortdauernd ein öffentliches Amt bekleidet, oder ob er auf seinen Gütern in Arragonien nur allein sich und den Wissenschaften lebt. Möge ihn, nach so vielen auf seinen Reisen glücklich überstandenen Gefahren, das Schicksal auch durch die neuern kriegerischen Begebenheiten in Spanien glücklich hindurch führen!

Digitized by Google

Reise

nach

Süd-Amerika

von

Don Felix von Azara

in

den Jahren 1781 bis 1801.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Da dieses Werk nur allein das Resultat meiner eigenen Erfahrungen und Beobachtungen ist, so muß ich meinen Lesern zuerst die Veranlassung erzählen, wodurch ich in den Stand gesetzt worden bin, dieselben zu machen; ich muß ihnen von den Hülfsmitteln, deren ich mich dabei bedient, und von der Methode, die ich befolgt habe, Rechenschaft ablegen. Hierbei werde ich jedoch den Aufwand, den ich dabei gehabt habe, die zahllosen Beschwerden und Gefahren, denen ich mich unterziehen mußte, und die vielfältigen, an Verfolgungen gränzenden Hindernisse, die mir durch Neid und Mißgunst in den Weg gelegt worden sind, gänzlich mit Stillschweigen übergehen; denn alle diese Dinge können weder den Werth meines Buches erhöhen, noch auch für irgend jemand Interesse haben. Es würde im Gegentheil mancher, der vielleicht in der Zukunft Lust hätte, die nämlichen Reisen zu unternehmen, dadurch abgeschreckt werden.

Als ich im Jahr 1781 als Oberstlieutenant vom Ingenieur-Corps zu St. Sebastian in der Provinz Guipuskoa in Garnison lag, erhielt ich ganz unerwarteter Weise von meinem General den Befehl, ohne den geringsten Verzug nach Lissabon zu reisen, und mich

Digitized by Google

daselbst wegen meiner weitern Bestimmung bei unserm Gesandten zu melden. Dem zufolge reis'te ich sogleich den andern Morgen ab, und ließ meine Bücher und sämmtlichen Effekten zurück, weil ich in kurzer Zeit wiederzukommen hoffte. Bei meiner Ankunft zu Lissabon eröffnete mir aber der Gesandte, daß ich unverzüglich mit dem Schiffs-Kapitän Don Joseph Varela-y-Ulloa und noch zwei andern Marine-Officiers nach Buenos-Ayres in Süd-Amerika abreisen müßte, und zwar auf einem Portugiesischen schon wirklich segelfertigen Schiffe, weil wir eben damals mit England in Krieg verwickelt waren; wir wären alle vier, setzte er hinzu, zu einem und dem nämlichen Geschäfte bestimmt, und würden unsere weitere Instruktion bei unserer Ankunft zu Buenos-Ayres von dem dasigen Vicekönig erhalten. Es blieb uns nichts weiter übrig, als diesem Befehl zu gehorchen, und uns sogleich einzuschiffen; unter der Linie erfuhr ich durch eine mitgenommene Depesche, die nicht früher eröffnet werden durfte, daß mich der König zum Kapitän einer Fregatte ernannt hatte, weil man es für zweckmäßig hielt, daß wir sämmtlich See-Officiere wären. Nach einer sehr glücklichen Fahrt kamen wir zu Rio-Janeiro, dem vorzüglichsten Hafen der Portugiesen in Brasilien, an.

Varela hatte daselbst eine Unterredung mit dem Vicekönig, worauf wir uns nach Montevideo am La Plata Fluß einschifften. Hier trafen wir unsern Vicekönig an, der uns nunmehr die Befehle des Königs und die Geschäfte, die wir in Amerika verrichten sollten, bekannt machte. Wir sollten nämlich gemeinschaftlich mit Portugiesischen Commissarien die im Friedensvertrag von 1777 ausgemachten Gränzen des beiderseitigen Gebietes vom Meere an, etwas oberhalb des La Plata-Stromes, bis unterhalb des Zusammenflusses der Flüsse Guapore und Mamore, woraus der

Digitized by Google

Madera-Strom entsteht, der sich in den Maranon ergießt, nunmehr genau bestimmen und wirklich abstekken. Diese außerordentlich weite Gränzerstreckung wurde in fünf Abschnitte getheilt, wovon jeder Abgeordnete einen zur Bearbeitung erhielt, weßhalb auch außer uns vier aus Spanien angekommenen Officieren noch ein fünfter Abgeordneter zu diesem Geschäfte an Ort und Stelle selbst ernannt wurde. Varela erhielt dabei die Oberaufsicht über die Gränzbestimmung der südlichen, und ich über die der nördlichen Hälfte.

Der Vicekönig schickte mich nunmehr allein 150 Stunden weit zu Lande an den großen Fluß St. Pedro in die Portugiesische Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens mit dem genannten Flusse, um mich mit dem Portugiesischen General über die Ausführung des uns übertragenen Geschäftes zu besprechen. Nachdem dieses geschehen war, so kehrte ich wieder an den Plata-Strom zurück; allein schon in der ersten Nacht nach meiner Ankunft daselbst erhielt ich den Befehl, daß ich unverzüglich nach Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, abreisen, daselbst die nöthigen Voranstalten zu unserm Geschäfte treffen, und die Portugiesischen Commissarien erwarten sollte.

Aus dem ganzen Benehmen der Portugiesen konnte ich jedoch leicht ersehen, daß es ihnen um die Gränzberichtigung nicht sehr zu thun war, sondern daß sie das Geschäft durch Verzögerungen aller Art, durch Berichte an die beiderseitigen Höfe, und unter dem ungegründetsten, lächerlichsten Vorwande nur in die Länge zu ziehen suchten, um es niemals zu einem Abschlusse damit kommen zu lassen. Ich überzeugte mich bald, daß ich viele Jahre vergeblich daselbst würde zubringen müssen, und wünschte deshalb diese müßige Zeit so gut als möglich benutzen zu können. Ich faßte daher den Entschluß, während der langen Zeiträume, wo ich

Digitized by Google

durch immer neue Hindernisse von meinem Hauptgeschäfte, der Gränzberichtigung, würde abgehalten werden, jene Länder zu bereisen, eine Karte von denselben zu entwerfen, und die Geschichte, so wie die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner zu studiren. Hiezu durfte ich aber von den Vicekönigen weder die Erlaubniß, noch auch die geringste Unterstützung zu erhalten hoffen; denn so oft ich auch unthätig hingehalten wurde, so wollte man doch nicht, daß ich mich von meinem Posten entfernte, und mir genauere Kenntnisse von den Verhältnissen des Innern der Provinzen verschaffte. Ich machte daher alle meine Reisen ohne ihr Vorwissen, und mußte die sämmtlichen Kosten derselben aus meinem eigenen Beutel bestreiten.

Auf diese Weise durchwanderte ich nicht nur alle Theile der Provinz Paraguay, sondern drang sogar bis in die Missionen der Jesuiten und in das weit umfassende Gebiet der Stadt Corrientes vor. Hiermit brachte ich neben meinem Berufsgeschäft, der Gränzabsteckung, beinahe dreizehn Jahre zu. Nach Verlauf dieser Zeit erhielt ich den Befehl, unverzüglich nach Buenos-Ayres zu kommen, und hier ertheilte man mir den Oberbefehl über die ganze südliche Gränze, d. h. über die Landschaft der kriegerischen Pampas-Indianer. Zugleich erhielt ich auch den Auftrag, diese Gegenden noch weiter gegen Süden hin zu erforschen, weil man willens war, die Gränzen der Spanischen Besitzungen dorthinwärts noch weiter auszudehnen.

Nachdem ich diesen Auftrag vollendet hatte, ertheilte mir der Vicekönig die Erlaubniß, alle Spanischen Besitzungen, die südlich von den La Plata- und Parana-Strömen liegen, besuchen zu dürfen. Ich gab zugleich zwei meiner Subaltern-Officiere, Don Pedro Cervino und Don Luis Ynciarte, in die ich ihrer Kenntnisse wegen das meiste Zutrauen setzte, den Auftrag, sich auf dem Parana-Strome einzuschiffen,

Digitized by Google

und eine Karte von dem Laufe desselben aufzunehmen, während ich selbst meine Vermessungen längs des genannten Flusses landeinwärts anstellte. Als wir in der Folge beide Arbeiten mit einander verglichen, zeigte sich die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen denselben.

Auf dieser Reise war ich schon bis zur Stadt Santa-Fé de la Vera Cruz gekommen, hatte von dem Distrikte derselben eine Karte entworfen, und war eben im Begriff, ein Gleiches von den Provinzen Cordova, Salta und Mendoza, von den westlichen Gränzen von Chaco und dem Lande der Patagonen zu thun, als ich plötzlich den bestimmten Befehl erhielt, wieder nach Buenos-Ayres zurück zu kehren, weil man wegen unsers Krieges mit England auch in einen mit Portugal verwickelt zu werden befürchtete. Dieser Besorgniß wegen übertrug man mir den Oberbefehl über die ganze östliche, an Brasilien hinlaufende Gränze; durch diese Stelle wurde ich in den Stand gesetzt, alle diese Gegenden auf das Genaueste kennen zu lernen, und eine Karte von denselben zu entwerfen. Als ich einige Jahre nachher in gleicher Würde, verschiedener besonderer Aufträge wegen, noch einmal in diese Gränzländer kam, hatte ich Gelegenheit, diese früheren Arbeiten mit Muße noch einmal durchzusehen und zu berichtigen.

Ich hatte unterdessen schon mehrere Male, aber immer vergebens, um die Erlaubniß angehalten, wieder nach Europa zurückkehren zu dürfen; endlich aber wurde dieser mein sehnlicher Wunsch erfüllt, und ich erhielt den Befehl, auf dem ersten Schiffe, das absegeln würde, nach Spanien zurück zu kommen. Dieß geschah denn auch zu Ende des Jahres 1801, nachdem ich mich volle zwanzig Jahre in den Süd-Amerikanischen, größtentheils unangebaueten Erdstrichen aufgehalten und zahllose Beschwerden ausgestanden hatte.

Digitized by Google

In einer so unermeßlichen Länderstrecke, die vielleicht so groß als das gesammte Europa ist, muß natürlicher Weise eine große Verschiedenheit des Klima's angetroffen werden; allein diese Verschiedenheit beobachtet eine genaue von der Breite abhängende Gradation. Um daher meinen Lesern einen richtigen Begriff von dem dasigen Klima und den daselbst herrschenden Winden zu geben, brauche ich bloß dasjenige, was ich in zwei äußerst weit von einander entfernten Städten beobachtet habe, anzuführen.

Zu Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, die im 25° 16′ 40″ der Breite liegt *), stieg das Quecksilber in dem Fahrenheitschen Thermometer an den gewöhnlichen Tagen im Sommer in meinem Zimmer auf 85°, und an den heißesten Tagen bis auf 100°; an denjenigen Wintertagen aber, die man daselbst kalt nannte, fiel es niemals unter 45° herab. Nur allein in den ganz außerordentlich kalten Wintern von 1786 und 1789 erfroren mancherlei Arten von Gewächsen, und ich sah sogar einmal das Wasser in meinem Hofe gefrieren, wobei der Thermometer auf 30° herabgesunken war. Da nun zwischen diesem Grade und dem der stärksten Hitze eine außerordentlich große Verschiedenheit Statt hat, so folgt daraus ein merklicher Unterschied in den Jahreszeiten, wobei sogar viele Bäume ihre Blätter verlieren, und im Frühlinge neue hervortreiben. Es herrscht in dem Lande selbst die allgemeine und sehr richtige Meinung, daß der Süd- und Süd-Ostwind Kälte, der Nordwind hingegen Wärme hervorbringe. Die Wärme und die Kälte scheinen daselbst auch in der That eben so sehr oder noch weit mehr von den Winden abzuhängen, als von der physischen Lage

*) Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß die Rede hier immer von südlicher Breite und von westlicher Länge, von dem Meridian von Paris an gerechnet, ist, und daß ich die eine wie die andere immer selbst beobachtet habe.

Digitized by Google

des Landes und der Richtung der Sonne. Der Ost- und der Nordwind sind daselbst die herrschenden Winde; der Südwind weht höchstens nur den zwölften Theil des Jahres hindurch, und wenn sich derselbe nach Südwesten umlegt, so giebt es einen hellen heitern Himmel. Den Westwind kennt man fast ganz und gar nicht, weil er durch die Gebirgskette der Anden, obgleich in einer Entfernung von mehr als 200 Stunden, abgehalten wird; wenn er aber auch je zuweilen weht, so hält er doch niemals länger als einige wenige Stunden an.

Während meines Aufenthaltes zu Buenos-Ayres hatte ich keinen Thermometer, um den höchsten Grad der Hitze und der Kälte beobachten zu können; allein da diese Stadt in einer Breite von 34° 36′ 28″ liegt, so läßt es sich denken, daß die Hitze daselbst weit geringer, die Kälte hingegen stärker als zu Assumption seyn muß. Dessen ungeachtet wird daselbst der Winter schon für sehr gelinde gehalten, wenn das Wasser drei oder vier Tage lang leicht überfriert; wenn hingegen dieses Gefrieren des Wassers nur einige Tage länger dauert, so ist es schon ein sehr strenger Winter. Die Winde sind daselbst weit heftiger als zu Assumption, jedoch mehr im Frühling und im Sommer, als im Herbst; sie treiben ganze Wolken von Staub in die Höhe, die zuweilen die Sonne verfinstern, in alle Zimmer eindringen, und den Einwohnern äußerst beschwerlich fallen. Die Atmosphäre zu Buenos-Ayres ist beständig feucht; die Wände und Fußböden in allen gegen Süden gelegenen Zimmern sind daher immer mit Feuchtigkeit und Schimmel bedeckt, so wie die in der nämlichen Richtung befindlichen Mauern mit Gras und Moos. Auf eben dieser Seite wächst auf den Dächern ein dichtes, fast drei Fuß hohes Gras, so daß man wenigstens alle zwei bis drei Jahre die Dächer davon reinigen muß. So sehr aber auch diese Feuchtig-

Digitized by Google

keit der Luft alles Holzgeräth, selbst in den Zimmern, in kurzer Zeit verdirbt, so ist sie doch der Gesundheit keinesweges nachtheilig.

Die Dünste verdichten sich zu Buenos-Ayres selten bis zum Nebel, und der Himmel ist beständig heiter und rein. Die dasigen Einwohner haben mich versichert, daß sie bei ihren Lebzeiten nur ein einziges Mal haben Schnee fallen sehen, und zwar in sehr geringer Quantität; dessen ungeachtet brachte dieser Schnee die nämliche Wirkung auf sie hervor, wie der Regen auf die Einwohner von Lima. Wenn diese letztern zum ersten Mal ihr Vaterland verlassen, so wissen sie sich, wenn es regnet, vor Erstaunen nicht zu fassen; denn dieses ist eine bei ihnen durchaus unbekannte Naturerscheinung. Hagel fällt in dem ganzen Lande ebenfalls äußerst selten; dennoch fielen im Jahre 1789 bei einem Gewitter in der Gegend von Assumption Hagelkörner bis zu drei Zoll Dicke herab.

Regen fällt in dem ganzen Lande weit häufiger als in Spanien, und im Sommer oft in ungeheurer Menge; er ist alsdann häufig von den furchtbarsten Gewittern begleitet, wobei Blitze und Donnerschläge so schnell auf einander folgen, daß oft ganz und gar keine Pause zwischen ihnen Statt hat, und daß der Himmel ganz im Feuer zu stehen scheint. Auch schlägt der Blitz zehnmal häufiger daselbst ein, als in Spanien, besonders wenn das Gewitter von Nordwesten herkömmt. Zu meiner Zeit wurden in Paraguay sehr viele Personen davon erschlagen, und bei einem einzigen Gewitter zu Buenos-Ayres im Jahre 1793 schlug der Blitz sieben und dreißig Mal in der Stadt ein, und tödtete neunzehn Personen.

Diese große Menge von Regen und diese häufigen und furchtbaren Gewitter kann man jedoch keinesweges dem Einfluß der Wälder und Berge zuschreiben; denn es giebt daselbst keinen einzigen Berg in einer

Digitized by Google

Entfernung von mehr als hundert Stunden, und südwärts von dem La Plata-Strom, so wie nordwärts bis nach Paraguay zuverlässig nirgends, als etwa hier und dort an den Ufern der kleinen Flüsse und Bäche, auch nur ein einziger Baum zu finden ist. Die Atmosphäre muß daher nothwendig eine ganz besondere Beschaffenheit haben, wodurch diese häufigen und furchtbaren Naturerscheinungen hervorgebracht werden; diese Beschaffenheit mag nun in einer größern Menge von elektrischen Stoffen bestehen, oder in einer größern Geneigtheit, die Dünste zu verdichten und sie in Blitze und Regengüsse aufzulösen. — —

Kälte, Feuchtigkeit der Atmosphäre und Festigkeit der Winde nehmen von Assumption bis nach Buenos-Ayres mit der geographischen Breite zu, und diese größere Breite scheint die einzige Ursache zu seyn, die diese Wirkung hervorbringt. Daher sollte man glauben, daß alle diese Erscheinungen an Stärke und Heftigkeit noch mehr zunehmen müssen, je mehr man sich der Magellanischen Meerenge nähert; dieß ist aber nicht der Fall in Rücksicht auf die Gewitter, die in Paraguay ganz eben so furchtbar sind, als zu Buenos-Ayres, ja vielleicht am La Plata-Strom in einem weit geringern Grade. Das umgekehrte Verhältniß sollte Statt haben, wenn man sich von Paraguay weiter gegen Norden hinbegibt; allein auch dort sind die Stürme und die Gewitter weit heftiger, als in einer gleichen Breite bei uns in Europa. In Rücksicht der Kälte ist bekanntermaßen die südliche Halbkugel der Erde unter gleichen Graden gewöhnlich kälter, als die nördliche. Allein Buenos-Ayres und Cadix liegen beinahe in der nämlichen Breite, und dennoch bedient man sich in der letztern Stadt, die außerdem auch noch weit näher am Meere liegt, äußerst häufig der Kamine und der Kohlenbecken zur Erwärmung im Winter; zu Buenos-Ayres hingegen

Digitized by Google

ist dieß eine fast ganz unerhörte Sache, obgleich die Häuser daselbst sehr schlecht gegen den Einfluß der Witterung verwahrt sind.

Was jedoch die Gesundheit anbetrifft, so ist das Land, von dem ich hier eine Beschreibung liefere, zuverlässig eines der vorzüglichsten auf der ganzen weiten Erde. Dieß geht soweit, daß auch sogar die Nähe der Sümpfe und der stehenden Wasser, die man häufig in demselben antrifft, der Gesundheit seiner Bewohner durchaus nicht nachtheilig ist.

Zweites Kapitel.

Von der formellen und materiellen Beschaffenheit des Bodens.

Die oben angegebene ungeheure Länderstrecke ist eine durchaus ebene Fläche, aus welcher nur hier und da einzelne Anhöhen oder niedrige kaum fünfhundert Fuß hohe Hügelreihen sich emporheben, die man gar keine Berge nennen könnte, wenn sie nicht in einer Ebene lägen. In dem östlichen Theile, von dem La Plata-Strome an bis aufwärts zum sechszehnten Grade, zeigt sich jedoch hin und wieder hügeligtes Land.

Der bloße Anblick ist zwar schon vollkommen hinreichend, um sich von der ebenen Lage des Bodens zu überzeugen; sie wird aber auch dadurch noch mehr bestätigt, daß wenn bei Ost- und Süd-Ostwinden der La Plata-Strom bei Buenos-Ayres um sieben Fuß hoch anschwillt, das Wasser in dem Parana-Strome bis auf sechzig Stunden weit in das Innere des Landes zurückgedrängt wird. Auch habe ich durch genaue Beobachtungen mit dem Barometer gefunden, daß

Digitized by Google

der Paraguay-Strom in seinem Laufe von Norden nach Süden zwischen dem 16° 24′, und dem 22° 57′ auf eine Seemeile (wovon 20 auf einen Grad gehen) noch nicht einen Fuß Fall machen.

Aus dieser ebenen Lage entstehen mehrere höchst bemerkungswerthe Folgen. Die Cordilleras der Anden-Gebirge, welche auf siebenhundert und zwanzig Stunden die westliche Gränze dieser Länderstrecke ausmachen, müssen nothwendig alles ihr Regen- und Quellwasser in einer großen Menge von Flüssen und Bächen östlich in diese Fläche herabgießen; dessen ungeachtet erreichen aber kaum fünf oder sechs von diesen Bächen oder kleinen Flüssen, theils unmittelbar theils auch vermittelst der Ströme Paraguay und Parana, die Seeküste; weil sie meistens in dieser unermeßlichen Ebene stehen bleiben, ohne einen bestimmten Lauf zu nehmen, und eben so wie alles in dieser Ebene herabfallende Regenwasser bloß verdünsten.

Eine andere wichtige Folge von diesem Mangel an Fall für das Wasser besteht darin, daß das Land durchaus nicht durch künstliche Kanäle bewässert werden kann, und daß man auch niemals im Stande seyn wird, Wassermühlen oder irgend eine Art von Wasserleitungen daselbst anzulegen. Nicht einmal zu einem Brunnen kann das Wasser herbeigeleitet werden; denn der Boden hat an keinem Orte einen stärkern Fall als an einem andern, sondern ist überall durchaus horizontal. Buenos-Ayres und alle Städte im Lande, so wie sehr viele Flecken und Dörfer liegen unmittelbar an den Flüssen, und dennoch können die Einwohner das Wasser durchaus nicht in ihre Wohnorte hinleiten, um Brunnen daselbst anzulegen, wenn sie nicht die Feuermaschinen dabei zu Hülfe nehmen. Natürliche Quellen gibt es in dem ganzen Lande nur in denjenigen Gegenden, die, wie ich oben angeführt habe, hügelig sind.

Digitized by Google

In einem so äußerst ebenen Lande müssen sich nothwendiger Weise viele Seen befinden, und diese müssen von großem Umfange, aber nicht tief seyn, und folglich im Sommer austrocknen. Zu diesen gehört vorzüglich der berühmte See de los Xarayes, der aus dem Zusammenflusse der ungeheuern Massen von Regenwasser entsteht, die in den Monaten November, December, Jänner und Februar in der Provinz de los Chiquitos und in allen den Gebirgen herabfallen, deren Gewässer sich in den Paraguay-Strom nicht weit von seiner Quelle ergießen. Da dieser Fluß nicht alle diese Gewässer in seinem Bette aufnehmen kann, so verbreiten sie sich auf beiden Seiten über das ebene Land, und bilden den genannten See. Er beginnt ein wenig oberhalb des 17ten Breitengrades, und hat daselbst östlich vom Paraguay-Strome ungefähr 20 Stunden in der Breite; diese Breite behält er bis gegen 22°, also in einer Strecke von mehr als 100 Stunden, wobei er mehrere Hügel umgiebt. Westwärts von dem Paraguay-Strome beginnt dieser See unter 16° 30′, und erstreckt sich bis 17° 30′ in die Provinz de los Chiquitos hin. Von 17° 30′ bis 19° 30′ ist seine Ausdehnung nicht sehr beträchtlich; aber von da an bis zum 22° breitet er sich sehr stark in der Provinz Chaco und noch mehr in der von Chiquitos aus. Man kann daher im Durchschnitt seine Länge auf 110 Stunden und seine Breite auf 40 Stunden rechnen; dessen ungeachtet ist derselbe wegen seiner äußerst geringen Tiefe nirgends schiffbar, und trocknet sogar, was das sonderbarste ist, in den Sommermonaten ganz aus. Einige ältere Schriftsteller haben diesen See für die Quelle des Paraguay-Stromes gehalten, was aber gerade das Gegentheil ist; andere, die ein Gefallen daran hatten, Mährchen zu ersinnen, haben behauptet, daß sich in der Mitte desselben das berühmte Reich Eldorado befände,

von

von welchem sie so sonderbare Fabeln zu erzählen wußten.

Noch mehrere Seen in Paraguay sind von der nämlichen Beschaffenheit, und an den Ufern fast aller Flüsse und Bäche sind unermeßliche Strecken Landes mit solchen stehenden, seichten Wassermassen bedeckt, wodurch die Summe des kultivirbaren Bodens beträchtlich vermindert wird. Hieraus folgt aber nothwendiger Weise, daß diese Länder niemals so allgemein angebaut werden können, wie es Europa ist, besonders aber diejenigen Strecken darunter nicht, die durchaus Mangel an Wasser leiden, und weder Quellen noch Flüsse noch Bäche haben, wie z. B. die Länder südlich vom La Plata-Strome bis zur Magellanischen Meerenge, und der größere Theil der Provinz Chaco.

Die Steinmassen, woraus die Hügel und kleinen Berge bestehen, sind sandiger und nicht kalkiger Art; das Korn an denselben ist bald gröber bald feiner. Solche Steinmassen sieht man häufig zu Tage ausgehen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß das ganze ostwärts von dem Paraguay- und Parana-Strome gelegene Land nur aus einer sehr geringen Decke besteht, welche die massive gleichsam aus einem Stücke gegossene Steinmasse bedeckt. In der Gegend von Montevideo und Maldonado und an der Brasilischen Gränze ist diese Decke so äußerst dünn, daß daselbst auf einer Strecke von beinahe 1000 Quadratstunden durchaus kein Ackerbau getrieben werden kann. Ja nicht einmal Bäume und Sträucher finden lockeres Erdreich genug, um Wurzel fassen zu können, und das Gestein ist so fest, daß auch kein Wasser hineindringen kann. Dieß ist jedoch nicht der Fall in der Provinz Chaco und in allen den Ländern, die westwärts von den genannten Strömen, so wie auch südlich vom La Plata-Strome liegen; denn in diesen ist der

Digitized by Google

Boden weit ebener, und das feste Gestein scheint bis zu sieben Toisen mit aufgeschwemmter Erde bedeckt zu seyn. Da aber auch hier kein Regenwasser in dieses feste Gestein eindringen kann, so ist auch daselbst kein Brunnen tief, und um Wasser zu finden, braucht man nur sehr wenig nachzugraben.

An der Brasilischen Gränze habe ich oft zu Tage ausgehende Felsen gefunden, die aus einem sehr weißen, sehr harten und glasartigen, aber keinesweges sandigem Gesteine bestanden; auf einigen Anhöhen fand ich auch grobschiefrigen gelblichen und bläulichen Thonschiefer. An verschiedenen Orten in Paraguay giebt es Schleifsteine und einige, aber doch wenige, Feuersteingeschiebe. In einigen Bächen finden sich Karneole. Kalkstein kommt, so weit mir bekannt ist, bloß gegen den 32° der Breite an den Ufern des Parana und des Uruguay, und ferner noch in einigen Hügeln bei Maldonado vor. Der letztere ist der beste; es ist ein Marmor, der blockförmige Stücke bildet. Bei Buenos-Ayres brennt man eine kleine Quantität ziemlich schlechten Kalk aus kleinen Muscheln, die daselbst in Schichten gelagert sind. In ganz Paraguay, so wie in den Ländern der Missions-Kolonieen, giebt es durchaus keinen Kalkstein; man versichert jedoch, daß bei Cordova del Tucuman welcher gefunden werde. Von Gyps giebt es nirgends eigentliche Brüche, sondern man findet davon bloß einzelne, große, schön weiße Blöcke in dem Bette des Paraguay-Stromes gegen 26° 17′ und in dem Bette des Parana gegen 32° der Breite.

Das aufgeschwemmte Land, welches, wie ich oben gesagt habe, das feste Gestein bedeckt, besteht aus Thon, der oberhalb durch verfaulte Pflanzen ein wenig schwarz gefärbt, weiter unten aber härter und von verschiedenen Farben ist. Den weißen Thon gebrauchen die Einwohner anstatt des Kalkes, um ihre

Digitized by Google

Häuser damit zu tünchen. Der schwärzliche wird zu mancherlei Töpfergeschirren benutzt, die ziemlich dauerhaft sind, ob sie gleich auf keine andere Art gebrannt werden, als daß man sie mit Holz anfüllt, und dieses anzündet.

In denjenigen Ländern, wo sich Hügel befinden, wie z. B. an der Brasilischen Gränze und in einem Theile von Paraguay, ist diese Erdschichte von röthlichter Farbe, und scheint aus sandigem Lehm, und, wo dieser weggeschwemmt ist, bloß aus Sand zu bestehen. In manchen Wasserrissen findet sich ein schwarzer eisenhaltiger und sehr feiner Sand, der mit leichterm weißen, aber eben so feinem vermengt ist. Der ganze Hügel Cerrito-Colorado, südwärts vom La Plata-Strome, besteht durchgängig aus diesem feinen Sande, den man hauptsächlich zu Sanduhren auf den Schiffen gebraucht.

In Rücksicht des Salzes muß man die ganze Länderstrecke in zwei Theile abtheilen, nämlich in diejenigen, die ostwärts vom Paraguay und dem Parana liegen, und in die übrigen, die sich von dem La Plata-Strome nach Süden zu erstrecken, und auch die ganze Provinz Chaco in sich begreifen. Alle Länder in dem erstern Theile haben durchgängig Mangel an Salz, und alle Bäche und Teiche bestehen daselbst aus süßem Wasser. Wegen dieses Mangels sieht man nördlich vom La Plata, oder in den Ebenen von Montevideo und Maldonado, die Viehheerden mit äußerster Begierde trockene Knochen, und weiter nördlich einen salzigen Thon, Barrero genannt, der sich in den Gräben befindet, aufsuchen und fressen; wo aber auch dieser Thon nicht mehr anzutreffen ist, wie in den östlichen Gegenden von Paraguay und in den Missionen von Uruguay, da kommen in Zeit von vier Monaten unfehlbar alle Heerden um, wenn man ihnen nicht Salz zu fressen giebt. Es ist unglaublich, mit welcher Be-

Digitized by Google

gierde das Vieh diesen salzigen Thon frißt, und wenn es welchen antrifft, auch durch Schläge sich nicht davon abwendig machen läßt; oft frißt es so übermäßig viel davon, daß es an einer Unverdaulichkeit stirbt. Man versichert sogar, daß auch Vögel und vierfüßige Thiere, die bloß von Vegetabilien leben, davon fressen. In allen diesen Ländern, so wie auch in ganz Brasilien, können daher, ungeachtet der vortrefflichen im höchsten Ueberfluß vorhandenen Weiden, keine Viehheerden gehalten werden, wenn man ihnen nicht von Zeit zu Zeit Salz zu fressen giebt; da aber in allen diesen Gegenden keines gewonnen wird, sondern dasselbe aus Europa herbeigeholt werden muß, und auf Rechnung des Königs um äußerst theure Preise verkauft wird, so muß es nothwendiger Weise äußerst schwer halten, die Viehzucht daselbst empor zu bringen.

Die Menschen scheinen von dem, was ich im Betreff der Thiere gesagt habe, eine Ausnahme zu machen: denn in allen den genannten Ländern, wo es durchaus kein Salz giebt, lebten vor der Ankunft der Europäer Indianische Völkerschaften, die sich hauptsächlich nur von Vegetabilien ernährten, und vor dieser Epoche den Gebrauch des Salzes durchaus nicht kannten; ja es giebt sogar noch heut zu Tage welche, die sich in diesem Falle befinden. Vielleicht suchten sie diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie ebenfalls salzigen Thon aßen, wenn sie welchen antrafen. Vielleicht thaten sie auch, was noch heut zu Tage bei mehreren von diesen Völkerschaften allgemeiner Gebrauch ist, daß sie nämlich Pflanzen verbrennen, und die Asche davon anstatt des Salzes mit ihren Speisen vermischen.

Ganz anders verhält es sich jedoch in dem zweiten Theile dieser Länderstrecke, d. h. in allen westwärts von den Flüssen Paraguay und Parana, und südwärts von dem La Plata-Strom gelegenen Ländern. In

Digitized by Google

allen diesen giebt es keinen Bach, noch Brunnen, noch See, der nicht, besonders im Sommer wenn es selten regnet, salziges Wasser führte. Die Art des Salzes ist jedoch in allen diesen Wassern verschieden. Gegen 33° 44′ liegt z. B. der befestigte Ort Melincue, der mit Lachen umgeben ist, die im Sommer bei seltenem Regenwetter austrocknen, und sich alsdann, wie ich selbst, da ich in dieser Jahreszeit dahin kam, gesehen habe, auf einer Strecke von mehr als einer Stunde mit einer vier Finger dicken Kruste von wirklichem Bittersalz überziehen. In einer Entfernung von 130 Stunden südwestlich von Buenos-Ayres befindet sich ein See, der im Sommer mit sehr reinem Kochsalze angefüllt ist, dessen man sich zu Buenos-Ayres vorzugsweise vor dem Europäischen bedient, weil man es für beträchtlich stärker hält. Auf die nämliche Art wird durch die Sonnenhitze im Sommer in noch mehrern andern Seen jener Gegend, so wie auch in Chaco in der Nähe des Vermejo-Flusses, sehr gutes Kochsalz krystallisirt. Auch Salpeter scheint der Boden in diesen Gegenden zu enthalten; denn ehemals zog man aus demselben große Quantitäten davon, um Schießpulver daraus zu verfertigen. Ohne das Salz, welches die Thiere in dem Wasser finden, das sie saufen, könnten in diesem ganzen unermeßlichen Lande keine fortkommen. In Paraguay bedient man sich statt des Salzes des weißen Beschlages, womit sich zur Zeit der Trockenheit manche Thäler überziehen, und den man durch wiederholtes Auflösen und Filtriren reinigt und zu Salzkrystallen anschießen läßt.

Was die Metalle anbetrifft, so können deren in einem so ganz ebenen Lande keine erwartet werden, und wirklich ist auch über diesen Punkt sehr wenig zu sagen. Bei Maldonado, in dem Sande des Flusses San-Francisco, finden sich einige Goldkörnchen, aber in so geringer Quantität, daß sie die Kosten des Aufsuchens

Digitized by Google

nicht ersetzen. In einigen Gegenden hat man auch einzelne wenige Stufen von Kupfererz, aber nirgends eine Ader davon gefunden. Wahrscheinlich würde man jedoch in dem Gebirge St. Fernando, nahe am Paraguay-Strome in der Provinz Chiquitos, Gruben von Gold und allen Arten von Edelsteinen entdecken können. Das Nämliche würde ohne Zweifel auch der Fall in den Gebirgen der Provinz Moxos seyn; denn sie liegen ganz zunächst bei denen, welche die Portugiesen auf eigentlich Spanischem Boden in den Provinzen Matogroso und Cuyaba mit Unrecht im Besitz genommen haben, und die sehr reich an Gold und Edelsteinen sind.

Hier muß ich endlich auch noch einige Worte von einer höchst seltenen Naturerscheinung anführen. Dieß ist nämlich die berühmte Masse von gediegenem Eisen, die 624 Kubikpalmen (die Palme zu neun Zoll) groß ist, und in der Provinz Chaco 70 Stunden von St. Jago del Estero unter 27° 47′ 42″ liegt. Sie befindet sich in einer völlig ebenen, steinlosen Gegend, und liegt durchaus bloß auf Thon auf. Den Ursprung dieser sonderbaren Eisenmasse bin ich nicht im Stande zu erklären, und muß nur noch das einzige hinzufügen, daß es durchaus falsch ist, wenn ältere Schriftsteller behauptet haben, daß unterhalb der Masse Quarz-, Kiesel- und goldhaltige Stufen gefunden worden seyen *).

*) Diese gediegene Eisenmasse ist schon lange ein Gegenstand der Untersuchungen vieler Mineralogen in Europa gewesen, und man hat niemals bestimmt gewußt, ob sie ein Produkt der Kunst oder der Natur ist. Nach allem aber, was Herr von Azara hier von derselben erzählt, scheint sie allerdings ein Werk der Natur zu seyn, und obgleich dergleichen Phänomene äußerst selten sind, so hat man doch noch zwei andere ganz ähnliche Beispiele davon. Das erstere ist die ungeheure Masse von gediegenem Eisen, welche Pallas in Sibirien auf dem Gipfel eines Berges in der Nähe des Jeniseï-Flusses entdeckt hat, und die 1680 Pud oder gegen 800 Centner wiegt. Das zweite Beispiel ist ein großer Block von solchem

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Von den Flüssen, den Häfen und den Fischen.

Alle Flüsse in einem so unermeßlich großen Lande zu beschreiben, wäre schlechterdings unmöglich; ich will mich daher hier nur auf die drei Hauptströme einschränken, die wegen ihrer außerordentlich starken Wassermasse in der ganzen Welt berühmt sind. Zugleich muß ich jedoch noch anführen, daß unter den mit Stillschweigen übergangenen Flüssen sich mehrere

Eisen, der zu Aken bei Magdeburg gefunden worden ist, und gegen 200 Centner wiegt. Der D. Chladni in Wittenberg hat in einem eigenen Werkchen: Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlicher Eisenmassen, Riga 1794, die sämmtlichen Hypothesen untersucht, die zur Erklärung, woher diese drei Massen von gediegenem Eisen entstanden seyn mögen, aufgestellt worden sind. Er beweis't mit vieler Gründlichkeit, daß sie weder auf dem nassen Wege, noch durch irgend eine Art von Schmelzung, sie sey künstlich oder natürlich, entstanden seyn können, und rechnet dieselben deshalb zu denjenigen Körpern, die in den neuern Zeiten die Einbildungskraft der Gelehrten so vielfältig beschäftiget haben, und die unter den Namen Boliden, Meteorolithen, atmosphärische oder vom Himmel herabgefallene Steine bekannt sind. Herr Chladni hält dafür, daß alle diese Körper in dem Monde ihren Ursprung genommen haben, und diese Meinung ist seitdem von sehr vielen gründlich gelehrten und denkenden Naturforschern angenommen worden. So viel ist wenigstens unläugbar gewiß, daß diese sonderbaren Massen nicht mit den Stufen von gediegenem Eisen, die man zuweilen in Erzgruben findet, in einerlei Klasse gesetzt werden dürfen. Uebrigens sind auch diese letztern Stufen so außerordentlich selten, daß sogar viele gelehrte Mineralogen die Existenz derselben bezweifelt haben; allein diese ist heut zu Tage vollkommen erwiesen, und in dem Kabinet der Naturgeschichte zu Paris findet man mehrere derselben, die an verschiedenen Orten in Sachsen und in der Gegend von Grenoble gefunden worden sind. Der Herausgeber.

Digitized by Google

befinden, die wasserreicher sind, als die allergrößten in Europa.

Zuerst muß ich die Bemerkung voraus schicken, daß der Lauf dieser drei Hauptflüsse von Norden nach Süden einen deutlichen Beweis abgiebt, daß der Boden des heißen Erdgürtels oder die Aequatorial-Länder höher ansteigen, als die der südlichen gemäßigten Zone. Die Richtung des Marannon oder Amazonen-Flusses beweis't ganz das nämliche von den vom Aequator nach Norden hin gelegenen Ländern. Diese von den Mathematikern erwiesene Ungleichheit des Durchmessers der Erde ist jedoch keinesweges so bedeutend, daß sie das Hinströmen aller Gewässer nach den Polen zu bewirken könnte; daß sie aber wenigstens in Amerika offenbar Statt hat, wird durch den Lauf dieser drei Hauptflüsse auf das augenscheinlichste erwiesen.

Die Guaranys-Indianer, die zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier in Amerika das östliche Ufer des Paraguay's bewohnten, nannten damals diesen Fluß Payaguay; hieraus haben die Spanier mit einer geringen Abänderung Paraguay gemacht, und diesen Nahmen zugleich auch dem ganzen Lande, das von diesem Flusse bewässert wird, beigelegt. Die verschiedenen Bäche, welche die Quellen des Paraguay-Stromes ausmachen, befinden sich unter dem 13° 30′ der Breite in dem Gebirge Sierra del Paraguay, wo die Portugiesen viele Goldminen und Edelsteingruben besitzen. Vom 16° an bis zu seinem Einfluß in den Parana ist der Paraguay für kleinere Fahrzeuge und sogar auch für Göelotten schiffbar; denn er hat immer eine gehörige Tiefe, und es befinden sich durchaus weder Klippen noch Sandbänke in seinem Bette.

Um seine Wassermasse kennen zu lernen, maß ich zu Assumption seine Breite, und zwar zu einer Zeit, wo das Wasser niedriger stand, als weder ich noch irgend einer von den Einwohnern es jemals gesehen

Digitized by Google

hatte. Hierauf theilte ich diese Breite in verschiedene Theile ab, und maß ihre Tiefe mit dem Senkblei und die Schnelligkeit ihres Laufes dadurch, daß ich die Zeit, die eine gegebene Wassermasse zum Vorbeifließen brauchte, vermittelst einer Kugel von Baumwolle, die ich auf das Wasser werfen und durch den Strom forttreiben ließ, auf das genaueste berechnete. Hierdurch nun fand ich, daß daselbst in einer Stunde 98,303 Kubiktoisen Wasser vorbeiflossen; wenn man nun annimmt, daß bei mittlerer Wasserhöhe die ganze Masse noch einmal soviel beträgt, was eher zu wenig als zu viel ist, so ergiebt sich, daß alsdann daselbst in einer Stunde 196,618 Kubiktoisen Wasser vorbeiströmen. Hierbei ist jedoch der Pilcomayo nicht mit in Anschlag gebracht worden, der gleich unterhalb der Stelle, wo ich meine Beobachtung anstellte, sich mit ihm vereinigt, und der gewiß doppelt so viel Wasser enthält, als der Ebro in Alt-Spanien.

Zu Assumption wird das Wasser dieses Flusses niemals auffallend trübe; denn aller Regen, der sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt fällt, ist nicht hinreichend, um einer so ungeheuern Wassermasse ihre Klarheit zu benehmen, und wenn auch einmal zu gleicher Zeit auf allen Seiten die heftigsten Regengüsse herabstürzten, so könnten sie doch von dem größtentheils unangebauten Boden nicht viele Erde mit sich fortreißen. Uebrigens hat der Fluß ein periodisches Steigen und Fallen; das erstere nimmt zu Assumption gegen Ende des Februars seinen Anfang, und dauert mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit bis gegen Ende des Junius fort; alsdann nimmt die Wassermasse wieder eben so regelmäßig und in einem ähnlichen Zeitraume ab. Dieses Anschwellen des Flusses wird durch den berühmten Xarayes-See, von dem ich oben gesprochen habe, bewirkt; wenn dieser voll ist, und sein Kanal oder sein Bett kein Wasser mehr

Digitized by Google

in sich fassen kann, so ergießt er seinen Ueberfluß in den Paraguay.

Der Parana-Strom nimmt seinen Ursprung zwischen 17° 30′ und 18° 30′ in dem Gebirge, wo die Portugiesen ihre Goldminen von Goyazes haben, und wird durch den Zusammenfluß vieler Gebirgsbäche und kleiner Flüßchen gebildet. Weiter hin vereinigen sich auch noch mit ihm mehrere andere Ströme, die sämmtlich wasserreicher sind, als die allergrößten in Europa, z. B. der Uguazu, der Paraguay und der Urugnay. Ob ich gleich keine genaue Untersuchung der Wassermasse in dem Parana angestellt habe, so glaube ich doch ohne Uebertreibung behaupten zu können, daß er da, wo sich der Paraguay in ihn ergießt, zehnfach wasserreicher als der letztere ist; er allein ist hier von so unermeßlichem Umfange, als wenn hundert der größten Europäischen Flüsse in ihm vereiniget wären. Wenn er weiter hin auch noch den Uruguay aufgenommen hat, so erhält er den Namen La Plata, der unstreitig einer der größten Flüsse in der ganzen Welt ist, und vielleicht für sich allein eben soviel Wasser enthält, als alle Flüsse von ganz Europa zusammengenommen.

Der Parana hat einen viel schnellern und ungestümern Lauf, als der Paraguay, weil er ostwärts von einem ziemlichen Gebirgsabhange herkommt. Von Candelaria an, wo er nur erst 400 Toisen breit ist, nimmt er von Stunde zu Stunde zu, und schon bei Corrientes hat er eine Breite von 1500 Toisen. Er umschließt in seinem Bette eine zahllose Menge von zum Theil sehr großen Inseln. Sein höchster Wasserstand ist im December, und das Anschwellen desselben erfolgt häufiger und geht schneller vor sich als im Paraguay, weil es nicht, wie bei diesem, von dem Wasser-Ueberfluß eines Sees abhängt.

Ungeachtet dieses unermeßlichen Wasserreichthums ist doch der Parana wegen seines felsigen und von

Digitized by Google

mächtigen Wasserfällen durchbrochenen Bettes nicht nach seiner ganzen Länge schiffbar. Einer von diesen Wasserfällen befindet sich etwas oberhalb des Einflusses des Tiete oder Anemby, welche Vereinigung unter dem 20° 35′ Statt hat. Ein anderer Wasserfall führt den Namen Canendiyu, von einem Caziken, der zur Zeit der Eroberung in dieser Gegend gewohnt hat; er heißt auch der Guayra-Fall, von der nahe gelegenen Provinz dieses Namens und er befindet sich unweit des Wendekreises des Steinbocks unter 24° 4′ 27″. Dieß ist ein so fürchterlich mächtiger Wasserfall, daß er von einem Dichter besungen zu werden verdiente. Man denke sich, daß die Rede von dem Parana-Strome ist, von dem Strome, der an eben dieser Stelle eine größere Wassermasse in sich faßt, als eine Menge der stärksten Flüsse in Europa zusammengenommen, und der hier unmittelbar vor dem Sturze unermeßlich tief, und nach angestellten genauen Vermessungen 2100 Toisen, also fast eine volle Seemeile breit ist. Diese ungeheuer breite Wassermasse wird hier plötzlich in einen schmalen nicht über 30 Toisen breiten Kanal zusammengepreßt, durch welchen sie sich mit einem so furchtbaren Ungestüm hindurchzwängt, daß sie die Erde bis in ihren Mittelpunkt erschüttern zu wollen scheint. Sie stürzt jedoch nicht senkrecht herab, sondern auf einer unter einem Winkel von 50° geneigten Ebene, so daß die Höhe des Falles nach senkrechtem Maaße nur 52 Pariser Fuß beträgt. Der Schaum und die Wasserdünste, die in dem Augenblicke, wo sich der Fluß in dieses enge Felsenbett hinein und über einige darin befindliche einzelne Klippen wegstürzt, können mehrere Stunden weit wie aufsteigende Wassersäulen gesehen werden, und verbreiten weithin in der Gegend einen ununterbrochenen Regen; in der Nähe bilden in diesen Dünsten die Sonnenstrahlen eine Menge Regenbogen, welche die lebhaftesten Farben und beständig eine zit-

Digitized by Google

ternde Bewegung haben. Das donnerähnliche Geräusch dieses Sturzes wird auf mehr als sechs Stunden weit gehört, und wenn man sich ihm nähert, so scheinen alle Berge und Felsen ringsumher zu zittern.

Um zu diesem Wasserfalle zu gelangen, muß man einen Weg von 30 Stunden durch die ödeste Wüste zurücklegen, nämlich von dem Flecken Curugnaty bis an den Fluß Gatemy; hier sucht man sich einen oder zwei dicke Bäume aus, und verfertigt aus jedem derselben ein Canot, in welches sich die Reisenden mit ihren bei sich habenden Lebensmitteln und allen sonstigen Bedürfnissen einschiffen. Zu Bewachung der Pferde muß man einige wohlbewaffnete Leute zurücklassen, weil sich in dieser Wüste viele wilde Indianer aufhalten, gegen die man in jedem Augenblick auf seiner Huth seyn muß. Auf dem Flusse Gatemy fährt man hierauf 30 Stunden Weges fort, wobei man sich ebenfalls sehr vor den wilden Indianern, welche die mit dicken Waldungen bedeckten Ufer dieses Flusses bewohnen, in Acht nehmen muß. Dabei sind die Reisenden genöthigt, ihre Canots häufig über die Klippen, die sich in dem Flusse befinden, wegzuziehen, ja sogar mehrere Male sie auf ihren Schultern hinüber zu tragen. Endlich läuft man in den Parana ein, und von hier an hat man bis zu dem Wasserfalle noch drei Stunden, die man entweder zu Wasser oder auch auf dem Ufer zurücklegen kann, auf welchem letztern Wege man durch einen dicken Wald kommt, in welchem durchaus keine Vögel, weder große noch kleine, dagegen aber zuweilen sogenannte Yaguareten, eine Art von reißenden Thieren, die weit fürchterlicher und gefährlicher als Tieger und Löwen sind, angetroffen werden. Von dem Ufer aus kann man sowohl oben als unten den Wasserfall bequem beobachten, nur muß man sich, wkil in der ganzen Gegend beständig ein starker Regen fällt, ganz nackt dabei ausziehen.

Digitized by Google

Alles bisher Gesagte betrifft die Hauptstelle dieses Wasserfalls, die durch eine Anhöhe, welche Cordillera de Maracayu heißt, und die den Lauf des Stromes oder vielmehr dieser die Richtung jener durchschneidet, gebildet wird. Man kann jedoch, und muß auch eigentlich, die 33 Stunden Weges von dem Falle an bis an die Mündung des Flusses Yguazu oder Curitiba, d. h. bis zum 45° 41′ für eine ununterbrochene Fortsetzung von demselben halten; denn auf dieser ganzen Strecke hat der Fluß beständig einen äußerst beträchtlichen Fall, und zwängt sich dabei durch ein Bett von Felsen hindurch, die auf beiden Seiten fast durchgängig senkrecht abgeschnitten sind, und das dabei so äußerst enge ist, daß noch zwei Stunden unterhalb des Falles die ganze Breite des Flusses nicht über 47 Toisen beträgt. Dabei schlagen seine Wellen mit der ungestümsten Wuth in die Höhe, und bilden eine Menge von Strudeln und Wirbeln, die jedes Fahrzeug, das es wagen wollte vorbei zu fahren, unausbleiblich in den Abgrund hinuntereißen würden.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch noch zwei anderer Wasserfälle, die sich in diesem Lande befinden, Erwähnung thun. Der Fluß Yguazu oder Curitiba, der ein sehr prächtiger Strom ist, und wenigstens eben so viel Wasser in sich enthält, als zwei der allergrößten Flüsse in Europa zusammen genommen, bildet zwei Stunden oberhalb seines Einflusses in den Parana einen Wasserfall, dessen senkrechte Höhe im Ganzen genommen 171 Pariser Fuß beträgt. Er befindet sich aber ebenfalls auf einer stark geneigten Ebene, so daß die ganze Länge desselben 656½ Toisen ausmacht. Den zweiten Wasserfall bildet der Aguaray-Fluß, den man ungefähr mit der Seine vergleichen kann; er fällt weiterhin in den Fluß Jesuy, und mit diesem nachher in den Paragnay. Dieser Wassersturz ist vollkommen senkrecht, hat eine Höhe von 384 Pariser Fuß, und

Digitized by Google

befindet sich unter dem 23° 28′ der Breite. In der alten Welt findet man vielleicht Wasserfälle, die von einer eben so beträchtlichen Höhe herabstürzen; allein wenn man dabei Rücksicht auf die sämmtlichen Umgebungen nimmt, so würde es gewiß äußerst schwer halten, irgendwo einen zu finden, der mit den eben beschriebenen verglichen werden könnte. In Amerika hat die Natur die Gebirge, die Thäler, die Flüsse und Wasserfälle, und überhaupt alles ohne Ausnahme nach einem so kolossalen Maaßstabe geformt, daß die Gegenstände von der nämlichen Art in Europa im Vergleich mit ihnen nur Miniatur-Gemälde oder Kopien im Kleinen zu seyn scheinen. Zum Beweise hiervon führe ich nur noch den ungeheuren Wasserfall bei Tequendama, ungefähr vier Stunden von der Stadt Santa-Fe de Bogoda an, der in den Annales des Sciences naturelles, S. 148., umständlicher beschrieben ist. Dieser Wasserfall fällt aus einer vollkommen senkrechten Höhe von 681 Pariser Fuß herab, und die Wassermasse desselben ist dabei äußerst beträchtlich, indem der ihn bildende Bogoda-Fluß mit der Tiber und dem Guadalquivir verglichen werden kann.

Wenn man nun alle diese Wasserfälle mit einander vergleicht, so ergiebt sich, daß der in dem Aguaray-Fluß den allersenkrechtesten Fall hat; hierauf kommen die bei Tequendama und in dem Yguazu, und endlich der in dem Parana. In Rücksicht der Wassermasse hingegen müssen die Fälle in dem Aguaray und bei Tequendama dem im Yguazu und noch weit mehr dem im Parana weit nachstehen. Keiner unter allen kann jedoch mit dem letzteren verglichen werden; denn er stürzt sich nicht kaskadenweise und in mehrere einzelne Bette vertheilt herab, sondern bildet eine einzige ungeheure, dicht zusammen gedrängte Wassersäule von 30 Toisen in der Breite.

Die Felsen, welche alle diese Wasserfälle bilden,

Digitized by Google

sind äußerst hart, und durch die Massen derselben hat sich der Parana einen hundert Stunden langen Weg bis zum Einfluß des Yguazu geöffnet. Diese Felsen scheinen schon längst da gewesen zu seyn, ehe noch das Wasser anfing, über sie hinweg zu strömen: denn es ist durchaus nicht zu glauben, daß unter der Wassermasse dieser so äußerst beträchtlichen Flüsse das Gestein sich hätte bilden und seine jetzige Festigkeit erlangen können; da nun die Existenz der Flüsse von der Zeit an datirt, wo Regen und Quellen und die ganze Atmosphäre entstanden sind, d. h. von der Schöpfung der Welt an, so scheint es sehr glaublich zu seyn, daß die Felsen dieser Wasserfälle und folglich überhaupt alle von der nämlichen Art, nicht nach und nach durch die Wirkungen der immer neu hervorbringenden Natur, sondern zu gleicher Zeit mit der Erde und mit allem, was auf unserm Planeten existirt, erschaffen worden sind. Ich habe auch wirklich, so weit meine mineralogischen Kenntnisse reichen, in allen diesen Felsen nirgends eine Spur von einer andern Steinart angetroffen, als den eigentlichen, wahren, uranfänglichen Granit.

Unter dem 27° 27′ 20″ der Breite, und dem 59° der Länge befindet sich zwar ebenfalls noch eine Art von Fall in dem Parana (wenigstens liegen daselbst eine Menge beträchtlicher Klippen in demselben); allein dessen ungeachtet können kleine Fahrzeuge und bei hohem Wasserstande auch sogar noch Göeletten hindurch kommen, so daß also der Parana von der Vereinigung des Yguazu an bis zum Meere hin durchaus schiffbar ist. Nicht weit von diesem letzteren Falle befindet sich der Ybera-See, der gegen Norden 30 Stunden breit ist, und ganz parallel mit dem Parana, auch ganz nahe bei demselben liegt, ohne jedoch irgend eine sichtbare Verbindung mit ihm zu haben. Gegen Süden erstreckt er sich 30 Stunden weit, wo er alsdann den Schlund von Yuquicua bildet; weiterhin gegen Süden erwei-

Digitized by Google

tert er sich wieder, und bildet zuletzt den Fluß Mirinnay, der sehr bedeutend ist, und sich in den Urugnay ergießt. Von Yuquicua an erstreckt sich der Ybera-See auf 30 Stunden gegen Westen, und auf dieser Strecke nehmen drei Flüsse aus demselben ihren Ursprung, nämlich der St. Lucia, der Corrientes und der Bateles, die sich wieder in den Parana ergießen. Der Ybera-See hat übrigens durchaus keinen überirdischen Wasserzufluß an Bächen oder Flüssen; dabei bleibt er das ganze Jahr hindurch beinahe auf der nämlichen Höhe stehen, ohne sich fast im geringsten zu vermindern, und ist großentheils mit Wasserpflanzen, ja sogar hin und wieder mit hohen Bäumen angefüllt. Er wird bloß durch unterirdisches Zuströmen aus den Wassern des Parana gebildet, und dieses Zuströmen ist so unermeßlich stark, daß auf dem ganzen Erdboden kein ähnliches Beispiel davon gefunden wird. Es liefert nicht nur alles Wasser für die vier großen oben angeführten Flüsse, die aus diesem See entstehen, sondern auch alles dasjenige, was täglich durch die Verdünstung verloren geht, und das man auf einer Fläche, die wenigstens 1000 Seemeilen im Quadrat enthält, nach den Erfahrungen von Halley auf nicht weniger als 70,000 Tonnen des Tages berechnen kann. Eigentlich beträgt aber diese Verdünstung noch weit mehr, weil das Klima in diesem Lande weit wärmer ist als in England.

Es sind mir mehrere handschriftliche, von Jesuiten verfertigte Beschreibungen des Landes in die Hände gekommen, worin erzählt wird, daß in dem Innern des Ybera-Sees eine Indianische Nation von Zwergen lebte, von welchen zugleich eine sehr umständliche Beschreibung gegeben wird. Allein alle diese Nachrichten sind durchaus falsch und eben so ungegründet, als die von dem berüchtigten Reiche, das sich in dem Innern des Sees Xarayes befinden soll. Der Ybera-

See

Digitized by Google

See ist eine große, mit Wasser bedeckte Fläche, die zwar an manchen Stellen einen wirklichen See bildet, wovon aber der bei weitem größere Theil mit Pflanzen und Buschwerk bedeckt ist, so daß es schlechterdings unmöglich ist, weder zu Fuß noch zu Pferde, noch in Kähnen in das Innere derselben einzudringen. Die Lage des Sees und die ganze Beschaffenheit des Landes zeigen offenbar, daß ehemals der Parana mitten durch denselben hindurchgeflossen ist, und sich alsdann in die vier aus demselben entspringenden Flüsse vertheilt hat; es ist auch gar nicht zu bezweifeln, daß der Parana einst dieses sein altes Bette wieder einnehmen wird.

Der dritte große Strom ist der Uruguay. Dieser erhält seinen Ursprung gegen den 28° der Breite in Gebirgen, die ziemlich nahe bei der Insel St. Catharina an der Portugiesischen Küste liegen. Anfänglich fließt er gegen Westen zu, und nimmt so viele Bäche und kleine Flüßchen in sich auf, daß er schon fünf und zwanzig Stunden von seinem Ursprunge, da wo der Weg von St. Pablo nach Viamon über denselben geht, sehr beträchtlich ist, und gewöhnlich nur der Canot-Fluß genannt wird. Wenn man den Weg nach Viamon ungefähr eilf Stunden weiter verfolgt, so kommt man zu einem andern beträchtlichen Fluß, dem Uruguay-Miri oder Rio de las Pelotas, aus dessen Vereinigung mit dem Canots-Flusse der eigentliche Uruguay entsteht. Wenn dieser Fluß aus dem Gebirge, worin er entspringt, herausgetreten ist, fließt er lange durch ein mit Hügeln durchschnittenes Land, das völlig kahl und ohne allen Baumwuchs ist; alsdann aber versteckt er sich in dichten Waldungen, und nimmt immer mehr Bäche auf, bis zum Einfluß des Uruguay-Pita. Zuletzt ergießt sich derselbe in den Parana, und macht, vereinigt mit diesem, denjenigen Fluß aus, der heut zu

Digitized by Google

Tage unter dem Namen des La Plata-Stromes bekannt ist.

Die Wassermenge des Uruguay ist nicht viel geringer als die des Paraguay; da er jedoch mehr von Osten herkommt als der letztere Fluß, und sogar auch als der Parana, und in den östlichen Gegenden das Land angeführtermaßen weit weniger eben, sondern hin und wieder mit Bergen und Hügeln durchschnitten ist, so folgt hieraus, daß sein Lauf schneller und reißender ist, als der der beiden andern Flüsse. Vom Ende des Julius bis zum Anfange des Novembers nimmt er beständig an Wasser zu. Sein Bett ist häufig sehr klippenreich, so daß auf der einzigen Strecke von dem Einflusse des Pepiry in demselben bis zu seiner Vereinigung mit dem La Plata über funfzig äußerst gefährliche Stellen anzutreffen sind. Jedoch findet man nur zwei eigentliche Wasserfälle in ihm, wovon sich der eine unter 27° 9′ 29″ der Breite, und der andere bei dem Einflusse des Ybicuy befindet; der letztere hat nur 5 Pariser Fuß, der erstere aber 29 Fuß senkrechte Fallhöhe. Die Schifffahrt auf diesem Flusse ist durchaus frei und ungehindert vom La Plata-Strome an bis zu der Klippenbank, die unter dem Namen Salto Chico bekannt ist, und sich in 31° 23′ 5″ der Breite befindet. Bei hohem Wasserstande kann man sogar zuweilen über diese Klippenbank hinweg und bis zum Salto Grande unter 31° 12′ hinauffahren; auch von hier an kann man ihn noch mit Böten bis zu den Kolonieen der Missionen befahren.

Ich gehe nunmehr zu den Häfen in diesem Lande über. Da jedoch diejenigen auf der Küste von Patagonien schon von mehreren Reisenden ziemlich genau beschrieben worden sind, so schränke ich mich bloß auf die am La Plata-Strome ein. Um im Allgemeinen einen Begriff davon zu geben, muß ich vorläufig bemerken, daß das Bette des La Plata-Stromes einen Meerbu-

Digitized by Google

sen bildet, wobei die ungeheure Masse von ausströmendem Flußwasser den salzlosen Geschmack bis zu 25 oder 30 Stunden östwärts von Buenos-Ayres beibehält. Die Ebbe und Fluth, die auf der Küste von Patagonien so äußerst stark ist, hat hier durchaus nicht Statt; sondern wenn das Wasser in diesem Flusse zuweilen den gewöhnlichen Standpunkt seiner Höhe übersteigt, so ist dieses kein eigentliches Anschwellen des Flusses, sondern es rührt allein von den Ost- und Südostwinden her, die das Wasser zurücktreiben und es manchmal bis zu 7 Fuß hoch ansteigen machen. In dem nämlichen Verhältnisse machen die entgegengesetzten Winde den Stand des Wassers wieder fallen.

Obgleich die Küsten am La Plata-Strome niedrig sind, gewähren sie doch, weil sie einen sich tief in das Innere des Landes hinein erstreckenden Meerbusen bilden, auf allen Seiten einen sichern Schutz, und vorzüglich auf der Südseite, weil in diesem Lande die stärksten und gefährlichsten Winde beständig von dieser Seite herwehen; daher haben oft Schiffe mehrere Jahre hindurch, ohne den geringsten Schaden zu leiden, zu Amarradero, drei Stunden nordwärts von Buenos-Ayres vor Anker gelegen, und das Kriegesschiff der Vigilant hat sich sogar volle neun Jahre daselbst aufgehalten. Der Ankergrund ist daselbst so vortrefflich, als man sich ihn nur wünschen kann; auch die sämmtlichen Bänke, selbst die sogenannte englische, die man ehemals irrig für einen Felsen gehalten hat, bestehen durchaus bloß aus Sand.

In diesem meerbusenähnlichen Flußbette befinden sich mehrere Häfen, von denen die vorzüglichsten die Häfen von St. Sacramento, Montevideo und Maldonado gegen Norden, die Bay von Barragan und der Fluß von Buenos-Ayres gegen Süden sind. Der letztere ist ein langes schmales Flüßchen, das aus dem Innern herkommt, und worin man alle mögliche

Digitized by Google

Sicherheit und Bequemlichkeit findet, um Waaren auszuladen, Schiffe zu kalfatern u. dergl. Allein wegen seines geringen Wasserstandes ist er nur für Kauffahrteischiffe von mittlerer Größe zugängig, und, was höchst unangenehm ist, auch für diese nur bei hohem, durch entgegenblasende Winde bewirktem Wasserstande, weil sie sonst nicht über die Bank, die sich vor der Mündung des Flusses befindet, hinwegkommen können.

Der Hafen der Bay von Barragan liegt an der nämlichen südlichen Küste zehn Stunden weiter gegen Osten als der vorige, und hier hielten sich die Schiffe und Fregatten des Königs auf, ehe Montevideo angelegt war. Der Hafen ist sicher und sein Ankergrund vortrefflich; er wird von dem Flusse St. Jago gebildet, der aus dem Innern kommt und sich daselbst ergießt. Die Einfahrt in demselben ist jedoch schmal, und obgleich das Innere desselben ziemlich geräumig ist, so können doch ausgerüstete Fregatten sich nur in der Nähe des Kanals aufhalten, weil dieses der einzige Ort ist, wo er eine hinlängliche Tiefe, d. h. von $2\frac{1}{2}$ Klaftern hat.

Der Hafen von St. Sacramento ist klein, und gewährt gegen die dasigen heftigsten und gefährlichsten Winde, nämlich gegen die Süd-West- und Süd-Ostwinde keine hinlängliche Sicherheit, ob er gleich durch die kleine Insel St. Gabriel, durch andere noch kleinere Inseln und durch eine Sandbank, die vor seinem Eingange liegt, ziemlich geschützt wird. Das Wasser in demselben ist sechs bis sieben Klafter tief, und hat einen so reißenden Fall, daß es beinahe $2\frac{1}{2}$ Stunden Weges in einer Stunde zurücklegt.

Der Hafen von Montevideo wird von Jahr zu Jahr seichter, und es ist zu fürchten, daß er bald gänzlich unbrauchbar seyn wird. Außerdem ist er den Verheerungen der Winde ausgesetzt, welche den Schiffen

Digitized by Google

den größten Schaden zufügen, sie von ihren Ankern losreißen und nicht selten sogar auf die Küste schleudern, weil der Grund aus einem weichen Schlamm besteht, in welchem die Anker nicht fest halten können, und wodurch auch die Fäulniß der Taue und des Holzes befördert wird. Auch kann man nicht immer so geschwind als man wünschte aus dem Hafen hinausfahren; deßhalb müssen Kriegesschiffe und Fregatten, obgleich für beide das Wasser in demselben tief genug wäre, sich in einiger Entfernung von dem Hafen vor Anker legen.

Dagegen hat der Hafen von Maldonado einen ganz vortrefflichen Ankergrund; dabei ist er sehr geräumig und hat auch für die größten Schiffe eine hinlängliche Tiefe; er hat zwei Zugänge, so daß man bei jedem Winde ein- und auslaufen kann. Nur ist er nicht in seinem ganzen Umfange gegen alle Winde gesichert, sondern bloß auf der Seite, die sich unter dem Winde von der Insel Gorriti befindet.

Ich komme nunmehr auf die Fische, die sich in den Flüssen dieses Landes befinden, und von denen ich nur einige der vorzüglichsten anführen will. Vor allen übrigen muß ich jedoch von den Cangrejos reden, die von den Franzosen schlechtweg Krebse genannt werden. Man findet sie durchaus niemals an dem Ufer irgend eines Flusses oder Baches, noch auch in der Nähe derselben, sondern immer nur weit in dem Innern und mitten in den allerentlegensten Ländern, wo das Wasser dieser Flüsse, wenn dieselben übertreten, schlechterdings nicht hinkommen kann. Diese Thiere graben daselbst ein rundes, senkrecht abgeschnittenes Loch in den Boden, aber immer in einem thonigen Erdreiche und niemals im Sande; dieses Loch machen sie inwendig so weit, daß es eine hinlängliche Quantität Regenwasser auffassen kann; denn sie verlangen und suchen kein anderes, und in jedem einzelnen Loche

Digitized by Google

wohnt nur ein einziges Paar von ihnen beisammen. Des Nachts begeben sie sich aus ihren Löchern heraus, und werden alsdann häufig eine Beute von mancherlei Arten von vierfüßigen Thieren, besonders des Aguara-Guazu (des Couguar von Buffon), einer Fuchsart von der Größe eines sehr großen Hundes, die keine Art von Fleisch zu verdauen im Stande ist. Obgleich übrigens diese Krebse die nämliche Größe, die nämliche Farbe und auch den nämlichen Geschmack haben wie die Europäischen, so sind doch ihre Lebensart und alle ihre Gewohnheiten so ganz verschieden von den dieser letztern, daß man sie für eine besondere Art halten kann. Ich habe häufig welche davon gegessen, bin aber vielleicht der einzige, der es jemals gethan hat; denn die Landeseingebohrnen genießen sie durchaus nicht. In den Ebenen, wo sich solche Krebse aufhalten, und die daher den Namen Cangrejales führen, ist es gefährlich schnell zu reiten, weil die Pferde alle Augenblicke in Löcher, die über einen Fuß tief sind, treten und hinstürzen. Zuweilen sind diese Cangrejales mehrere Stunden von einander entfernt; da sich nun nicht füglich annehmen läßt, daß sich diese Thiere von einem Orte zum andern hinbegeben haben, so muß man beinahe glauben, daß diejenigen von ihnen, die in einer besondern Ebene beisammen wohnen, auch einen besondern Ursprung gehabt haben, obgleich sie einander sonst an Größe, Farbe und Lebensart vollkommen ähnlich sind.

In Paraguay kennt man keine andere Art zu fischen, als bloß mit der Angel; die Spanier geben sich jedoch nicht damit ab, sondern allein diejenigen wilden Indianer, die den Namen Payaguas führen; andere Indianische Völkerschaften pflegen die Fische mit Pfeilen todt zu schießen. Es ist merkwürdig, daß die in dieser Provinz wohnenden Spanier durchaus nicht gern Fische essen, und daß sogar viele

Digitized by Google

einen solchen Abscheu dafür haben, daß sie für vieles Geld keinen Bissen davon hinunterbringen könnten. Freilich sind auch alle Fische, in so großer Menge sie auch vorhanden sind, von sehr mittelmäßiger Güte, und es gibt daselbst nirgends weder Austern noch irgend eine andere Art von Muscheln, die man doch an der Küste von Chili in so großer Menge antrifft.

Unter den verschiedenen Arten von Fischen, die in den Flüssen und Seen dieses Landes gefunden werden, giebt es Seebrassen von zwanzig Pfunden, eben so schwere Doraden oder Goldfische, die aber von denen im Meere sehr verschieden und noch weit schöner sind, sehr große Rochen, die stechen, wenn man auf sie tritt, und dadurch eine starke Entzündung und heftige Schmerzen verursachen, Barsche, Alsen und sogenannte Palometas, die ein so scharfes Gebiß haben, daß sie in einem Augenblick ein Stück vom Körper herabreißen, weßwegen man bei'm Baden äußerst auf seiner Hut seyn muß. Der Biß dieses Fisches ist so gefährlich, daß viele Personen während meines dasigen Aufenthaltes tödtlich dadurch verwundet worden sind. Außerdem giebt es auch Sohlen, ein dem Platt-Eise ähnlicher Fisch, Meerzähne, Aale, Schildkröten, die von denen im Meere sehr verschieden sind, und noch eine Menge anderer Arten von Fischen, die es langweilig wäre hier alle einzeln anzuführen. Bei Gelegenheit der Schildkröten will ich nur noch bemerken, daß ich eines Tages in dem Flusse Santa Maria deren zwei fing, und, da sich dieselben auf das äußerste anstrengten, um den Kopf unter ihren Schild zurück zu ziehen, so daß ich nicht im Stande war, ihnen die Angel aus dem Maule heraus zu bringen, ihnen den Kopf ganz abhieb, und noch obendrein einen Theil des Halses. Zu meinem größten Erstaunen sah ich aber, daß sie dessen ungeachtet die Flucht ergriffen, und mit der nämlichen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit,

Digitized by Google

als wenn sie ihres Kopfes nicht beraubt gewesen wären, wieder in den Fluß hineinsprangen. Vielleicht suchen die Gelehrten diese Erscheinung durch den Galvanismus zu erklären; deßhalb muß ich noch hinzusetzen, daß sich diese Schildkröten gewissermaßen methodisch fortbewegten, indem sie sich umkehrten, um gegen das Wasser hinzufliehen, gleich als wenn sie die Fähigkeit zu überlegen auch nach dem Verluste ihres Kopfes noch beibehalten hätten.

Nicht alle diese Fische befinden sich jedoch zu gleicher Zeit an allen Orten, und es ist mir von mehreren glaubwürdigen Personen, die sowohl oberhalb als unterhalb der in den Flüssen befindlichen Wasserfälle gefischt haben, versichert worden, daß man oberhalb derselben durchaus keine von den Fischarten findet, die unterhalb angetroffen werden, woraus man fast schließen sollte, daß alle diese Fische eine verschiedene Schöpfung haben, und daß die Wasserfälle so alt sind wie die Welt und wie die Fische selbst; denn im entgegengesetzten Falle würden diese Thiere an der Stelle der Wasserfälle den Fluß hinauf und hinab geschwommen seyn.

Viertes Kapitel.

Von den wildwachsenden Pflanzen.

Da ich kein Botaniker bin, so darf man nicht erwarten, weder ein Verzeichniß von den sämmtlichen Pflanzen, noch auch eine genaue Beschreibung ihrer Charaktere hier zu finden, sondern ich muß mich bloß auf die vorzüglichsten unter ihnen einschränken, und dabei dasjenige anführen, was ich als ein Laye von ihnen habe auffassen können. Der Leser wird wohl ohne

Digitized by Google

mein Bemerken von selbst einsehen, daß ein so durchaus ebenes, unangebautes Land, wie dasjenige ist, von dem ich hier eine Beschreibung liefere, und wo die Natur des Bodens fast durchgängig die nämliche ist, unmöglich eine große Mannichfaltigkeit in seinen vegetabilischen Produkten darbieten kann. Die einzige sichtbare Ursache; die eine Verschiedenheit der Vegetation hervorbringt, muß in der Verschiedenheit der Temperatur, die von dem höhern oder geringern Breitengrade abhängt, in der größern oder geringern Feuchtigkeit des Erdbodens, und in der mehrern oder mindern Leichtigkeit, womit die Wasser abfließen, gesucht werden. Wirklich habe ich aber in allen Ebenen eine außerordentliche Aehnlichkeit der Vegetation angetroffen. In den Savañen habe ich überall die nämlichen zwei bis drei Fuß hohen Pflanzen gefunden, ohne eine beträchtliche Verschiedenheit in ihren Arten zu bemerken; dagegen stehen sie aber überall so dick und gedrängt bei einander, daß man nirgend anders den Erdboden erblicken kann, als in stark betretenen Wegen, in dem Bett der Bäche und in einigen Wasserrissen. Gegen die Brasilische Gränze hin, in 30° 30′ der Breite, wo das Land von Hügeln durchschnitten ist, findet man sehr viele Pflanzen die man sonst nirgends antrifft, und die ein höchst sonderbares Aussehn haben, indem ihre Blätter, ihre Blüthen und ihre Zweige beständig mit einem dicken Rauhreif bedeckt zu seyn scheinen. Auf diesen nämlichen Hügeln fand ich auch eine kleine Pflanze, deren vier breite Blätter auf der Erde auflagen, und die im Monat Junius einen der Ranunkel ähnlichen Blumenstiel empor trieb, an welchem sich ein röthliches, in die Orangenfarbe schillerndes, äußerst schönes Blümchen befand, das seine Farbe und seine ganze Gestalt außerordentlich lange beibehielt. In allen niedrig gelegenen Gegenden hingegen sind die Pflanzen fast durchgängig

Digitized by Google

hoch und bestehen hauptsächlich aus Schwertlilien, Piten oder Agaven, und aus mehrern andern, deren Namen ich nicht kenne. In den sehr feuchten Gegenden giebt es eine unendliche Menge von Piten und unter ihnen befindet sich häufig eine Art von Pflanzen, deren Wurzel aus einer faustgroßen Zwiebel besteht; sie trägt auf einem langen Stengel mehrere lilienförmige karmesinrothe Blumen, die unsern Gärten zur großen Zierde gereichen würden. In einigen Lagunen oder überschwemmten Gegenden im nördlichen Paraguay giebt es eine Art von wildem Reiß, der eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel der nicht civilisirten Indianer ausmacht. Da südlich von dem La Plata-Strome das Erdreich durchgängig salzig ist, so haben daselbst auch, besonders in den niedrigern Gegenden, sehr viele Pflanzen einen starken Salzgeschmack; unterhalb 40° der Breite aber haben alle Pflanzen ohne Ausnahme diesen Geschmack, und es wäre daher unmöglich, unsere Getreide- und übrigen Pflanzenarten daselbst anzubauen.

Wenn diese wildwachsenden hohen Pflanzen eine gewisse Stärke und Härte erlangt haben, so zündet man sie an, damit sie auf's neue ausschlagen und dem Vieh ein zarteres Futter geben sollen. Allein gerade diesem Verfahren ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Anzahl der verschiedenen Arten immer mehr abnimmt, weil dabei nicht nur der Saame verbrennt, sondern auch viele der zartern Pflanzen nothwendigerweise im Feuer zu Grunde gehen müssen. Ueberhaupt muß man sich bei diesem Verbrennen der Pflanzen äußerst in Acht nehmen; denn der Wind verbreitet oft den Brand, ohne daß es möglich ist, ihm Einhalt zu thun, über weite unübersehbare Strecken hin, wobei er durch nichts als durch Flüsse und sehr breite Wege aufgehalten werden kann. Ich selbst habe südwärts von Buenos-Ayres eine Reise von mehr als 200 Stun-

Digitized by Google

den durch eine Ebene gemacht, deren äußerste Gränze ich auf beiden Seiten nicht erblicken konnte, und die nicht lange vorher ihrer ganzen Länge nach auf einmal in Brand gesteckt worden war, so daß jetzt eben die Pflanzen auf derselben wieder anfingen empor zu sprießen. Uebrigens muß ich noch dabei bemerken, daß sich auf dieser ganzen unermeßlichen Strecke weder ein Wald noch ein Fluß befand, der dem Brande hätte Einhalt thun können. Die Wälder sind zu diesem Aufhalten der Brände allerdings sehr geschickt; denn sie sind so äußerst dick verwachsen, und dabei so grün und vollsaftig, daß sie selbst nicht leicht in Brand gerathen. Wenn jedoch der äußerste Umkreis eines Waldes durch eine solche Feuersbrunst ausgetrocknet und gewissermaßen geröstet wird, so geräth er alsdann bei einer zweiten allerdings ebenfalls in Brand, und hierbei kommen nun eine zahllose Menge von Insekten, kriechenden und kleinen vierfüßigen Thieren, ja auch sogar von Pferden um's Leben: denn diese letztern haben nicht wie die Ochsen den Muth, mitten durch das Feuer hindurch zu gehen um zu entfliehen.

Alles bisher Gesagte gilt jedoch nur von den Ebenen, die nicht bewohnt sind, und in welchen sich auch wenige oder gar keine Viehheerden aufhalten. In denjenigen Savañen hingegen, die schon seit langen Zeiten von Hirten und zahlreichen Heerden besucht worden sind, habe ich durchgängig die Bemerkung gemacht, daß die großen Grasarten daselbst täglich mehr abnehmen, und das Land an deren Stelle mit Rasen und einer kleinblättrigen kriechenden Distelart (schwarze Brechnuß) bedeckt wird. Wenn nun diese Heerden immerfort zunehmen, so müssen alle hohen Grasarten, die der Boden vorher freiwillig hervor brachte, nothwendiger Weise nach einiger Zeit gänzlich verschwinden; diese Wirkung hat noch in einem auffallendern Grade in denjenigen Gegenden Statt, wo Heerden

Digitized by Google

von Schaafvieh hingetrieben werden. Es ist überhaupt äußerst merkwürdig, und ich habe unzählige Mal Gelegenheit gehabt mich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen, daß in der Nähe der Häuser, und überhaupt an jedem Orte, wo Menschen sich lange aufhalten, in kurzer Zeit Malven, Disteln, Nesseln und andere dergleichen Pflanzen, deren Namen ich nicht kenne, die ich aber in den Wildnissen nirgends angetroffen habe, empor wachsen. Es ist schon hinreichend, daß der Mensch irgend einen Weg, sey es auch nur zu Pferde, häufig passirt, um in kurzer Zeit an seinem Rande einige von diesen Pflanzen, die vorher nicht daselbst existirten, und die auch in der ganzen umliegenden Gegend nirgends zu finden sind, zu erblicken; auch darf man nur irgend ein Stück Boden wie Gartenland bearbeiten, und es wird sich überall sogleich Portulak in Menge einfinden. Man sollte daher fast glauben, daß die Anwesenheit des Menschen und der vierfüßigen Thiere eine Veränderung in dem Pflanzenreiche bewirke, und daß, anstatt der freiwillig wachsenden Pflanzen, andere, ganz verschiedene dadurch hervorgebracht werden. Diejenigen Naturforscher, die der Meinung sind, daß alle Vegetabilien insgesammt und zu gleicher Zeit erschaffen worden sind, und daß folglich heut zu Tage jede Pflanze aus einem Saamenkorn oder einem Sprößling entsteht, halten es auch für eine ausgemachte Sache, daß überall, wo man eine Pflanze empor wachsen sieht, die vorher niemals daselbst gefunden wurde, das Saamenkorn derselben durch die Winde oder durch die Vögel herbeigebracht worden ist. Allein ich gebe diesen Gelehrten zu bedenken, daß die große Menge von Schmarotzerpflanzen, die bloß an dem Stamme dicker Bäume leben, nothwendiger Weise später als diese Bäume entstanden seyn müssen; daß, wenn man auch sogar dem Winde die Kraft und Stärke einer

Digitized by Google

Kanonenkugel zuschreiben wollte, er doch die Saamenkörner, ehe sie noch eine Strecke von zwei Stunden zurückgelegt hätten, auf die Erde fallen lassen müßte; daß kein einziger Vogel Saamenkörner frißt, die außerordentlich klein sind; daß, wenn sie dieselben aber auch fräßen, sie sie doch nicht in so sehr große Entfernungen forttragen könnten; daß, wenn sie sie auch fort trügen, sie doch dazu nicht den bestimmten Augenblick abwarten würden, wo der Mensch seine Wohnung irgendwo aufgeschlagen hat; und daß endlich kein einziger Vogel den Saamen von der Distelart, die den Namen Abroko führt, frißt, und daß derselbe folglich durch diese Thiere nirgends hingebracht werden kann.

Nachdem ich bisher bloß von den Kräutern gesprochen habe, so gehe ich nunmehr auch zu den Bäumen über. Von dem La Plata-Flusse an bis zur Magellanischen Meerenge giebt es deren durchaus keine, und sogar kaum noch einzelne wenige Sträucher. In den zunächst an unserer Gränze gelegenen Gegenden wachsen einige Viznagas (eine Art großer wilder Mohrrüben) und verschiedene Distelarten, die man sorgfältig einsammelt, um sie zum Brennen zu gebrauchen; allein da sie hierzu bei weitem nicht hinreichen, so muß man daselbst zur Feuerung auch die Knochen, den Talg und das Fett von Thieren anwenden. Dieß ist sogar der Fall schon zu Buenos-Ayres und zu Montevideo, wo man jedoch auch noch außerdem seine Zuflucht zu den Pfirsichbäumen nimmt, die, wie in Deutschland die Weiden, absichtlich zu schnell wachsendem Brennholze angepflanzt werden. Etwas weniges Brennholz findet man an den Ufern der Bäche auf der nördlichen Küste und auf den Inseln im Parana und Urugnay. Eben daselbst giebt es auch einiges Nutz- und Bauholz, allein das meiste von diesem letztern kommt aus Paraguay und den Missionen. Es ist jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß man in allen

Digitized by Google

diesen Gegenden Pappeln, Ulmen und mehrere andere nützliche Bäume mit dem besten Erfolge anpflanzen könnte.

In der Provinz Chaco giebt es, besonders in der Nähe der Flüsse, viele und dichte Waldungen. Unter den verschiedenen Baumarten, die sich darin befinden, führe ich vorzüglich den auch in Spanien bekannten Algarrobo, einer Abart von dem Johannisbrotbaum, an, dessen Frucht in einer dicken schwärzlichten Schote besteht, die, wenn sie zerstoßen wird, eine vortreffliche Dinte giebt, und wahrscheinlich mit Nutzen in der Färberei gebraucht werden könnte. Die Frucht von einer andern Art von Algarrobo hat viele Aehnlichkeit mit unsern Bohnenschoten, und wird von dem ärmern Theile des Volks häufig gegessen; wenn sie zerstoßen und mit Wasser übergossen wird, so entsteht durch Gährung ein ziemlich angenehmes, etwas berauschendes Getränk daraus.

Vom La Plata-Fluß bis zu den Missionskolonieen findet man nirgends Waldungen, als an den Ufern der Flüsse und Bäche; allein diese Waldungen nehmen immer mehr ab, jemehr das Land bevölkert wird: denn man rottet überall aus, ohne nachzupflanzen. In den Missionskolonieen der Jesuiten hingegen, und je weiter man gegen Norden hin kommt, findet man schon große Wälder nicht nur an dem Ufer der Flüsse, sondern auch überall, wo der Erdboden einigermaßen uneben ist. Sie sind so außerordentlich dicht, und besonders so dick mit Farrenkräutern verwachsen, daß man kaum in denselben fortkommen kann; da nun der Saame der Bäume niemals auf den nackten Erdboden, sondern immer auf eine dicke Lage von Blättern fällt, und auch weder vom Winde fortgetrieben noch mit Laub bedeckt werden kann, so pflanzen sich alle Bäume niemals durch Saamenkörner, sondern allein durch Schößlinge fort, die aus der Erde heraustreiben.

Digitized by Google

Allein auch diese Art von Fortpflanzung ist fast unbegreiflich: denn man sollte allerdings glauben, daß die Bäume wegen der außerordentlichen Dichtheit der Wälder eher in die Höhe streben müßten, als daß sie Schößlinge aus der Wurzel hervor trieben.

In allen diesen Wäldern findet man eine Menge von verschiedenen Baumarten, die in Europa theils ganz unbekannt, theils von den daselbst bekannten Arten sehr verschieden sind; sie stehen alle so vermischt durch einander, daß, um ein Dutzend Bäume von der nämlichen Art aufzusuchen, man oft eine große Strecke Wegs durchlaufen muß. Dieß ist jedoch nicht der Fall in den Orangenwäldern; denn da der Schatten dieser Bäume, oder der Saft der herabgefallenen und verfaulten Orangen keinen andern Baum, ja durchaus keine andere Art von Pflanzen aufkommen lassen, so bleiben sie, wenn die andern Bäume, die vor ihnen an dem Orte vorhanden waren, nach und nach vor Alter absterben, allein übrig. Weder Schwämme, noch irgend eine Art von Schmarotzerpflanzen sind unter ihnen anzutreffen; da nun aber keine neuen Bäume nachgepflanzt werden, so muß durchaus die alte Vegetation nach und nach ganz aussterben. Meiner Meinung nach sind alle diese Orangenwälder nicht ursprünglich daselbst einheimisch, sondern erst nach der Eroberung von Amerika durch die Spanier dahin gebracht worden; denn man findet sie durchgängig nur in denjenigen Gegenden, die ehemals bevölkert waren oder es auch noch gegenwärtig sind. Die Früchte dieser Bäume sind jedoch sauer und dickschaligt, und diese schlechte Qualität glaube ich hauptsächlich dem Mangel an freier Luft und an Pflege zuschreiben zu dürfen.

Die Menge von Bäumen, die in Europa noch gänzlich unbekannt sind, und von denen man wahrscheinlich erst mit der Zeit die eigentliche Nutzbarkeit kennen lernen wird, ist daselbst außerordentlich groß.

Digitized by Google

Das Holz von den meisten derselben ist weit dichter und fester, als das von den nämlichen Arten in Europa, so daß ein in Paraguay von inländischem Holz erbauetes Schiff drei Mal so lange als ein anderes dauert. Auch halte ich das Holz in Paraguay für weniger leicht verbrennbar. Ein gewisser Baum, Namens Tataré, der ziemlich häufig daselbst gefunden wird, giebt durchaus keine Flamme, sondern verzehrt sich mit einem stinkenden Geruche, ohne aufzulodern, und sogar ohne fast eine Spur von Kohlen zurück zu lassen. Das Holz desselben könnte übrigens von Tischlern und Drechslern vortheilhaft benutzt werden; denn es hat eine schöne gelbe Farbe, nimmt eine köstliche Politur an, und ist so außerordentlich fest, daß es kaum mit der äußersten Gewalt möglich ist, einen hineingeschlagenen Nagel wieder herauszureißen.

Von allen diesen in Europa durchaus unbekannten Bäumen will ich jedoch nur diejenigen hier anführen, die ihrer besondern Nützlichkeit oder anderer Ursachen wegen vorzüglich merkwürdig sind. Der Curiy wird hauptsächlich in den großen Waldungen am Parana und Uruguay gefunden, und manche Personen legen ihm den Namen der Tanne bei. Er hat zwar allerdings einige Aehnlichkeit mit dieser letztern, und wächst auch gerade so hochstämmig, allein er wird doch noch weit höher und dicker als sie; auch hat er breitere und kürzere Blätter, die sich lanzenförmig zuspitzen. Seine Zweige wachsen schichtenweise und in ziemlichen Entfernungen von einander aus dem Stamme hervor. Die Frucht ist ein abgestumpfter Kegel von der Dicke eines Kindeskopfes, und die Schuppen an derselben sind nicht so deutlich bezeichnet, wie an unsern gewöhnlichen Tannenzapfen. Wenn sie reif sind, so gehen sie von selbst auf. Die Saamenkörner sind sehr lang, an dem dicksten Ende fast einen Finger dick, und haben, wenn sie geröstet werden, einen vortrefflichen Geschmack,

Digitized by Google

schmack, der dem der Kastanien weit vorzuziehen ist. Die wilden Indianer essen sie außerordentlich gern, und einige von ihnen machen auch Mehl und Brod daraus.

Der Ybaro ist ebenfalls ein wilder Baum von der ersten Größe. Er trägt eine große Menge runder Früchte, die zwischen der äußern Schale und dem Kern ein fettes klebriges Mark enthalten, dessen man sich anstatt der Seife bedient. Deßhalb haben auch die Jesuiten von einer ihrer Kolonieen zur andern eine große Allee von diesen Bäumen angelegt, damit es den Indianern nicht an Seife zum Waschen ihres Weißzeuges fehlen sollte. — Der Papamondo ist ein sehr großer und außerordentlich dickbelaubter Baum, dessen Früchte eßbar sind und einen vortrefflichen Geschmack haben; er könnte besonders wegen seines dichten Schattens zu Anlegung von Alleen mit Nutzen gebraucht werden. — Zuweilen sieht man auf den Zweigen der höchsten Bäume, oft aber auch nur auf einen Balken, oder gar auf einen Pfahl einen andern Baum von der nämlichen Höhe empor wachsen, dessen Wurzeln sich anfänglich einzeln und in gerader Linie bis auf den Erdboden herablassen, zuletzt aber sich so fest mit einander verbinden, daß sie den Baum oder den Pfahl, auf dem sie gewachsen sind, auf immer einschließen und bedecken. Da aber der obere Theil des ersten Baumes so lange, bis derselbe ganz abstirbt, frei ist, und für sich fort besteht, so ist es auf den ersten Blick nicht zu begreifen, wie aus einem und dem nämlichen Stamme Zweige und Blätter von ganz verschiedener Art hervorwachsen können. Befindet sich dieser Schmarotzerbaum in der Nähe eines Felsenstückes, so umfaßt er dasselbe ebenfalls auf allen Seiten, so daß oft der eigentliche Stamm des Baumes nicht mehr als fünf bis sechs Zoll dick ist; derjenige Theil hingegen, der das Felsenstück bedeckt, oft einen Umfang von drei

Digitized by Google

und mehrern Fuß hat. — Noch muß ich auch eines Strauches erwähnen, der an allen Bächen, besonders aber in den Ebenen von Montevideo in großer Menge wächst, und der anstatt der Blumenblätter zwei bis drei Zoll lange seidene Fäden von einer prächtigen äußerst lebhaften rothen Farbe hat. Das weibliche Geschlecht in diesem Lande bedient sich derselben zu Blumensträußen, und wegen dieser sonderbaren Gestalt der Blüthen hat auch der Baum den Namen Plumerito (Federbusch) erhalten. Er würde sich in unsern Gärten vortrefflich ausnehmen.

Ich habe auch in den Ländern, die ich hier beschreibe, zweierlei Arten von Pflanzen gefunden, die ganz eben so wie die in Europa allgemein bekannte Mimosa sensitiva ihre Blätter bei der leisesten Berührung zusammen legen. Außerdem habe ich aber auch daselbst einen ziemlich hohen Baum gesehen, bei welchem die nämliche Erscheinung eintritt, nicht nur wenn er von Menschen, sondern sogar auch wenn er von einem nur einigermaßen starken Winde berührt wird. Besonders häufig findet man ihn in Paraguay, und zwar in den allerfeuchtesten Gegenden. Sein Stamm wird ungefähr Arms dick, seine Zweige sind sehr gekrümmt, stark mit Dornen besetzt, und laufen völlig in horizontaler Richtung aus; die Blätter sind schmal, länglicht und stehen paarweise; die Frucht befindet sich in Schoten, die unsern Bohnen ähnlich sehen, aber büschelweise beisammen stehen.

Die verschiedenen Rohrarten in diesem Lande sind ebenfalls sehr merkwürdig: denn es giebt welche darunter, die so dick sind wie ein Mannsschenkel; die meisten sind zwar inwendig hohl, aber dessenungeachtet äußerst stark, und dienen vortrefflich zu Balken für Gerüste und vielerlei andern Zwecken. Die Jesuiten z. B. überzogen sie mit starken Ochsenhäuten und machten auf diese Art Kanonen daraus, deren sie sich

Digitized by Google

in ihrem Kriege im Jahr 1752 gegen Spanien und Portugal mit Vortheil bedienten. Alle diese Rohrarten wachsen bloß an dem Ufer der Bäche und werden oft höher als alle übrigen um sie her stehenden Bäume. Sie bilden insgesammt einen Strauch, und brauchen, wie man versichert, sieben Jahre, um ihr vollkommenes Wachsthum zu erreichen; alsdann aber vertrocknen sie und ihre Wurzel treibt erst zwei Jahre nachher wieder neue Schößlinge. Da man alle diese Rohrarten mit dem größten Nutzen gebrauchen kann, so sollte man sich bemühen, sie nach Europa zu verpflanzen, wo man nur eine einzige Art von Rohr kennt, und zwar die allerschlechteste und am wenigsten nützliche, die existirt.

Der Baum, der den sogenannten Thee von Paraguay hervorbringt, wächst in dem ganzen Lande wild und mitten unter den übrigen Bäumen in allen Wäldern an denjenigen Bächen und Flüssen, die sich in den Parana und den Uruguay ergießen. Ich habe welche darunter gesehen, die dicker als ein mittelmäßiger Orangenbaum waren; in denjenigen Gegenden hingegen, wo die Blätter davon eingeärndtet werden, bildet er einen bloßen Strauch, weil man ihn alle zwei bis drei Jahre ausschneidet; dieß geschieht jedoch niemals früher, weil man allgemein glaubt, daß seine Blätter diesen Zeitraum durchaus nöthig haben, um ihren höchsten Grad von Vollkommenheit zu erreichen; denn sie fallen im Winter niemals ab. Die Rinde des Baumes ist glatt und weißlicht und die Zweige wachsen in großer Menge und mit Laub dicht überdeckt hervor. Die Blätter sind länglicht, vier bis fünf Zoll lang und halb so breit, dick, glänzend, gezähnt, auf der obern Seite von einem dunklern Grün als auf der untern, und haben einen kurzen röthlichen Stiel. Die Blüthen stehen büschelweise, jeder zu dreißig bis vierzig beisammen; die Saamenkörner sind glänzend, glatt,

Digitized by Google

von röthlich violetter Farbe, und haben viele Aehnlichkeit mit den Pfefferkörnern.

Um diese Blätter zu dem Gebrauch wozu sie bestimmt sind zuzubereiten, werden sie ein klein wenig gewelkt, und zwar nur so, daß man den Zweig selbst durch die Flamme hindurch zieht. Einige Zeit nachher werden sie aber förmlich geröstet, hierauf bis zu einem gewissen Grade zerstoßen, und an einem Orte wo sie stark auf einander gepreßt liegen, eine Zeit lang aufgehoben; denn wenn man sie sogleich nach ihrer Zubereitung gebraucht, so haben sie durchaus den angenehmen Geschmack noch nicht, der sie so sehr beliebt macht. Der Gebrauch dieses Thees ist in dem ganzen Lande, ja sogar in Chili, Peru und Quito völlig allgemein, und hat in neuern Zeiten so sehr überhand genommen, daß die ganze Quantität, die jährlich davon konsumirt wird, und die sich noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur auf 12500 Centner belief, heut zu Tage über 50000 Centner ausmacht. Man thut davon so viel, als man mit den Fingern fassen kann, in eine große Schaale, gießt siedendes Wasser darüber, und trinkt dieses alsdann; einige Personen thun auch etwas Zucker dazu. Man kann die Blätter drei Mal brauchen, und immer heißes Wasser aufgießen. Da dieses Getränk allgemein und zu jeder Stunde des Tages genossen wird, so kann man berechnen, daß jeder Einwohner im ganzen Lande, einer in den andern gerechnet, täglich zwei Loth davon verbraucht. Ein fleißiger Arbeiter kann aber auch in einem Tage zwei bis drei Centner von diesem Thee einärndten und zubereiten. Das Wesentlichste bei dieser Zubereitung besteht darin, daß die Blätter gehörig gewelkt und geröstet werden, und daß man sie zur rechten Zeit, und besonders nicht, so lange sie auch nur noch im geringsten feucht sind, abpflückt. Die Jesuiten gaben sich mit der Zubereitung

Digitized by Google

derselben, weil sie ihren großen Werth einsahen, außerordentlich viele Mühe, und pflanzten die Bäume mit vieler Sorgfalt in allen ihren Kolonieen an, damit sie die Blätter mit desto größerer Bequemlichkeit und immer zur gehörigen Zeit einärndten konnten.

Die zahllosen Pflanzen, aus denen mit leichter Mühe die schönsten und lebhaftesten Farben gezogen werden können, übergehe ich mit Stillschweigen, weil es zu weitläuftig wäre, sie alle hier einzeln zu beschreiben. Es ist aber wirklich Schade, daß sie nicht alle oder doch zum Theil nach Europa verpflanzt werden, weil sie allerdings den wesentlichsten Nutzen leisten würden. — Dagegen muß ich aber noch einiges von den verschiedenen Harzen anführen, die ich besonders in Paraguay und in den Missions-Kolonieen kennen gelernt habe. In den nördlichen Gegenden dieser Provinz wächst ein hoher Baum, der den Namen Palo Santo (heiliges Holz) führt. Das Holz von demselben ist sehr hart und wohlriechend; wenn man es in Späne zerschneidet und kocht, zieht sich ein Harz aus demselben, das obenauf in dem Kessel schwimmt, und wenn es kalt geworden ist, eine feste Konsistenz gewinnt. Dieses Harz hat einen ganz vortrefflichen Geruch, und man bedient sich daher desselben hauptsächlich zum Räuchern. — Bei niedrigem Wasserstande sammeln mehrere Indianische Völkerstämme aus dem Bette des Parana eine große Menge kleiner Kugeln, die aus einem durchsichtigen Harze bestehen, und worunter die größten wie kleine Nüsse sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses Harz aus Bäumen herausfließt, die weiter oberhalb in Gegenden, die noch von keinem menschlichen Fuße betreten worden sind, in großer Menge vorhanden seyn müssen, und ich halte dasselbe für wahren ächten Weihrauch, der weit vortrefflicher ist als derjenige, dessen man sich in Spanien gewöhnlich zu bedienen pflegt. Wenn man diese klei-

Digitized by Google

nen Kügelchen an's Licht hält, so entzünden sie sich sogleich, und während des Brennens fließt eine Substanz davon herab, die wie Caramel aussieht, sich nicht mehr entzündet, aber auf glühenden Kohlen geworfen einen ganz unvergleichlichen Geruch verbreitet. — Der Mangaysis ist ein Baum, den man nur in 23 und 24° der Breite an dem Ufer des Gatemy antrifft, und dessen Harz in Europa unter dem Namen des elastischen Gummi's bekannt ist. Wenn man einen Einschnitt in den Baum macht, so fließt in kurzer Zeit eine große Menge von einem dünnen äußerst flüssigen Harz heraus, das man auf einer großen, unter dem Baume ausgebreiteten, Thierhaut auffängt. Nach wenigen Stunden verdickt sich die ganze Masse, so daß, wenn man sie an dem einen Ende anfaßt und aufhebt, das Ganze wie ein Leder auseinander rollt; wenn man sie aber ein klein wenig drückt, so kann man ihr die Form von einer Kugel geben, welche ganz so aussieht, als wenn sie auf diese Art entstanden wäre. — In den Missions-Kolonieen und besonders am Uruguay findet man in der größten Menge einen hohen Baum, der den Namen Aguaraibay führt. Er ist nicht selten so dick, wie der Körper eines starken Mannes. Seine Blätter, die im Winter nicht abfallen, haben noch ein helleres Grün als die unserer Weiden, sind anderthalb Zoll lang und drei Linien breit, spitzig gezähnt, und stehen immer zwei und zwei gegen einander über; seine weißen kleinen Blüthen stehen traubenförmig beisammen, und der Saame befindet sich in kleinen Schoten. Wenn man die Blätter ein wenig reibt, so geben sie eine klebrigte Feuchtigkeit von sich, die wie Terpenthin riecht; man sammelt sie hauptsächlich ein, wenn der Baum in der Blüthe steht, und kocht sie stark in Wasser, um das Harz daraus abzusondern; alsdann nimmt man die Blätter heraus, und kocht das übrige noch so lange, bis es die Konsistenz von Syrup

Digitized by Google

hat; dies ist diejenige Masse, die unter dem Namen des Balsams von Aguaraibay oder der Missionen bekannt ist. Funfzig Arroben Blätter geben eine Arrobe Balsam. In dem Lande, wo dieser Baum wächst, muß jeder Indianische Völkerstamm jährlich zum allerwenigsten zwei Pfund von diesem Balsam an die Regierung abliefern, und diese werden sämmtlich in die königliche Apotheke nach Madrid geschickt. Man nennt ihn gewöhnlich Curalo todo (allgemeines Arzneymittel), weil man ihn für alle möglichen Uebel und Schäden gut findet. Es ist daher auch ein schrecklicher Mißbrauch mit demselben getrieben worden, und seine eigentlichen wahren Heilungskräfte sind im Grunde in Europa noch gänzlich unbekannt. In dem Lande selbst, wo er wächst, legt man ihn hauptsächlich mit dem größten Erfolg auf Wunden, und braucht ihn auch innerlich gegen Magenschwäche und Durchfälle; bei Schnupfen und Katharren reibt man sich die Schläfe und die Stirn damit. Man verdankt die Entdeckung desselben den Jesuiten Sigismund Asberger, einem Ungarischen Arzte, der vierzig volle Jahre hindurch in Paraguay und den Missionen die Arzneikunde und die Botanik getrieben hat, und nach der Vertreibung seiner Ordensbrüder in einem Alter von 112 Jahren daselbst gestorben ist. Dieser Mann hat eine äußerst schätzbare Sammlung von mannichfaltigen bei den Indianern gemachten medicischen Erfahrungen, und darin auch eine große Menge von Recepten, worin nichts als inländische Kräuter vorkommen, im Manuscript hinterlassen. Es befinden sich viele Abschriften davon in den Händen derjenigen Personen, die sich in Paraguay unter dem Namen der Curanderos, oder Heiler, mit der Arzneikunde beschäftigen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man darin manche neue specifische Mittel finden würde.

Digitized by Google

Da ich mich während meines ganzen Aufenthaltes in Amerika ununterbrochen einer dauerhaften Gesundheit zu erfreuen hatte, so habe ich mich wenig um die daselbst vorhandenen Arzeneimittel bekümmert. Jedoch weiß ich, daß eine vortreffliche Rhabarber daselbst wächst. Auch ist der sogenannte Purgierkern sehr merkwürdig, der so äußerst wirksam ist, daß, wenn man nur einen halben davon ißt, schon in der ersten Viertelstunde das heftigste Erbrechen erfolgt, ob er gleich nicht größer als eine gewöhnliche Mandel ist. Man will behaupten, daß diejenige Hälfte, wo sich der Keim befindet, Erbrechen erregt, die andere aber von unten abführt, und daß, wenn man den Kern ganz ißt, beides zugleich bewirkt wird. Ich werde niemals die Erfahrung vergessen, die ich selbst von der Wirksamkeit dieses Kerns gemacht habe. Eines Tages ging ich nämlich mit der Frau des Gouverneurs von Paraguay und ihrer Tochter unter einem von den Bäumen, an denen die Frucht wächst, hin, und erklärte ihnen zufälliger Weise die Wirkung derselben. Sie wurden beide hierdurch neugierig gemacht, und wollten die Probe sogleich selbst damit anstellen; da nun der Kern einen sehr guten Geschmack hat, so aßen sie mit einander einen ganzen davon. Noch waren aber nicht zwanzig Minuten verflossen, so empfanden sie schon beide fast zu gleicher Zeit die Wirkung davon, und zwar auf beide Arten und so schnell, daß sie sich auf der Stelle erleichtern mußten. Uebrigens hat dieses niemals schädliche Folgen, und man darf nur ein wenig Wein trinken, um die Wirkung dieses Purgiermittels sogleich wieder zu hemmen.

Auch die Schmarotzerpflanzen darf ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. In den Waldungen gibt es eine ungeheuere Menge von Lianen; sie winden sich an den höchsten Bäumen hinauf und herab, gehen von einem zum andern über, und umfassen die

Digitized by Google

Stämme so fest, daß sie gleichsam in dieselben verwachsen zu seyn scheinen. Auch diejenige Art von Schmarotzerpflanze, die unter dem Namen der Luftblume bekannt ist, weil sie auf den Stämmen und Zweigen der Bäume selbst entsteht und lebt, findet man daselbst in großer Menge. Einige Arten davon zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Blumen aus, andere aber durch ihren außerordentlich guten Geruch, woran ihnen vielleicht keine andere Blume in der Welt gleich kommt. Deswegen sind auch zu Buenos-Ayres die Altane fast aller Häuser damit verziert. Es gewährt einen überaus herrlichen Anblick, wenn man die hohen Bäume bis in die Gipfel mit diesen kriechenden Pflanzen überzogen sieht, die zur Zeit ihrer Blüthe mit einer zahllosen Menge von Blumen von den buntesten, lebhaftesten Farben bedeckt sind. Ich habe wirklich in Europa nur wenige so schöne Blumen zu Gesicht bekommen, und man sollte sie daher in unsere Gärten zu verpflanzen suchen.

Die Schmarotzerpflanze, die unter dem Namen Guembé bekannt ist, wächst aus den höchsten Zweigen der höchsten Bäume hervor, sobald diese anfangen hohl zu werden; sie ist gewöhnlich von der Dicke eines Armes, vier bis fünf Fuß hoch, und trägt eine Aehre, die viele Aehnlichkeit mit dem Mais hat, und deren Körner auch gewöhnlich gegessen werden. Diese Pflanzen treiben von der höchsten Höhe des Baumes, worauf sie wachsen, gerade eines Fingers dicke Wurzeln herab, die sich zuweilen um den Baum herumschlingen, zuweilen aber auch senkrecht bis auf die Erde herabfallen. Man schneidet dieselben oben mit einem an einer Stange befestigten Messer ab, und bedient sich ihrer äußerst feinen leicht abzulösenden Rinde, um allerhand Stricke und Seile zur Schifffahrt im Innern daraus zu verfertigen, wobei keine andere Zubereitung erfordert wird, als daß sie, wenn sie trocken sind,

Digitized by Google

wieder naß gemacht werden müssen. Diese Stricke sind äußerst wohlfeil, und haben dabei die vortreffliche Eigenschaft, daß sie nicht allein sehr stark sind, sondern auch weder im Wasser noch im Schlamme verfaulen. Auf unsern Fregatten sogar hat man sich in neueren Zeiten dieser Seile mit dem größten Nutzen bedient.

Endlich befinden sich auch noch vielerlei Arten von Pitas in diesen Ländern, wovon ebenfalls mehrere als Schmarotzerpflanzen auf den Bäumen wachsen. Sie haben alle das Eigenthümliche, daß sie in ihrem Innern eine größere oder geringere Quantität von frischem krystallhellem Wasser aufbewahren, das sehr häufig den Reisenden äußerst willkommen ist, um ihren Durst damit zu löschen. Der Kürze wegen will ich hier nur die eine Art derselben beschreiben, die den Namen Ybira führt. Sie wächst niemals an freien offenen Orten, sondern stets in dem Innern der dichten Wälder. Ihre Blätter sind drei bis fünf Fuß lang, nicht über zwei Zoll breit, nicht beträchtlich dick und auch nicht besonders stachlicht, ob sie gleich zu dem Geschlechte der Aloes gehört. Die Blätter schneidet man ab, und läßt sie wie den Hanf verfaulen, worauf sich die Fasern derselben sehr leicht von der Haut absondern lassen; wenn hierauf diese letztern noch einige wenige Zubereitung erhalten haben, so sehen sie gerade so aus wie der Hanf, und man kann Segel, Seile und Taue daraus verfertigen. Diese nehmen zwar den Theer durchaus nicht an, allein sie haben ihn auch nicht nöthig; denn sie sind nicht nur stärker als die von Hanf verfertigten, sondern haben auch noch den Vorzug vor den letztern, daß sie nicht leicht faulen. Bis jetzt hat man zwar nur einzelne Proben mit den daraus gemachten Seilen angestellt; allein sie sind alle ohne Ausnahme vortrefflich ausgefallen, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie auf das vortheilhafteste benutzt werden könnten.

Digitized by Google

Endlich gibt es in Paraguay auch noch eine große Menge von wildwachsenden Pflanzen, die mancherlei eßbare Früchte hervorbringen, und die auch von den Einwohnern wirklich genossen werden. Ich will davon nur die einzige anführen, welche die Gestalt einer kleinen Pflaume hat, und auf einem Baume wächst, aber nicht wie gewöhnlich an den Zweigen desselben, sondern an dem Stamme selbst, ja sogar an den Wurzeln, wenn diese nur einigermaßen bloß liegen. So sehr aber auch diese Früchte von den Einwohnern gerühmt werden, habe ich ihnen doch niemals Geschmack abgewinnen können; es ist jedoch zu glauben, daß sie bei mehrerer Kultur und besserer Behandlung des Baumes, gleich vielen andern von den dasigen wilden Früchten, wesentlich verbessert werden könnten.

Fünftes Kapitel.

Von den kultivirten Pflanzen.

Aus noch vorhandenen authentischen Manuscripten erhellet, daß die Provinz Paraguay ehemals Getreide nach Buenos-Ayres geliefert hat; heut zu Tage ist es jedoch der entgegen gesetzte Fall, indem die Erde in Paraguay höchstens nur noch das vierte Korn hervorbringt. Da man auch die Vorsicht nicht getroffen hat, mit dem auszusäenden Saamen abzuwechseln, so ist das Getreide ausgeartet und ein großer Theil davon ist klein, schwärzlich und gänzlich unbrauchbar. Es würde allerdings von besserer Qualität seyn, und die Aerndte davon auch reichlicher ausfallen, wenn man den Saamen von Buenos-Ayres kommen ließe; allein wirklich reiche Aerndten würde man doch schwerlich je-

Digitized by Google

mals erwarten können; denn das dasige Klima ist für die meisten Getreidearten, besonders aber für den Weizen, schon zu heiß.

Zu Montevideo und Buenos-Ayres hingegen hat alles Getreide einen zwölf- bis sechzehnfältigen Ertrag. Der Grund von dieser großen Fruchtbarkeit scheint mir darin zu liegen, daß die Körner von dem daselbst gewonnenen Getreide um die Hälfte kleiner sind als in Europa, so daß, wenn man einen Scheffel davon aussäet, dieser aus noch einmal soviel einzelnen Körnern besteht. Nun müssen aber diese, nach der allgemeinen Regel, daß die Fruchtbarkeit der Körner mit ihrer Größe im umgekehrten Verhältnisse steht, weit mehr Aehren hervorbringen, und jede derselben eine größere Anzahl von Körnern enthalten. Wollte man nun auch einwenden, daß die Kleinheit der Getreidekörner ein Beweis von ihrer Ausartung ist, weil man keinen neuen Saamen aus Europa hat kommen lassen, so ist es doch eine ausgemachte Sache, daß dieses Getreide ein ganz vortreffliches Brod giebt, besonders aber dasjenige, was in der Gegend um Buenos-Ayres wächst.

Da auf dem nördlichen Ufer des La Plata-Stromes, d. h. in den Ebenen von Montevideo, die meisten Einwohner sich bloß mit der Viehzucht, dem Einpökeln des Fleisches und der Zubereitung der Häute abgeben, so wird daselbst nicht so viel Getreide gebaut als man braucht, sondern man muß von Buenos-Ayres und dem südlichen Ufer des genannten Stromes, wo eine Mittelärndte jährlich nach einer geringen Berechnung über 200,000 Faneguen einträgt, das noch fehlende herbei holen. Die Viehhirten essen ganz und gar kein Brod, sondern leben ausschließend bloß von Fleisch. Das nämliche gilt auch von den Hirten in den Missionskolonieen und in Paraguay; allein die Ackerbauern in dieser letztern Provinz backen Brod aus Mais und Manioc oder Cassavemehl.

Digitized by Google

Es versteht sich von selbst, daß vom 24° der Breite an gegen Norden zu kein Weizen mehr wächst, weil diese Länder schon ein außerordentliches heißes Klima haben. Weit zuträglicher würde dieser Getreideart das Klima südwärts vom La Plata-Strome seyn; dagegen würde wahrscheinlich vom 40° an bis zur Magellanischen Meerenge ganz und gar keine Getreideart mehr fortkommen, weil der Erdboden daselbst, wie oben bemerkt worden, gar zu salzig ist.

Es ist ferner auch zuverläßig gewiß, daß im Jahr 1602 allein in der Gegend von Assumption, der Hauptstadt von Paraguay über zwei Millionen Weinstöcke vorhanden waren, und daß man daselbst Wein genug baute, um auch noch Buenos-Ayres damit versorgen zu können. Heut zu Tage hingegen giebt es in dieser ganzen Gegend keinen einzigen Weinberg mehr, sondern man sieht höchstens noch einzelne Rebengeländer an Häusern und in Gärten. Die Stadt Mendoza aber liefert jährlich, und zwar nach einem Durchschnitt von fünf Jahren, 3300 Tonnen Wein nach Buenos-Ayres und Montevideo; eben so liefert die Stadt St. Johann etwa 8000 Fässer aus Weintrebern verfertigten Branntwein dahin; was daselbst außerdem noch an der Konsumtion fehlt, muß aus Spanien dahin gebracht werden. Die beiden genannten Städte liegen auf dem Abhange der Andesgebirge gegen die Gränze von Chili hin. Wahrscheinlich wurden es die Bewohner der übrigen Gegenden überdrüßig, sich mit dem Weinbau zu beschäftigen, weil die Trauben den Verheerungen der Ameisen, der Wespen und anderer Insekten, so wie auch mancher vierfüßigen Thiere, auf eine so verderbliche Art ausgesetzt sind; hierzu mogte vielleicht noch gekommen seyn, daß sobald ihre Viehheerden sich vermehrt hatten, es ihnen leicht wurde, gegen ihr Leder und ihren Talg, Wein und andere Getränke einzutauschen. Dieß letztere verträgt sich

Digitized by Google

auch besser mit ihrer natürlichen, tief eingewurzelten Trägheit, die so weit geht, daß sie sich weder mit dem Ackerbau, noch auch nur mit dem Einärndten des Getreides abgeben mögen. Endlich mag auch noch ein wichtiger Grund von dieser Vernachläßigung des Weinbaues darin liegen, daß die Spanier angefangen haben, dem Beispiele der Neger und der Indianer zu folgen, die sich wenig aus dem Wein machen, sondern weit lieber Branntwein trinken.

Taback wurde ehemals von dem 29° an bis weit hinauf gegen Norden gebaut, und die Abgaben davon trugen der Regierung jährlich 16000 Piaster ein, wobei nur eine sehr geringe Anzahl von Personen zur Aufsicht angestellt war; denn der Handel mit Taback war in dem ganzen Lande vollkommen frei. Allein im Jahr 1779 wurde eine besondere Tabacksregie errichtet, und eine zahllose Menge von Menschen, die sich auf eine nützlichere Weise beschäftigen konnten, dabei angestellt; seit dieser Zeit sind die Kaufleute und Reisenden tausenderlei lästigen Förmlichkeiten unterworfen; die Schreibereien, Rechnungen und eingehenden Bittschriften liegen stoßweise über einander, und die gesammte Tabackskultur wirft der Regierung einen äußerst geringen oder gar keinen reinen Ertrag mehr ab. Ehemals, als der Tabackshandel noch frei war, wurden jährlich über 15000 Centner davon ausgeführt, und heut zu Tage kann die königliche Regie nicht mehr 5000 Centner davon nach Spanien schicken.

In der Provinz Paraguay und den Missionskolonieen wird auch Zuckerrohr und Baumwolle gebaut, allein in geringer Quantität, weil es an den nöthigen Maschinen fehlt, um beide Produkte im Großen bearbeiten zu können. Ungeachtet der mangelhaften Fabrikation ist aber dennoch der dasige Zucker von vorzüglicher Güte, und es wird auch jährlich eine jedoch geringe Quantität davon nach Buenos-Ayres geschickt,

Digitized by Google

weil das Gebiet dieser letztern Stadt kein Zuckerrohr hervorbringt; aller Zucker, der in dieser Stadt jährlich konsumirt wird, und den die Provinz Paraguay nicht liefern kann, muß aus der Havanna und aus Brasilien herbeigeholt werden. Auch wird einige Baumwolle aus Paraguay ausgeführt, allein die meiste bleibt in dem Lande selbst, wo eine so grobe Leinwand daraus verfertigt wird, daß sie kaum zu Hemden für die Sklaven und für den allerärmsten Theil des Volkes gebraucht werden kann. Alle Geräthschaften, sowohl zum Spinnen als zum Weben dieser Leinwand sind aber auch außerordentlich schlecht, und es ist ganz unbegreiflich, wie weit die Einwohner in allen diesen Stücken noch zurück sind.

Die Mandioca oder der Manioc kommt ebenfalls in den Missionen der Jesuiten sehr gut fort. Es giebt zweierlei Arten davon: die eine heißt Mandiocué und treibt eine große Menge äußerst langer und starker Wurzeln; von dem daraus gepreßten Saft sterben die Schweine, so wie auch, wenn sie zufälliger Weise das Uebriggebliebene von den Wurzeln fressen, nachdem der Saft aus ihnen herausgepreßt worden ist. Man will sogar behaupten, daß diese Pflanze auch auf den Menschen die nämliche Wirkung hervorbringt. Daher wird auch nur eine geringe Quantität davon gebaut, und zwar bloß der vorzüglich guten Stärke wegen, die aus dem daraus gepreßten Safte durch Niederschlagen gewonnen wird. Die Portugiesen essen übrigens kein anderes Brod als von dieser Wurzel, wobei sie dieselbe jedoch vorher fein zerreiben, allen Saft sorgfältig herauspressen und alsdann die übriggebliebene Masse stark rösten. Die andere Art von Manioc, die am meisten gebaut wird, hat ganz weiße Wurzeln, und diese werden, ohne daß man vorher nöthig hat sie zu zerreiben und den Saft aus ihnen herauszupressen, auf verschiedene Art zur Nahrung für den Menschen zubereitet.

Digitized by Google

Diese vortreffliche Wurzel ist allgemein bekannt und gereicht allen Ländern, worin sie gebaut wird, zum Segen und Glück; denn sie allein ist vollkommen hinreichend, um den Armen das ganze Jahr hindurch ihre Nahrung zuzusichern. Man sollte daher ernstlich darauf bedacht seyn, sie auch in die südlichen Provinzen von Spanien und auf der Insel Mayorca zu verpflanzen.

Der Mais gedeiht in diesen Ländern ebenfalls vortrefflich, und ich habe daselbst viererlei ziemlich von einander verschiedene Arten desselben kennen gelernt. Von der einen Art sind die Körner weiß und so äußerst zart, daß man sie nur ein klein wenig zu kösten braucht, um sie sogleich ohne weitere Zubereitung anstatt des Brodes essen zu können, weil sie sich sehr leicht zerbeißen und kauen lassen. Eine andere Art hat gelbliche, glänzende Körner, die so hart sind, daß die Einwohner sie in einem hölzernen Mörser gelinde stoßen müssen, um sie von ihrer äußern Hülse zu befreien, ehe sie sich derselben zu ihrer Nahrung bedienen können. Alsdann aber werden sie in einen Topf gethan und wie bei uns die Erbsen und Bohnen gekocht. Ueberhaupt bereiten die Einwohner aus dem Mais eine große Menge von verschiedenen Gerichten, wobei sie zu einem jeden die besondere dazu passende Art von Mais nehmen, indem eine jede ihre eigenthümlichen Vorzüge hat.

Auch giebt es überall in dem ganzen Lande eine Menge von vortrefflicher süßen Pataten, die bald ein weißes, bald ein gelbes, bald ein violettes Fleisch haben. Einige Arten darunter sind so lang wie ein Mannsfuß und so dick wie eine mittelmäßige Wade; die Wurzel sieht von außen röthlich aus, ist aber inwendig weiß und hat einen vortrefflichen Geschmack. Es wäre nicht nur äußerst nützlich, sondern auch leicht möglich, alle diese verschiedenen Arten nach Europa zu verpflanzen; das Nämliche gilt auch von mehrern Arten

Digitized by Google

ten von Flaschenkürbissen, die alle einen weit vorzüglichern Geschmack haben, als die, welche in Spanien gezogen werden, besonders wenn man sie trocknet und alsdann auf glühenden Kohlen gelinde röstet. Von Bohnen giebt es ebenfalls verschiedene Arten, die zum Theil sehr ergiebig und von vortrefflichem Geschmack sind; man findet daselbst sogar sehr häufig eine Art von ziemlich hoher Staude, die den Winter gut aushält, und alljährlich eine große Menge sehr kleiner, aber vortrefflicher Bohnen trägt. Außerdem werden noch vielerlei andere eßbare Pflanzen daselbst gewonnen, als z. B. Linsen, Erbsen und der Tartago, welche letztere Pflanze allgemeiner unter dem Namen Palma Christi bekannt ist. Sie wird zwar nirgends eigentlich angebaut; allein man findet sie überall in der Nähe der Häuser und Gärten, und da ich sie in menschenleeren Wüsten nirgends, auch nicht ein einziges Mal gefunden habe, so vermuthe ich, daß sie zu denjenigen Pflanzen gehört, die nur an solchen Orten wachsen, wo sich Menschen aufhalten. An allen bevölkerten Orten findet man sie in der größten Menge. Sie wird gesammelt, in einem Mörser zerstoßen und im Wasser gekocht, worauf man aus dem oben schwimmenden Oel eine vortreffliche Seife verfertigt.

Es ist eine merkwürdige Sonderbarkeit, daß die Mandel- und Pflaumen-Bäume, so schnell sie auch in diesem Lande wachsen, und so sehr sie jährlich mit Blüthen überdeckt sind, doch niemals auch nur eine einzige Frucht tragen. Das Nämliche ist auch in der Provinz Paraguay der Fall mit den Pfirsichbäumen; dagegen trägt dieser letztere Baum in der Provinz am La Plata-Strom sehr viele und vortreffliche Früchte. Seit einigen Jahren sind aus Chili und andern Gegenden von Amerika vier bis fünf verschiedene Arten von Pfirsichbäumen, die in Europa noch ganz unbekannt sind, nach Buenos-Ayres gebracht worden, und es wäre

Digitized by Google

ihrer vorzüglichen Güte wegen zu wünschen, daß sie auch nach Europa verpflanzt würden. Den Abrikosenbaum kennt man in diesem Lande erst seit wenigen Jahren, und er kam bloß durch einen sonderbaren Zufall dahin. Ein dasiger Saamenhändler hatte sich nämlich ein kleines Kistchen mit mancherlei Sämereien aus Italien verschrieben, und fand in demselben auch zwei Abrikosenkerne, die er nicht kannte, aber doch in die Erde steckte, um zu sehen, was daraus werden würde. Sie wuchsen sehr schnell empor, trugen bald vortreffliche Früchte, und seit dieser Zeit ist diese Baumart in der ganzen Provinz am La Plata-Strome allgemein eingeführt worden.

Die Birnen taugen in diesen Ländern nicht viel, und die Kirschen ganz und gar nichts; in der Provinz Paraguay gibt es überhaupt keine. Dagegen sind daselbst die Orangen und andere ähnliche Früchte in der größten Menge vorhanden, und vom 30° der Breite an gegen Norden hin von ganz vorzüglicher Güte; je weiter man aber gegen Süden hinabkommt, desto seltener, kleiner und schlechter werden sie. Die Aepfel sind zu Montevideo sehr gut, zu Buenos-Ayres aber mittelmäßig, und in Paraguay tragen die Apfelbäume ganz und gar keine Früchte. Ueberall in dem ganzen Lande gibt es Feigen, Quitten und Granaten; allein sie sind von sehr mittelmäßiger Güte. In Paraguay gibt es auch keine Olivenbäume, dagegen kommen aber dieselben zu Buenos-Ayres eben so gut und vielleicht besser fort, als in Spanien, und tragen auch alljährlich reichlich Früchte.

Die Melonen sind am La Plata-Strome höchstens eßbar, und weiter hinauf gegen Norden taugen sie gar nichts. Die Wassermelonen sind an einigen Orten besser als an andern, und dies hängt nicht von dem Breitengrade, sondern von der lokalen Beschaffenheit des Ortes ab. Merkwürdig ist noch, daß diese Frucht

Digitized by Google

in allen diesen Ländern noch einmal so viel Saamenkörner enthält, als in Spanien; bei Assumption und in noch mehrern andern Gegenden hat sie weit weniger Fleisch als Körner. — Erdbeeren gibt es nur allein am La Plata-Strome, und auch diese sind geschmacklos. Die Gemüsearten kommen im Ganzen genommen gut fort, jedoch nach Beschaffenheit der Breite in einer Gegend besser als in der andern. In den Missionskolonieen und in ganz Paraguay werden aber gar keine gepflanzt, sondern an ihrer Statt baut man daselbst in den trockenen Gegenden so viel Reis, als man zur eigenen Consumtion für das ganze Jahr nöthig hat.

In den nördlichen Gegenden könnte man ohne Zweifel auch den Indigo mit Erfolg anbauen; denn diese Pflanze wächst daselbst überall wild. Deßgleichen würde man auch den Seidenbau einführen können: denn der Maulbeerbaum wird in dem ganzen Lande in zahlloser Menge wild angetroffen; das Nämliche ist auch der Fall mit dem Kakao und dem Kaffee. Allein der Hang zum Müßiggehen und die Faulheit sind daselbst allgemein herrschende Fehler; dabei ist der Arbeitslohn äußerst theuer, und die Einwohner haben sehr wenige Bedürfnisse, ganz und gar kein Bestreben, andern nachzueifern, und sehen mit einem aus den alten Ritterzeiten herstammenden Geiste der Verachtung auf alle Arten von Arbeiten herab. Ueberdieß sind die Vicekönige und Gouverneurs so kenntnißlose und unbedeutende Menschen, daß noch auf lange Zeit hin jede Art von Verbesserung in dem Lande schlechterdings unmöglich ist. Die Werkzeuge, deren sich die Einwohner zu ihren Arbeiten bedienen, sind im höchsten Grade und auf eine kaum begreifliche Art unvollkommen. In ganz Paraguay und in den Missionskolonieen hat man keine andere Art von Hacken oder Karsten, als große Pferde- und Rindsknochen, die an einen Stiel befestigt werden. Der Pflug besteht in

Digitized by Google

einem zugespitzten Stocke, den jeder nach seinem Gutbefinden einrichtet; eben so ist es auch mit allen übrigen Werkzeugen des Ackerbaues. Aber auch in allen Arten von Handwerken haben es die Einwohner nicht weiter gebracht. Der Goldschmidt verfertigt selbst seine Schmelztiegel, der Musikus seine Guitarre und seine Saiten, und in allen Privathäusern ohne Ausnahme wird alles selbst gemacht, alle Zeuge selbst gefärbt, Lichte, Seife, Backwerke und Zuckereingemachtes, ja sogar Arzeneien und überhaupt alles, was man nur in der Haushaltung braucht, selbst verfertigt.

Sechstes Kapitel.

Von den Insekten.

Es giebt in diesem Lande eine so zahllose Menge verschiedener Arten von Insekten, und diese Thierchen sind zum Theil so klein, daß man mitunter kaum im Stande ist, ihre Arbeiten mit bloßen Augen zu beobachten. Für mich aber mußte dieses eine noch weit schwerere Aufgabe seyn, da ich vorher durchaus kein Werk über die Naturgeschichte der Insekten gelesen hatte, und auf allen meinen Reisen immer mit wichtigen Aufträgen von Seiten des Hofes oder der Vicekönige beschäftigt war. Ich bin daher auch gänzlich außer Stande, eine genaue und vollständige Beschreibung davon zu liefern, sondern will bloß in der Kürze diejenigen Beobachtungen mittheilen, die ich über einige Arten derselben gemacht habe, und die, wie ich seitdem gefunden habe, noch neu und den Naturforschern unbekannt sind.

Um mit den Bienen anzufangen, so kennt man in Paraguay sieben verschiedene Arten derselben;

Digitized by Google

die größte darunter ist noch einmal so groß, als die in Europa, und die kleinste ist kaum den vierten Theil so groß, als unsere gewöhnlichen Fliegen. Alle diese Arten machen Honig und Wachs. Der Honig hat die Konsistenz eines dicken Zuckersyrups, und kam mir auf meinen Reisen bei großer Hitze oft sehr gut zu Statten: denn da er die Eigenschaft hat, das Wasser abzukühlen, pflegte ich immer ein wenig davon unter dasjenige zu mischen, was ich trinken wollte. Der Honig von zwei besondern Arten von Bienen ist hingegen der Gesundheit äußerst nachtheilig; der eine verursacht ein heftiges Kopfweh und einen förmlichen Rausch, als wenn man Branntwein getrunken hätte; auf den Genuß des andern folgen nach wenigen Stunden Konvulsionen und die heftigsten Schmerzen in allen Gliedern, die über vier und zwanzig Stunden anhalten, aber außerdem keine schädlichen Folgen zurücklassen. Die Bewohner des flachen Landes kennen diese beiden schädlichen Arten von Honig sehr genau, und nehmen sich wohl in Acht davon zu essen, ob er gleich in Rücksicht der Farbe von den andern Arten durchaus nicht verschieden ist, und auch ganz den nämlichen angenehmen Geschmack hat. Uebrigens gehört der Honig unter die vorzüglichsten Nahrungsmittel aller derjenigen Indianer, die in den Wäldern leben; sie bereiten sich auch eine Art von berauschendem Getränke daraus, indem sie denselben in Wasser auflösen und gähren lassen.

Das dasige Wachs hat eine dunklere gelbe Farbe, und ist viel weicher als das Europäische. Da man die Kunst nicht versteht, es zu bleichen, so wird es bloß in den Kirchen auf dem Lande und in den Missionskolonieen der Indianer gebraucht. Dasjenige hingegen, das man von der oben angeführten großen Art von Bienen gewinnt, ist weißer, und dabei so außerordentlich fest, daß man es, um es zu brauchen, zur

Digitized by Google

Hälfte mit Talg vermischen muß; die Einwohner von der einzigen Stadt Santiago del Estero in der Provinz Chaco sammeln jährlich über 14000 Pfund davon in den umherliegenden Wäldern ein. Wenn diese Art von Bienen in ordentlichen Körben gezogen und auf die gehörige Art behandelt würde, so könnte man ohne Zweifel jährlich einen bedeutenden Vorrath von Wachs aus diesen Ländern nach Europa schicken.

Von Wespen habe ich eilf ganz von einander verschiedene Arten kennen gelernt, und dabei bilde ich mir keinesweges ein, sie alle zu kennen. Die gewöhnlichste darunter hat eine orangengelbe Farbe, und ist weit größer als die Europäische; auch verfertigen sie ihre Nester ganz auf die nämliche Art, nur daß dieselben weit größer sind. Die Materie dazu nehmen diese Wespen von trockenem, halb verfaultem Holze, dessen Oberfläche sie des Morgens, wenn sie von dem Thau ein wenig aufgeweicht ist, abnagen, und alsdann das Abgenagte mit vieler Anstrengung in kleine Kugeln verwandeln, um es fortbringen zu können. Ihre Bauart und innere Wirthschaft ist sonst ganz die nämliche, wie die der Europäischen Wespen. Wenn die Jungen aus den Eiern ausgekrochen und im Stande sind, davon zu fliegen und sich fortzupflanzen, so wird das Nest mit neuen Zellen vermehrt, die sich wieder wie die alten mit jungen Wespen füllen. Dieß dauert so lange fort, bis das Nest ungefähr die Größe einer Suppenschüssel erreicht hat; alsdann aber legen die jungen Kolonieen in einiger Entfernung neue Nester an. Es scheint nicht, als wenn ein solches Nest unter einem besondern Oberhaupte stünde; sondern jedes einzelne Paar bekümmert sich bloß um seine eigenen Jungen, und wenn dieses wegen der zunehmenden Größe des Nestes nicht mehr geschehen kann, ohne daß ein Paar dem andern hinderlich ist, so verlassen sie diese Wohnung, in der sie die nöthige Bequemlichkeit nicht mehr

Digitized by Google

finden, und suchen sich eine andere auf. Tritt der Fall ein, daß sich die einzelnen Familien zur Vertheidigung des Nestes mit einander verbinden, so geschieht dieses nicht, weil sie unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehen, sondern bloß weil sie durch das gemeinschaftliche Interesse dazu angetrieben werden. Diese Wespenrepubliken sind daher unstreitig das allerpassendste Bild von der Verbindung, worin die Völkerstämme der wilden Indianer in diesem Lande mit einander stehen, wie ich weiter unten bei der Beschreibung der letztern umständlicher zeigen werde.

Die übrigen Arten von Wespen sind theils durch ihre Größe und Farbe, theils durch die Art ihre Nester zu bauen, theils durch die Orte, die sie dazu erwählen, indem sie bald Felsen, bald Bäume, bald Häuser dazu aussuchen, von einander verschieden. Im Ganzen haben sie aber so viel Uebereinstimmendes mit einander, daß es sehr uninteressant wäre, wenn ich alle Verschiedenheiten, wodurch sich die einzelnen Arten derselben von einander auszeichnen, umständlich hier anführen wollte. Nur zwei Arten, die allzu auffallend von allen übrigen verschieden sind, kann ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie wohnen beide in den Häusern, ja sogar in den Wohnzimmern der Menschen, und leben nicht wie alle übrigen Arten in Gesellschaften vereinigt, sondern beständig allein; ich habe sogar niemals zwei derselben in dem nämlichen Hause oder in dem nämlichen Zimmer beisammen gefunden, und auch niemals bestimmt ausmitteln können, ob sie sich mit Individuen von ihrer oder von einer andern Art der Fortpflanzung wegen paaren.

Die erstere Art ist von schwarzer Farbe mit einigen hellgelben Streifen. Sie macht ihr Nest in die Wohnzimmer der Menschen, bringt aber niemals die Nacht darin zu. Ihr Geschäft fängt sie damit an, daß sie eine kleine, ungefähr wie eine Erbse große Kugel von

Digitized by Google

Mörtel herbeibringt, und dieselbe über dem Thür- oder Fenstergesimse oder auch sonst an irgend einen Balken befestigt. Zu dieser bringt sie nun immerfort mehrere solcher kleinen Kügelchen hinzu, bis endlich ein ungefähr anderthalb Zoll langes und inwendig mit einer Art von Stuck belegtes Röhrchen fertig ist, in dessen innerste Vertiefung sie ihr Ei absetzt. Hierauf holt sie mehrere Spinnen einzeln vom Felde, die sie mit ihrem Stachel tödtet, füllt mit denselben das ganze Röhrchen an, und verschließt es alsdann sorgfältig mit Mörtel. Hierauf verfertigt sie ein anderes Röhrchen dicht neben dem erstern, desgleichen ein drittes, viertes und oft sogar auch ein fünftes. Während sie noch an dem letzten arbeitet, ist die junge Wespe in dem erstern ausgekrochen und stark genug geworden, um das Röhrchen verlassen zu können. Es scheint, als wenn die Mutter von außen das Streben ihres Jungen, an's Tageslicht zu kommen, hörte; sie öffnet ihm alsdann sogleich das Röhrchen, und so wie es aus dem letztern herauskommt, fliegt es auch sogleich davon, ohne jemals wieder zurück zu kommen. Während meines ganzen Aufenthaltes in Paraguay hatte ich jeden Sommer eine von diesen Wespen in meinem Zimmer, und beobachtete ihre Arbeiten genau und mit wahrer Bewunderung. Wenn ich eins oder das andere von diesen Röhrchen zerstörte, so habe ich häufig bemerkt, daß wenn eine von den darin befindlichen Spinnen verfault war, oder wenn im Gegentheil das Gift der Wespe nicht kräftig genug auf die gestochene Spinne gewirkt, und diese noch so viel Zeit und Stärke übrig behalten hatte, um ein kleines Gespinnst anzulegen, die junge Wespe jedes Mal todt in der Vertiefung des Röhrchens lag.

Die zweite Art von Wespen ist orangenfarbig und die größte unter allen: denn sie ist noch einmal so groß als die in Europa gewöhnliche. Sie sucht sich zu ihrem

Digitized by Google

Neste den Boden von der Hausflur und von andern gegen den Regen geschützten Plätzen in den Häusern auf dem Lande aus, weil sie daselbst nichts als Sand oder doch eine nicht sehr feste Erde antrifft. In diesen Boden gräbt sie nun mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ein ungefähr eine Spanne tiefes rundes Loch; sie bedient sich dazu ihrer Füße, aber die kleinen Steinchen, die sie dabei antrifft, schafft sie mit dem Munde weg. Dieses Loch richtet sie so ein, daß die obere Hälfte einen Kanal bildet, der gegen das Ende enger zuläuft. Hierauf geht sie in das Feld, um eine Spinne zu holen, die sie mit ihrem Stachel tödtet und äußerst mühsam fortschleppt, weil dieselbe so groß und wohl noch größer als eine Haselnuß mit ihrer Schale ist. Ich traf ein Mal eine solche Wespe mit ihrer Spinne an, und folgte ihr auf ihrem Wege bis zu dem Orte, wo sie dieselbe ablegte, und der noch hundert drei und sechzig Schritte entfernt war, ohne den Weg zu rechnen, den sie schon, ehe ich sie antraf, zurückgelegt haben mogte. Zuweilen ließ sie ihre Beute los, und lief in einem drei Spannen langen Halbzirkel vorwärts hin und her, um, wie es schien, zu untersuchen, ob sie sich auch auf dem rechten Wege befände. Dieser Weg war mit Gras bewachsen, das an manchen Stellen so hoch und dicht war, daß die Wespe unmöglich hindurchkommen konnte, weil die Spinne an den Halmen hängen blieb; sie machte daher an jeder solchen Stelle einen Umweg, schlug aber immer sogleich ihren vorigen Weg wieder ein, und kam endlich in einer schnurgeraden Richtung bei ihrem Neste an. Hier ließ sie die Spinne in den oben angeführten kleinen Kanal hinab, vermittelst dessen die letztere nicht bis auf dem Boden des Loches fallen konnte, sondern durch die enger zulaufenden Seitenwände aufgehalten wurde. In die unterste Vertiefung des Loches legte sie hierauf sogleich ihr Ei, und bedeckte als-

Digitized by Google

dann das Ganze so genau und sorgfältig mit Sand und Erde, daß der Boden wieder vollkommen eben wurde, und man nicht das Geringste daran merken konnte. Wenn die junge Wespe aus dem Ei ausgekrochen ist, so frißt sie nach und nach die Spinne auf, und wenn sie mit derselben ganz fertig ist, so ist sie auch stark genug, die Erde über sich weg zu wühlen; sobald sie nun herausgekrochen ist, fliegt sie sogleich davon, ohne ihre Mutter gesehen zu haben. Die letztere legt wahrscheinlich an andern Orten noch ein oder mehrere Eier; denn an jedem Orte gräbt sie sich nur ein einziges solches Nest. Diese Art von Wespen wird jedoch überhaupt nicht sehr häufig angetroffen, und es sind mir während meines ganzen Aufenthaltes in diesem Lande nicht mehr als sechs Individuen davon zu Gesicht gekommen.

Es ist äußerst sonderbar, daß diese beiden Arten von Wespen durchaus allein leben, und daß man ihrer niemals zwei beisammen antrifft; ferner auch, daß man nicht errathen kann, auf welche Art sie befruchtet werden, und daß sie kein Nest oder irgend einen bleibenden Aufenthaltsort haben, als allein zu der Zeit, wenn sie ihre Eier legen. Eben so merkwürdig ist es auch, daß sie nicht allein die eheliche Liebe nicht kennen, sondern daß ihnen auch das Band der Zärtlichkeit zwischen Aeltern und Kindern durchaus fremd ist. Beide stehen in keinen andern Verhältnissen mit einander, als daß die Mutter dafür sorgt, daß ihr Junges bei seinem Auskriechen aus dem Ei auf so lange Futter findet, bis es das gehörige Alter, und die erforderliche Stärke erlangt hat, um sich selbst welches suchen zu können. Auch muß die junge Wespe nothwendig, sogleich bei dem ersten Anfang ihrer Existenz, mit allen zu ihrem Fortkommen nöthigen Kenntnissen ausgerüstet seyn, weil sie von ihrer Mutter durchaus keinen Unterricht empfängt. Man muß daher allerdings auf den

Digitized by Google

Gedanken verfallen, daß manche Erscheinungen, die wir an den verschiedenen Geschöpfen beobachten, nicht ausschließlich nur die Wirkung der Erziehung sind, sondern daß sie ihnen vielmehr von ihrem allerersten Daseyn an eingeprägt, und in ihr ganzes Wesen verwebt sind. — Endlich muß ich auch noch die Bemerkung beifügen, daß das Gift dieser Wespen ein Mittel gegen die Fäulniß zu seyn scheint, weil außerdem die Spinnen, die den jungen Wespen zur Nahrung dienen sollen, und die zu diesem Ende mehrere Tage todt liegen bleiben, in einem so sehr heißen Lande nothwendig zur Fäulniß übergehen müssen. Wenn man daher ein Mittel entdecken könnte, dieses Gift aus der Wespe abzusondern, so würde man in demselben vielleicht ein specifisches Mittel gegen den Krebsschaden finden, und vielleicht könnte man auch sogar innerlich davon Gebrauch machen, weil doch die jungen Wespen diese vergifteten Spinnen ohne allen Nachtheil fressen.

Die Ameisen können in diesem Lande bei der ununterbrochen fortdauernden Wärme das ganze Jahr hindurch in ihren gewohnten Arbeiten fortfahren. Daher sind sie daselbst in zahlloser Menge vorhanden, und es giebt auch eine außerordentliche Anzahl von verschiedenen Arten derselben; jede von diesen Arten hat eine größere Menge von Haufen, und jeder von diesen letztern enthält vielleicht hundertmal soviel Ameisen, als bei uns in Europa. Dieß ist um so weniger zu bezweifeln, da, wie wir unten sehen werden, zweierlei Arten von ziemlich großen und starken vierfüßigen Thieren sich durchaus von nichts anderm als von Ameisen nähren. Dagegen hat es auch seine Richtigkeit, daß diese Insekten sich vermindern, jemehr man sich der Magellanischen Meerenge nähert, so wie sie sich hingegen vermehren, wenn man von Paraguay aus, gegen die nördliche Halbkugel zu geht.

Diejenige Ameise, die in Paraguay den Namen

Digitized by Google

Araraa fährt, ist besonders in der ungeheuersten Menge vorhanden; denn man findet sie nicht nur in allen dikken und alten Bäumen aller Wälder, sondern auch in den dünneren, wenn dieselben nur eine recht trockne, stark aufgesprungene Rinde haben. Auch findet man sie sogar in den abgehauenen Stücken Holz, und da ferner auf dem Lande die Mauern aller Häuser aus Pfählen bestehen, die man bloß in die Erde rammelt, und die Zwischenräume derselben mit Thon, der sehr leicht Risse bekommt, ausfüllt, so gehen die Araraas durch diese Oeffnungen ununterbrochen aus und ein. Sie sind so groß wie die allergrößten in Europa, von dunkelbrauner Farbe, die gegen den hintern Theil zu etwas heller wird, und auch an diesem Theil mit feinen Haaren bedeckt. Sie laufen beständig die Bäume und Mauern hinauf und herab; aber ich habe niemals gesehen, daß sie Vorräthe einsammeln, und wahrscheinlich fressen sie auch immer sogleich an Ort und Stelle, was sie zu ihrem Unterhalte finden. Da sie weder Blätter noch Körner fressen, so weiß ich nicht wovon sie sich auf dem Felde nähren; in den Häusern aber fressen sie bloß allen Zucker, dem sie einen üblen Geruch und Geschmack mittheilen. Sie verfertigen keine sogenannte Ameisenhaufen, indem sie Erde und Holz nach außen zu auswerfen, sondern wohnen bloß in Rissen und Spalten, und stellen auch keine ordentlichen Processionen an, wie andere Ameisen.

Eine von den kleinsten Ameisenarten wohnt nicht, wie die eben beschriebenen, in den äußern Mauern der Häuser, sondern dringt im Gegentheil in das Innere derselben ein. Man findet sie sowohl auf dem Lande, als in den Städten; sie scheinen weder einen bestimmten Wohnort zu haben, noch auch Vorräthe einzusammeln. Dessen ungeachtet herrscht ein sehr genaues Einverständniß unter ihnen; denn sobald sie durch einen von ihren zum Recognosciren ausgeschickten Po-

Digitized by Google

sten benachrichtiget werden, daß sich irgend wo Fleisch, besonders aber Zucker und Eingemachtes, ihre Lieblingsnahrung, befindet, so begeben sie sich alle unverzüglich in ordentlicher Procession dahin; sie fressen zwar auch Obst, aber Blätter und Körner habe ich sie niemals anrühren sehen. In manchen Häusern ist es ganz unmöglich, Zucker und Syrup vor diesen Insekten zu verwahren. Um sie davon abzuhalten, muß man den Zucker auf einen Tisch legen, der mit seinen vier Füßen in tiefen Schalen voll Wasser steht; dieses hilft zwar zuweilen, allein ich habe selbst auch gesehen, daß die Ameisen sich aufeinander anklammerten, und auf diese Art durch sich selbst eine Spannen lange und Finger breite Brücke bildeten, über welche die andern alle hinweg liefen. Wenn man den Tisch oder das Brett, worauf der Zucker liegt, schwebend an die Decke befestigt, so klettern sie an der Wand hinauf, und an der Decke hin, bis sie den Strick erreichen, an dem sie alsdann auf den Tisch hinunterlaufen. Ich habe mir selbst alle mögliche Mühe gegeben, meinen Zucker vor ihnen zu verwahren, und habe zu diesem Ende die Tischstollen mit Wolle und Roßhaaren umwickelt; allein es war alles vergebens: nur allein der Theer kann sie zurückhalten, so lange er nämlich noch ganz heiß ist. Das einzige Mittel, den Zucker und die Zuckerwaaren gegen sie zu schützen, besteht darin, daß man sie in einer ganz entlegenen Kammer aufhebt, weil wenigstens eine ziemlich lange Zeit hingeht, ehe die Ameisen sie daselbst auswittern; befindet sich aber zufälliger Weise auch nur eine einzige von ihnen in dieser Kammer, so läuft sie sogleich fort, um die andern davon zu benachrichtigen, und alsdann folgen ihr diese sogleich schaarenweise nach. Man findet also in den Insekten eine gewisse Ueberlegungskraft; auch müssen sie eine Sprache besitzen, oder doch wenigstens gewisse Zeichen, um sich ihre Ideen mitzutheilen. Viel mehr findet man bei den Indiani-

Digitized by Google

schen Nationen, die ich weiter unten beschreiben werde, in der That nicht. Diejenige Art von Ameisen, die Tahy-ré, d. h. Stink-Ameise, heißt, weil sie, wenn man sie zerdrückt, einen häßlichen Geruch von sich giebt, hat keinen bestimmten Aufenthaltsort, und man weiß auch nicht genau, worin ihre gewöhnliche Nahrung besteht, weil man sie nicht anders sieht, als wenn sie zuweilen plötzlich und ganz unversehens zum Vorschein kommt. Dieß geschieht gewöhnlich Nachts, und zwar immer einige Tage vor einer großen Wetterveränderung; alsdann erscheinen diese Insekten in so zahlloser Menge, daß sie die Wände, den Boden und die Decke eines auch noch so großen Zimmers ganz überdecken. In einigen Augenblicken haben sie Spinnen, Grillen, Käfer und alles was ihnen vorkommt, aufgefressen, und kein Schrank, kein Koffer, keine Spalte bleibt von ihnen unbesucht. Wenn sie eine Maus antreffen, so läuft diese außer sich vor Angst hin und her, und findet sie keinen Ausweg, um das Zimmer zu verlassen, so ist sie in wenigen Minuten mit Ameisen ganz überdeckt, die so lange an ihr nagen, bis sie todt ist, und sie alsdann völlig auffressen. Wenn sie sich in einem Schlafzimmer einstellen, so müssen die Menschen sogleich ihre Betten verlassen, und im bloßen Hemde so schnell sie können, davon laufen. Es vergehen übrigens glücklicher Weise immer mehrere Monate und oft sogar Jahre, ohne daß man solche Ameisenheere zu sehen bekommt. Das einzige Mittel, sie sogleich wieder aus einem Zimmer zu vertreiben, besteht darin, daß man ein brennendes Blatt Papier auf den Boden wirft; ich habe es selbst häufig probirt, und jedes Mal waren nach wenigen Minuten alle Ameisen verschwunden. Sie sind übrigens von mittlerer Größer und schwarzer Farbe.

In den niedrigen, den Ueberschwemmungen häufig ausgesetzten Gegenden, sieht man eine Menge von un-

Digitized by Google

gefähr drei Fuß hohen, konisch geformten Erdhügeln, die ziemlich dicht beisammen stehen, und einer kleinen Art schwarzer Ameisen, zum Aufenthalte dienen. Diese Ameisen verlassen, so viel mir wenigstens bekannt geworden ist, ihre Haufen durchaus niemals, um Vegetabilien oder irgend eine andere Art von Lebensmitteln aufzusuchen. Nur allein während der Ueberschwemmungen kommen sie aus denselben heraus, und liegen alsdann in einem runden, wenigstens einen Fuß dicken Klumpen, so lange die Ueberschwemmung dauert, auf der Oberfläche des Wassers; sobald dieses abgelaufen ist, kehren sie wieder in ihre Wohnungen zurück. Ich habe ihnen während dieser Zeit oft zugesehen, wie sie, um von einer Pflanze auf die andere überzugehen, eine oft zwei Spannen lange, und über einen Fuß breite Brücke bildeten, die durchaus nirgends als an ihren beiden Enden auflag. Man sollte glauben, daß diese Thiere durch ihr eigenes Gewicht in's Wasser herabfallen müßten; allein es mag nun seyn, daß der Strom des Wassers selbst sie oben erhält, oder daß irgend eine andere Ursache dabei zum Grunde liegt, so ist doch zuverläßig gewiß, daß diese Klumpen von Ameisen, so lange die Ueberschwemmung dauert, d. h., wenigstens einige Tage lang, sich ganz unbeschädigt auf der Oberfläche des Wassers aufhalten.

Eine andere etwas kleinere Art von Ameisen, sieht röthlich aus; und ihr Nest bildet eine runde Erhöhung von Erde, die ungefähr anderthalb Fuß breit, und halb so hoch ist. Da ich niemals gesehen habe, daß sie dieses Nest verließen, um Lebensmittel zu suchen, so glaube ich vermuthen zu müssen, daß sie sich von Erde nähren. Wenn diese Ameisen ihre Nester vermehren wollen, so reiset eine Kolonie in der Nacht aus denselben ab, und gräbt sich dabei einen unterirdischen Weg, der aber so nahe an der Oberfläche der Erde hingeht, daß man ihn oft an mehreren Stellen eingefallen sieht.

Digitized by Google

— Mit ihren Chrysaliden geben sie sich viele Mühe: wenn dieselben schon ziemlich ausgebildet sind, so holen die Ameisen mehrere Klumpen von Erde aus ihrem Neste heraus, und legen sie oben auf dasselbe, und zwar dergestalt verarbeitet, daß sie eine dünne Scheibe bilden, so daß sie von den Sonnenstrahlen durchdrungen, oder doch in einem hinlänglichen Grade erwärmt werden können, um die Chrysaliden zu beleben. Unter diese Decke tragen sie alsdann die letztern, die vollkommen sicher unter derselben liegen, und auch nicht Gefahr laufen, von ihr erdrückt zu werden, weil die Ameisen dieselbe mit weiser Sorgfalt hin und wieder mit Pfeilern unterstützen. Wenn man des Morgens sieht, daß die Ameisen ihre Chrysaliden auf diese Art aus dem Neste herausgetragen haben, so darf man sich sicher darauf verlassen, daß es den ganzen Tag hindurch nicht regnen wird, und sollten sich auch gleich trübe Wolken am Himmel befinden: denn die Ameise kennt das Wetter mit der untrüglichsten Gewißheit, wenigstens einen Tag voraus.

Diejenige Ameise, die den Namen Cupiy führt, ist ziemlich groß, von weißlicher Farbe, und in außerordentlicher Menge vorhanden. Sie baut ihre Nester, die Tacuru's heißen, nach der Beschaffenheit des Ortes, wo sie sich niederläßt. Geschieht es auf einem Baume, so bauen sich diese Ameisen ihr Nest in den Stamm, oder auf einen der dicksten Aeste; dieses Nest besteht in einer runden, oft zwei Fuß großen Erhöhung, die eine Menge einzelner, durch breite, glatt gefirnißte Wege von einander abgesonderte Abtheilungen in sich begreift. Das Ganze ist aus der Substanz des Baumes selbst verfertigt; denn diese Ameisen verlassen ihr Nest nicht, und man bekommt sie niemals zu Gesicht. Viele von den angeführten Wegen stoßen auf Galerieen von der Dicke eines Federkiels, die auf der Oberfläche des Stammes und der Aeste hinlaufen, und mit

Digitized by Google

mit einer Art von Leim, den diese Ameise selbst verfertigt, wie mit einem festen Gewölbe bedeckt sind. Auf diese Art verarbeiten sie den Baum so lange, bis er ganz aufgezehrt ist; dabei ist aber zu bemerken, daß sie weder die Früchte, noch die Blätter, noch auch die dünnen Aeste fressen. Wenn sie sich in einem Hause niederlassen, so durchbohren sie die Mauern von Erde oder Backsteinen, und legen ihren Tacuru in dem Gebälk an; sie zerstören alsdann in kurzer Zeit das sämmtliche Holzwerk in dem ganzen Hause, und es ist schlechterdings unmöglich, wenn sie sich einmal in einem Hause festgesetzt haben, sie wieder gänzlich zu verjagen oder auszurotten. *) Die geflügelten Ameisen von dieser Art sind von schwarzer Farbe und in so zahlloser Menge vorhanden, daß als ich sie einmal schwarmweise durch eine absichtlich von ihnen gemachte horizontale Spalte aus einem außerordentlich großen Tacuru herauskommen sah, ich nicht im Stande war, das Ende davon abzuwarten, ob sie gleich schon fast auf eine halbe Stunde weit die ganze Atmosphäre anfüllten. Ein anderes Mal sahe ich das ganze Dach eines Hauses mit einer zwei Zoll dicken Rinde bedeckt, die aus lauter solchen übereinander sitzenden Insekten bestand. Fast alle Vögel, die Falken und andere Raubvögel nicht ausgenommen, fressen aber auch diese geflügelten Ameisen mit äußerster Begierde.

Man könnte vielleicht annehmen, daß diese geflügelten Ameisen, die sich aus einem Neste entfernen, von den übrigen in demselben zurückbleibenden verjagt werden, weil sie allzu zahlreich sind und es ihnen folglich an Lebensmitteln gebricht. Allein da diese Insekten immer Holz genug finden, wovon sie sich nähren können, und da man auch bemerkt hat, daß sie jedes

*) Die hier beschriebenen Ameisen scheinen die Termiten, die gewöhnlich auch weiße Ameisen genannt werden, zu seyn. Der Herausgeber.

Digitized by Google

Mal kurz vor einer großen Wetterveränderung die Tacurus verlassen, so muß offenbar eine andere Ursache dabei zum Grunde liegen. In diesem Gedanken wird man noch mehr bestärkt, wenn man sieht, daß diese geflügelten Ameisen bei ihrer Abreise in einem solchen Grade vergnügt und fröhlich sind, daß sie sich sogleich in der Luft mit einander paaren. Ich habe oft auf dem Felde Flügel von diesen Insekten zu Tausenden gefunden, und muß vermuthen, daß sie von den Spinnen und Grillen übrig gelassen worden sind, die bloß den Körper dieser Ameisen fressen. Uebrigens habe ich selbst den Fall erlebt, daß diese Cupiys unter den Backsteinen, womit der Fußboden in meinem Zimmer bedeckt war, so wie auch einmal unter denen in einer Kirche hervorgekommen sind, und an beide Orte hatten sie doch schlechterdings nicht gelangen können, ohne einen wenigstens 45 Fuß langen unterirdischen Weg zu graben. Ich muß daher vermuthen, daß dieses Insekt seine Tacurus durch Fortwühlen unter der Erde vermehrt: denn sie lassen sich durchaus niemals außerhalb derselben sehen. Dagegen kann man aber einwenden, daß die Cupiys unmöglich durch solche unterirdische Gänge die vielen Tausende von Quadratstunden, wo sie nach meiner eigenen Erfahrung überall angetroffen werden, haben bevölkern können, besonders da auch ihre Tacurus oft Stunden weit von einander entfernt sind. Dieser Einwurf ist allerdings sehr wichtig, und man kann ihn eben so gut auf die übrigen Arten von Ameisen, um so mehr also auch auf die Spinnen, Zecken und alle andern Europäischen Insekten, die sich in diesem Lande befinden, anwenden: denn wenn auch diese alle auf Schiffen in diesen Welttheil hätten gebracht werden können, so ist doch ihre Ausbreitung über so unermeßliche Strecken, wobei sie oft durch ungeheure Länder, reißende Flüsse und zahllose Seen von einander getrennt sind, schlechter-

Digitized by Google

dings unmöglich. Alle diese Schwierigkeiten wären jedoch leicht gehoben, wenn man annehmen dürfte, daß alle diese Insekten und jede besondere Art derselben ihren Ursprung nicht von einem und dem nämlichen Paare herleiten, sondern von mehreren identischen Individuen, die an weit von einander entfernten Orten geboren worden sind, und sich nach und nach daselbst vermehrt haben; daß z. B. die Spinnen, Grillen, Ameisen u. s. w. in Europa ihren Ursprung von Insekten ihrer Art herleiten, die in diesem Welttheile entstanden sind, und daß hingegen diejenigen von der nämlichen Art, die man in Amerika antrifft, von identischen Individuen, die in dem letztern Lande selbst ihr Daseyn erhalten haben, abstammen. Das Nämliche gilt auch von allen Thierarten, die man in irgend einem Erdtheile auf Inseln oder in solchen Ländern antrifft, die unermeßlich weit von einander entfernt sind, und wo in dem Zwischenraume, der sie von einander trennt, diese Thierart ganz und gar nicht gefunden wird. Zufolge dieser Idee könnte man allenfalls annehmen, daß diese oder jene Art von Insekten, z. B. die Cupiys, von etwa tausend ursprünglich identischen, aber an verschiedenen Orten entstandenen Individuen abstamme, und das nämliche würde verhältnißmäßig auch bei allen andern Thierarten der Fall seyn. — Ich breche jedoch hier ab, und kehre wieder zur Beschreibung der Ameisen zurück.

Es gibt noch eine große röthliche Art von Ameisen, deren Nester oft bis zwölf Fuß im Durchmesser enthalten, und drei Fuß hoch sind. Es befindet sich an denselben eine Menge in bestimmten Entfernungen von einander angebrachter Thüren, wovon jede auf einen zwei Zoll breiten, sehr reinlichen und ebenen Weg stößt, der sich in gerader Linie wenigstens dreihundert Schritte weit erstreckt. Auf allen diesen Wegen gehen die Ameisen häufig in ordentlicher Processionen heraus,

Digitized by Google

und kehren nach einiger Zeit mit kleinen Stückchen von Blättern beladen wieder zurück. Ich zweifle nicht, daß sie auch Körner fressen; allein in einem unangebauten wüsten Lande sind diese selten anzutreffen. Das Nest hat übrigens eine solche Tiefe unter der Erde, daß einmal ein in meinem Gefolge befindliches Maulthier, als es auf einen solchen Ameisenhaufen trat, der durch starke Regengüsse aufgeweicht worden war, in demselben so gänzlich versank, daß ich in einer Entfernung von zwanzig Schritten nichts mehr als den Kopf von ihm gewahr ward, ob es gleich völlig aufrecht stand. Im Monat Jänner sah ich einmal auf einer Reise im 30sten Grade, wo diese Ameisenart besonders häufig angetroffen wird, einen so unermeßlichen Schwarm von den geflügelten Individuen derselben, daß ich mitten in demselben einen drei Stunden langen Weg zurücklegte. Die Einwohner der in dieser Gegend liegenden Stadt Santa-Fé gehen auf die Jagd von diesen geflügelten Ameisen; man nimmt von ihnen den hintern Theil, läßt ihn in Butter rösten, und macht alsdann eine Art von Kuchen daraus; auch werden sie, wenn sie zuvor geröstet worden, in Syrup gelegt und als ein köstliches Zuckereingemachtes verspeis't.

Es gibt noch eine große Menge von verschiedenen andern Ameisen in diesem Lande; allein es würde mich zu weit führen, wenn ich sie alle einzeln beschreiben wollte. — So unvollständig auch dasjenige ist, was ich bisher über diese Insekten gesagt habe, so wird es doch wenigstens hinreichend seyn, um den Leser zu überzeugen, daß diese Thierart mit größerer Aufmerksamkeit und Sorgfalt beobachtet zu werden verdient. Aus dem, was ich bisher von denselben angeführt habe, erhellt wenigstens, daß es eine außerordentliche Menge verschiedener Arten von Ameisen gibt; daß unter diesen allen große Verschiedenheiten Statt finden; daß einige davon Nester bauen und andere nicht; daß die

Digitized by Google

letztern in den Rissen und Spalten der Mauern und Bäume wohnen; daß einige derselben ihre Aufenthaltsorte, in denen sie von Erde oder Holz leben, niemals verlassen, was von andern hingegen geschieht; daß die einen Vorräthe von Lebensmitteln einsammeln, die andern nicht; daß einige mit einer Art von Ueberlegung handeln, und sich gegenseitig ihre Ideen durch Töne oder Zeichen mittheilen, und daß sie endlich alle Wetterveränderungen mit der bestimmtesten Gewißheit voraus wissen, so daß sie, wenn wir sie genauer beobachten, uns vielleicht untrüglichere Hülfsmittel zu Untersuchungen dieser Art darbieten würden, als diejenigen sind, die wir bisher gehabt haben.

Die in Spanien so äußerst gewöhnlichen Wanzen waren den ursprünglichen Indianern gänzlich unbekannt, und auch die Spanier in Amerika, ja sogar die Bewohner der Hauptstadt von Paraguay lernten sie erst i. J. 1769 kennen, wo dieses Insekt mit der Equipage eines Gouverneurs dahin gebracht wurde. Dieses häßliche Insekt lebt allein von Menschenblut, und es ist dabei äußerst merkwürdig, daß es diejenigen Menschen, die wild in den Wäldern umherirren, gänzlich verschont, und sich bloß an den mehr oder weniger civilisirten Menschen hält, der einen festen Wohnort hat, und mancherlei Hausgeräthe besitzt. Da nun aber ohne allem Zweifel nach der Erschaffung der Welt eine ziemliche Reihe von Jahrhunderten verflossen war, ehe sich die Menschen in diesem letztern Zustande befanden, so sollte man allerdings glauben, das es in den uranfänglichen Zeiten der Welt keine Wanzen gegeben habe, sondern daß dieselben erst lange nachher entstanden wären.

Flöhe giebt es in Paraguay nur im Winter, und man muß daher glauben, daß die allzugroße Hitze diesem Insekte nachtheilig ist. Die Folge hiervon wäre, daß es weder aus einem Theile von Amerika in den an-

Digitized by Google

dern, noch aus der alten Welt in die neue übergegangen seyn kann, sondern daß auch diese Thierart, so wie ich oben bemerkt habe, ihren Ursprung von mehreren identischen Individuen ableiten muß. Zu Buenos-Ayres giebt es zwar das ganze Jahr hindurch eine ungeheure Menge von Flöhen, allein im Sommer sind sie doch weit seltener. — Die Niguas, eine in dem heißen Theile von ganz Amerika allgemein bekannte Zeckengrt, werden in Paraguay ebenfalls gefunden, allein jenseits des 29sten Grades der Breite giebt es keine mehr. In den Feldern habe ich niemals welche angetroffen, so wie auch nicht an wilden Schweinen und allen denjenigen Thieren, an welche sie sich doch in den Häusern gewöhnlich und gern anhängen. Sobald hingegen der Mensch irgendwo seine Wohnung aufgeschlagen hat, so entstehen sogleich in allen Arten von Unrath eine Menge von Zecken, und sobald man in den entlegensten und wildesten Wäldern anfängt, Bäume zu fällen, so findet man auch sogleich unter den Spänen und dem Holzmehl eine große Menge von diesen Insekten, die an Ort und Stelle selbst entstanden, und nicht durch eine regelmäßige Generation hervorgebracht zu seyn scheinen. Man sollte daher glauben, daß auch diese Art von Insekten später erschaffen worden sey, als der Mensch.

Die Vinchuca fällt denjenigen Personen, die von Mendoza nach Buenos-Ayres reisen, äußerst beschwerlich; dagegen habe ich sie nordwärts vom La Plata-Strome niemals angetroffen. Sie ist ein kleiner Käfer mit einem platten, ovalen Körper, der so groß wird wie eine Weinbeere, und nährt sich bloß vom Blute, sobald sie dasselbe verdaut hat, giebt sie es wieder von sich, und diese Flecke fressen sich besonders in der Leinwand so fest ein, daß sie durch nichts mehr herausgebracht werden können. Diese Insekten fliegen nur des Nachts aus, und verbreiten, wenn man sie zerdrückt,

Digitized by Google

einen starken Wanzengeruch *). Zu Buenos-Ayres wurden einmal im Monat Jänner vier Nächte hinter einander alle Häuser von einer solchen ungeheuern Menge dieser Käfer heimgesucht, daß, wenn man des Morgens die Fenster und Thüren aufmachte, alles von denselben, so wie auch die Altäne damit überdeckt waren, und man mit dem Besen ganze Körbe voll davon zusammenkehrte. Das nämliche hatte auch in allen Straßen längs der Häuser Statt; die Käfer waren ganz ohne alle Bewegung und gleichsam erstarrt; allein diejenigen unter ihnen, die sich in der Nacht in die Zimmer eingeschlichen hatten, (und deren war eine außerordentliche Menge), gereichten den ganzen Tag über den Einwohnern im höchsten Grade zur Qual, und besonders dem weiblichen Geschlechte, weil sie ihm schaarenweise unter die Röcke krochen. Ich habe jedoch diese Erscheinung, die eine wahre Pein für die ganze Stadt war, nur ein einziges Mal erlebt.

Ueberhaupt findet man in allen diesen Ländern, besonders aber in Paraguay, eine große Menge verschiedener Käferarten von aller Größe und Farbe. Sie finden, vermittelst des Geruchs, menschlichen Unrath und Leichname, und graben sich in dieselben Löcher, damit ihre Jungen sogleich ihre Nahrung finden. Ihr Geruch ist so außerordentlich fein, daß ehe noch ein Mensch, der im freien Felde seine Bedürfnisse verrichtet, damit fertig ist, schon mehrere solcher Insekten herbeigeflogen kommen. — Unter andern giebt es auch zwei Arten von Leuchtkäfern, von welchen der kleinste sein Licht, das bald stärker bald schwächer ist, durch den hintern Theil seines Körpers ausstrahlt, der größere aber durch zwei Arten von Augen, die er auf der untern

*) Wahrscheinlich ist dieses eine Art von Cimex oder Waldwanze; denn keine andere Art von Käfern nährt sich von dem Blute der Menschen oder der Thiere.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Seite des Körpers hat. Der erstere wird in allen feuchten Gegenden in der größten Menge angetroffen, der andere aber, der in Paraguay den Namen Mua führt, ist seltener. Man sieht beide Arten nur bei Nacht, und der größere davon strömt ein so starkes Licht aus, daß, wenn man ihn zwischen den Fingern hält, man in der tiefsten Dunkelheit bequem dabei lesen kann.

Von Spinnen findet man in diesen Ländern alle die verschiedenen Arten, die man in Europa antrifft, und außerdem noch mehrere andere, die dem südlichen Amerika eigenthümlich zugehören. Eine von diesen letztern, die in Paraguay bis zum 32° der Breite gefunden wird, verfertigt ein sphärisches Gehäuse oder Cocon, das einen Zoll dick und von orangegelber Farbe ist. Weil diese Farbe nicht nur sehr schön, sondern auch vollkommen dauerhaft ist, so wird die in diesen Cocons befindliche Seide gesponnen: allein man hat die Erfahrung gemacht, daß den Spinnerinnen während der ganzen Dauer ihrer Arbeit eine Menge Wasser zu den Augen und der Nase herausläuft, ohne daß sie sich dabei weder über einen üblen Geruch, noch über irgend einen andern unangenehmen Eindruck beklagen; auch hat dieses sonderbare Uebel weiter keine schädlichen Folgen, sondern hört sogleich auf, sobald die Arbeit vollendet ist. — Die Familie der Spinnen wird zwar im allgemeinen für einsam lebend gehalten; allein dessen ungeachtet giebt es in Paraguay eine Art derselben, die in Gesellschaft lebt, und zwar zu mehreren hundert Individuen beisammen. Diese Spinne hat die Größe einer Erbse, und ist schwarz von Farbe; ihr Nest, das größer ist als ein Hut, wird von ihr auf einem hohen Baume oder an dem Dache eines hohen Gebäudes befestigt, jedoch so, daß es von oben her ein wenig gegen die Witterung geschützt ist. Aus diesem Neste laufen eine große Menge von Fäden herab, die man ohne Zweifel mit Nutzen gebrauchen könnte: denn sie sind

Digitized by Google

oft 60 bis 70 Fuß lang, ziemlich dick, und von blendend weißer Farbe. Quer hindurch sind auf allen Seiten wieder andere sehr feine Fäden gezogen, in welchen die geflügelten Ameisen und die andern Insekten, die diesen Spinnen zur Nahrung dienen, hängen bleiben. Uebrigens kommen alle diese Spinnen im Herbste um's Leben; dagegen lassen sie aber in ihrem Neste Eier zurück, aus denen im Frühlinge wieder junge Spinnen auskriechen.

An allen denjenigen Orten, wo feiner Sand oder Staub vorhanden ist, und die einigermaßen gegen den Regen geschützt sind, wie z. B. längs der Häuser oder an den Mauern, habe ich in Paraguay sehr häufig ein Insekt gefunden, daß bei seinen Arbeiten mit einer bewundernswürdigen und fast unbegreiflichen Geschicklichkeit zu Werke geht. Es macht in dem allerfeinsten Sande eine Grube, in Gestalt eines umgekehrten Zukkerhutes, die so künstlich eingerichtet ist, daß wenn eine Ameise oder ein anderes Insekt den oberen Rand berührt, sie sogleich mit dem feinen Sande in die Tiefe der Grube hinabrollt, und daselbst von dem im Hinterhalt lauerndem Insekte verzehrt wird. Ich weiß übrigens nicht, wie es mit der Fortpflanzung dieser Thierchen beschaffen ist; denn ich habe in einer jeden Grube immer nur ein einziges davon angetroffen *).

Außerdem giebt es noch in dem ganzen Lande eine ungeheure Menge von Tausendfüßen oder Scolopendern, von Scorpionen, Grillen, Asseln oder Kellerwürmern, Zecken, Schaben oder Motten, Kornwürmern, Bremsen, Schnecken, und Fliegen von allen Arten; mehrere Arten von diesen Insekten sind in der

*) Der Verfasser meint hier ohne Zweifel den Ameisenlöwen, ein Insekt, das eigentlich die Larve einer Art von Stinkfliegen ist, und auch in Europa nicht selten gefunden wird. Von der bewundernswürdigen Industrie derselben, hat uns Reaumür in dem 4ten Bande seiner Memoiren eine vortreffliche Beschreibung geliefert. Der Herausg.

Digitized by Google

alten Welt noch gänzlich unbekannt. Die Fliege, welche Würmer hervorbringt, ist in Paraguay in so ungeheuerer Menge vorhanden, daß man den neugebornen Kälbern und Füllen wenigstens zweimal in jeder Woche diese Würmer aus der Haut herausnehmen muß, weil sie sonst nach und nach dadurch um's Leben kämen. Auch giebt es in dem ganzen Lande keinen einzigen wilden Hund, weil sie insgesammt durch die Würmer umgebracht werden, welche die Fliegen in die Wunde legen, die sich die Hunde bei Gelegenheit eines Streites um eine läufige Hündin gegenseitig beibringen; ja man hat sogar alle mögliche Mühe, um die Haushunde gegen diese Würmer zu schützen. Ich wurde einmal im 28° der Breite auf einer Reise im Monat Jänner von einem schrecklichen Gußregen überfallen, nach welchem die Sonne bald wieder zum Vorschein kam, und eine fast unerträgliche Hitze eintrat. Nunmehr stürzte sich eine solche Menge Fliegen von dieser Art über mich her, daß von den Würmern, die sie auf mich absetzten, mein Kleid in weniger als einer halben Stunden ganz weiß aussah; dabei saßen sie so fest, daß ich sie, wie wenn es Koth gewesen wäre, mit einem Messer herabschaben mußte. Dabei haben diese Fliegen einen außerordentlich feinen Geruch. Man mag eine auch noch so kleine Wunde bekommen, so hört man sie in kurzer Zeit um sich her summen, und um sich gegen sie zu schützen darf man, wenn man verwundet ist, am Tage durchaus nicht anders schlafen als an einem ganz dunkeln Orte: denn die Dunkelheit ist das einzige Mittel sie abzuhalten.

Schmetterlinge sind in diesen Ländern ebenfalls in Menge vorhanden. Es giebt unter ihnen große und kleine, zum Theil äußerst schöne und sowohl Tag- als Nachtfalter. Eine sehr kleine Art von den letztern ist daselbst in einer solchen ungeheuern Menge vorhanden, daß sie das Licht, um welches sie herumflattern, ganz

Digitized by Google

verdunkeln. Eine andere etwas größere Art, von bräunlicher Farbe, legt ihre mit einer Art von Geifer umwickelte Würmer auf die Haut der Personen, die nackt schlafen, oder sich im Schlaf entblößen, und die kleinen Würmer schlüpfen alsdann sogleich unter die Haut hinein, ohne daß man das geringste davon empfindet. Bald nachher entsteht aber an dem Orte ein kleines Geschwürchen, welches anfänglich bloß ein Jucken verursacht; nach einiger Zeit schwillt jedoch die ganze Stelle rings umher auf, und verursacht sehr heftige Schmerzen. Die Landleute sind daran gewöhnt, und wissen sogleich was es ist; sie kauen deßhalb Taback, legen ihn auf die schadhafte Stelle, drücken diese stark mit den Fingern, und nunmehr kommen fünf oder sechs haarigte, dunkelfarbigte, und ungefähr einen halben Zoll lange Würmer aus der Haut heraus, worauf auch das Uebel sogleich ohne weitere nachtheilige Folgen geheilt ist. — Auch sind die Einwohner von Paraguay einer Art von Krätze unterworfen, die von der gewöhnlichen durchaus verschieden ist; es bildet sich nämlich in jedem einzelnen Pöckchen ein kleines Insekt, das von der Größe eines Flohes, aber ganz weiß ist. Gewöhnlich werden diese Insekten durch Weibspersonen den Kranken einzeln mit der Spitze einer Stecknadel aus dem Pöckchen herausgenommen, worauf die Genesung unverzüglich erfolgt. Ich habe selbst einmal gesehen, daß man einem Geistlichen bloß aus den Schenkeln über sechzig solcher Würmer herauszog; es hat dabei allen Anschein, als wenn die Entstehung und Fortpflanzung dieser Thierchen von der Beschaffenheit der Säfte des Kranken abhinge.

Von Heuschrecken giebt es zwar in diesen Ländern sehr vielerlei Arten; allein ich will hier nur von derjenigen sprechen, die alles auffrißt was ihr vorkommt, ohne irgend eine Art von Pflanzen, ja sogar ohne die Leinwand, das Tuch, die Baumwolle und die Seide

Digitized by Google

zu verschonen. Die Orangen und Melonen sind das einzige, was ihrem verheerenden Zahne entgeht. In den ersten Tagen des Oktobers pflegt dieses Insekt in so zahllosen Schwärmen in Paraguay anzukommen, daß ich einmal einen solchen Schwarm davon von fern für eine Wolke gehalten habe, und daß sie zwei volle Stunden gebraucht hat, bis sie vorübergezogen war. Im Grunde richten jedoch diese Heuschrecken, in Rücksicht des ganzen Landes, keinen so großen Schaden an, als man denken sollte: denn das Land ist ohnehin wüst, und die wenigen angebauten Stellen können einigermaßen dadurch geschützt werden, daß man die Heuschrecken, wenn sie herbeikommen, durch Schüttein von Baumzweigen erschreckt, und dadurch abhält, sich auf die Erde niederzulassen. Ziehen nun diese geflügelten Legionen glücklicher Weise vorüber, so weiß man auch sogleich im Voraus, daß es im folgenden Jahre gar keine, oder doch nur einzelne, nicht so zahllose Scharen von Heuschrecken geben wird. Lassen sich aber die Heuschrecken in den unangebauten Gegenden herab, so graben sie sogleich mit dem Hintertheil ihres Körpers Löcher in die Erde, und legen in jedes derselben ungefähr vierzig bis funfzig Eier; hierdurch entsteht nun im ganzen Lande ein allgemeiner Jammer; denn in dem darauf folgenden December schlüpfen aus allen diesen Eiern junge Heuschrecken heraus. Diese sind im Anfange klein, und können nicht fliegen, sondern verbreiten sich nur durch Springen über das ganze Land, wo sie Tag und Nacht beschäftigt sind, alles was ihnen vorkommt, aufzufressen. In diesem Zustande bedecken sie zuweilen ganz unermeßliche Strecken Landes; ich selbst habe einmal einen Weg von zwei Stunden zurückgelegt, wo ich bei jedem Schritte auf diese Insekten hinging. Zu Ende des Februars fangen ihre Flügel an, stärker zu werden, und nunmehr erheben sie sich auf die Bäume und

Digitized by Google

Sträucher, die sie in eben so zahlloser Menge bedekken. Endlich benutzen sie eine zu ihrem Vorhaben günstige und besonders mondhelle Nacht, und reisen alle sammt und sonders ab, ohne daß man weiß, wo sie hingehen; es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie sich gegen Norden zu begeben. Vor dem Monat Oktober kommen sie niemals wieder zurück, und alsdann fängt die eben beschriebene Geschichte von vorn an.

Siebentes Kapitel.

Von den Kröten, Schlangen, Nattern und Eidechsen.

Ich habe während meines ganzen Aufenthaltes in diesen Ländern nur einen einzigen Frosch quaken gehört, und zwar auf einem kleinen, in der Stadt Assumption selbst befindlichen Teiche: ich glaube daher annehmen zu können, daß es anderwärts keine giebt. Ueberhaupt aber macht man daselbst keinen Unterschied zwischen Fröschen und Kröten, sondern begreift unter dem letztern Namen alle Thierarten aus dieser ganzen Familie. In der Provinz Chaco giebt es Kröten, die mehrere Pfunde wiegen, und in allen niedrigen Gegenden sieht man in der nassen Jahreszeit außerordentlich große Kröten herumspringen. Diese letztern sind weder sehr plump noch sehr dickbäuchig, und haben gerade aufstehende Ohren wie Hörner. Zuweilen findet man auch eine kleinere Art von Kröten unter alten Baumstämmen; diese sollen in einem solchen Grade giftig seyn, daß Hunde, welche dieselben beißen, um's Leben kommen. In allen Seen, so wie auch in allen überschwemmten Gegenden, hört man häufig ein starkes und klägliches Geschrei, das man für das Schreien

Digitized by Google

eines kleinen Kindes halten könnte; es kommt aber von einer ganz kleinen Kröte her, die nicht über einen Zoll groß und in solchen Gegenden überall in ungeheurer Menge vorhanden ist. Eine andere weißliche Kröte wird niemals weder im Wasser noch auf der Erde gefunden, sondern immer nur auf den Zweigen der Bäume, inwendig in den Maisblättern, im Stroh, womit man auf dem Lande die Häuser deckt, und unter den Ziegeln. Sie klettert mit vieler Leichtigkeit in die Höhe, und ihr nicht sehr unangenehmes Geschrei besteht in einer Sylbe, die für die Männchen und Weibchen verschieden ist, und womit sie sich gegenseitig antworten; man hört sie jedoch niemals anders, als wenn es regnen will.

In Paraguay begreift man unter dem allgemeinen Namen Boy alle Arten von Schlangen und Nattern, und unterscheidet alsdann jede einzelne durch einen besondern Beinamen. Ich kenne sie bei weitem nicht alle, aber doch will ich die merkwürdigsten darunter hier anführen. Bekanntermaßen können diese Thiere durchaus keine Kälte vertragen, sondern werden durch dieselbe in einen Zustand der Erstarrung versetzt; weht hingegen der Nordwind, der in diesem Lande der warme Wind ist, und ist folglich die Luft heiß und schwül, so sind sie minder thätig und gefährlicher als außerdem. Keine von allen verschiedenen Arten klettert auf die Bäume, ausgenommen der Curiyu, und auch dieser nur auf die allerniedrigsten Zweige derselben. In dem Innern der Wälder habe ich niemals welche angetroffen, sondern sie halten sich gewöhnlich in den Ebenen, und am liebsten in den niedrig gelegenen Gegenden auf, weil sie sich daselbst in dem hohen Grase gegen ihre mancherlei Feinde am leichtesten verbergen, und dabei auch Mäuse, Kröten u. dergl., die ihre Nahrung ausmachen, in der größten Menge auffinden können. Sie fressen Vögel, die Eier derselben,

Digitized by Google

Mäuse, Krötten, kleine Fischchen, Grillen und andere Insekten, ja sie verschlingen sogar einander selbst. Um sich ihrer Beute zu bemächtigen, nähern sie sich derselben ganz langsam und allmählig; ist dieselbe stark genug, um Widerstand leisten zu können, so wickeln sie sich um sie herum, und drücken sie so lange, bis alle ihre Kräfte erschöpft sind.

Es giebt vielleicht keine Thierart auf der Welt, die eine größere Menge von Feinden hätte, als die Schlangen und Nattern in diesen Ländern: denn sie werden ununterbrochen von Adlern, Weihen, Falken, Reihern, Störchen u. s. w., so wie auch von den Menschen verfolgt; dabei sind ihnen auch die in diesen Ebenen so häufig vorkommenden Feuersbrünste äußerst gefährlich, und außerdem haben sie sich auch vor einander selbst zu fürchten, weil sie sich gegenseitig auffressen. Es geht daher täglich eine unzählbare Menge von ihnen zu Grunde. Ihre Vertheidigungsmittel bestehen bloß darin, daß sie beißen; gemeiniglich verbergen sie sich aber in Mauselöchern, oder unter dem hohen Grase, womit die Ebenen bedeckt sind. Die Störche und Reiher werden bald mit ihnen fertig: denn diese können sie vermittelst ihres langen Halses und Schnabels aus dem dicksten Grase herausholen; sie packen sie dabei bei dem Kopfe an, drücken sie eine Weile um sie zu tödten, und fressen sie alsdann in einem Augenblicke auf. Die Adler hingegen und übrigen Raubvögel müssen sie auf eine regelmäßige Art bekämpfen. Sie nähern sich ihnen deshalb immer von der Seite, und halten dabei einen ihrer Flügel halb ausgebreitet vor sich hin, so daß er sie bis auf die Erde herab wie ein Schild bedeckt. Zu gleicher Zeit suchen sie das Thier in den Kopf zu beißen und es dadurch zu tödten.

Diese Arten von Schlangen sehen zwar gerade so aus wie die Nattern, und alles bisher Gesagte gilt von allen beiden; allein in andern Stücken sind sie sehr von

Digitized by Google

einander verschieden, besonders aber darin, daß die Schlangen äußerst selten beißen, und ihr Biß überhaupt keine gefährlichen Folgen hat; da hingegen alle Natternarten ein höchst flüchtiges, meistentheils tödtliches Gift bei sich führen, das zuweilen schon nach wenigen Stunden zu wirken anfängt. Manche Personen behaupten, daß die Nattern lebendige Jungen zur Welt bringen, und daß diese letztern, deren Anzahl sich auf vierzig bis funfzig beläuft, sobald sie auf die Welt kommen, sich sogleich selbst zu nähren im Stande sind, daß hingegen die Schlangen Eier legen, die von der Sonnenwärme ausgebrütet werden. Andere Personen lassen jedoch diesen Unterschied nicht gelten, sondern halten alle diese Thiere für lebendig gebährend. Viele Einwohner behaupten auch, daß die jungen Nattern den Bauch ihrer Mutter durchfressen, um aus demselben herauszukommen; allein dieses ist zuverläßig falsch: denn ich habe selbst einmal zugesehen, daß eine Natter fünf und vierzig Junge zur Welt gebracht hat.

Die größte von diesen Schlangen heißt Curiyu, und hat ein furchtbares Ansehen; sie beißt nicht und ist auf dem Lande sehr schwerfällig, aber nicht im Wasser. Gewöhnlich hält sie sich auch in den Seen und Flüssen auf, oder doch ganz in der Nähe derselben; ich glaube jedoch nicht, daß sie gegen Süden hin weiter als bis zu 30° zum finden ist. Sie kriecht zuweilen am Steuerruder in die Kähne und sonstigen Fahrzeuge hinein, um das Geflügel in demselben und sogar auch den Zwieback zu fressen, und man will behaupten, daß sie den Schiffen mehrere Tage lang nachfolge, um auf eine günstige Gelegenheit dazu zu lauern. Die Nahrung dieser Schlangen besteht natürlicher Weise in Fischen, Ottern und dergleichen Thieren, die sie sehr leicht bekommen können. Wenn ihr Hunger befriedigt ist, so kriechen sie gewöhnlich auf einen niedrigen Baum, und hängen

sich

Digitized by Google

sich mit der Mitte des Körpers an einen Zweig auf, um an der Sonne zu schlafen. Die größte davon, die ich jemals gesehen habe, war zehn und einen halben Fuß lang, und so dick, wie die Wade eines starken Mannes; dabei war sie schwarz und gelblichweiß gefleckt. Die Eroberer von Amerika haben in ihren Nachrichten die Größe derselben auf eine schreckliche Art übertrieben, und eine Menge Fabeln von ihr erzählt; allein ich halte mich an das, was ich gesehen habe, ohne auf diese Uebertreibungen Rücksicht zu nehmen. Die wilden Indianer schlagen diese Schlangen, wenn sie eine antreffen, todt, und essen sie.

Die zweiköpfigte Natter hat ihren Namen daher erhalten, weil ihr Körper ohne die geringste Abnahme der Dicke am Ende scharf abgeschnitten ist, und man daher geglaubt hat, daß sich an diesem Ende noch ein Kopf befände; allein er kommt ihr ganz und gar nicht zu: denn sie hat keinesweges zwei Köpfe. Ihre Länge beträgt ungefähr einen Fuß, und dabei ist sie einen Zoll dick und von glänzender silberweißer Farbe. Sie lebt wie die meisten Würmer beständig unter der Erde, und kommt nur selten zum Vorschein. Man könnte daher glauben, daß sie sich bloß von Würmern nährt; allein ich habe einmal gesehen, daß eine von ihnen ein junges Hühnchen, das sich ihrem Loche genähert hatte, ohne daß sie dieses Loch verließ, bei dem Beine faßte, und sich bemühte es hinein zu ziehen; es glückte ihr jedoch nicht, weil das Hühnchen schon zu groß war, und auch ein Kind dazu kam, das sie verjagte. In Paraguay wird diese Schlange sehr häufig gefunden, aber jenseits des dreißigsten Grades der Breite habe ich sie niemals angetroffen.

Unter den Natternarten ist die Nacañina die allergrößte und gewöhnlichste. Sie ist fünf bis sechs Fuß lang, ungefähr faustdick, und von hellbrauner Farbe. Ich habe einmal zugesehen, daß eine davon eine ziemlich

Digitized by Google

große Schlange umbrachte und verzehrte, wobei die letztere weder biß, noch sich auf eine andere Art vertheidigte, sondern sich bloß bemühte zu entwischen. Bei dieser Gelegenheit, so wie auch sonst noch sehr häufig, habe ich auch die Erfahrung gemacht, daß während diese Nattern mit dem Verzehren ihrer Beute beschäftigt sind, sie sich durch nichts in Furcht setzen lassen, sondern wenn man ihnen auch noch so nahe kommt, immer ruhig fortfahren, als wenn sie nichts sähen noch hörten. Ferner habe ich bemerkt, daß sobald ihr Hunger gestillt ist, sie einschlafen, und wie erstarrt liegen bleiben. Diese Natternart ist so leicht und beweglich, daß sie zuweilen in die Höhe springt, und einen vorüberreitenden Menschen in die Beine beißt, allein sie ist unter allen Arten die am wenigsten giftige, und ihr Biß wird sehr häufig durch die geringfügigen Mittel, die man in dem Lande kennt, geheilt.

Die Quiriro ist bei den Spaniern allgemein unter dem Namen der Kreuznatter bekannt, weil sie eine Art von schwarzen Kreuze auf der Stirn hat. Sie ist ungefähr zwei Fuß lang, und verhältnißmäßig dick, hat einen dicken Kopf, einen dünnen Hals, und über den ganzen Körper schöne schwarze Flecke. Sie wird in Paraguay äußerst häufig gefunden, und schleicht sich sogar in die Häuser und Wohnzimmer ein. Ich habe selbst einmal eine in meinem Bette gefunden, als ich es bei'm Schlafengehen aufdeckte; von dieser Zeit an, ließ ich mein Bett niemals eher machen, als im Augenblick wo ich mich niederlegen wollte. Wenn sich einmal eine solche Natter irgendwo eingefunden hat, so kann man nach vielfältig gemachter Erfahrung überzeugt seyn, daß sich, ehe zwei Tage vergehen, auch noch eine zweite einstellen wird. Die Folge hiervon ist, daß diese Nattern paarweise zusammenleben, und daß sie einen vortrefflichen Geruch haben. Sie sind übrigens äußerst lebhaft und feurig, und haben ein so starkes

Digitized by Google

wirksames Gift, daß es ein äußerst seltener Fall ist, wenn man nach ihrem Biß mit dem Leben davon kommt.

Noch weit furchtbarer ist jedoch der Biß von der Naüdurie: denn dieser tödtet unfehlbar in äußerst kurzer Zeit. Uebrigens ist diese Natter nicht über einen Fuß lang, und nicht dicker als ein Federkiel, so daß sie sich überall leicht verbergen kann; dabei ist sie von gräulich brauner Farbe, und hält sich vorzüglich in Gegenden auf, wo sich viele niedrige Sträuche befinden. Zum Glück ist sie jedoch ziemlich selten, und ich habe jenseits des 28° keine mehr angetroffen.

Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Arten von Nattern, die alle mehr oder weniger giftig sind. Glücklicher Weise greifen sie jedoch den Menschen nicht an, und beißen bloß zu ihrer Vertheidigung, d. h., wenn man sie selbst angreift, oder sie auf irgend eine andere Art in Furcht setzt. Die Wahrheit hievon habe ich selbst oft erfahren: denn es geschah nicht selten, daß sie sich unter der Kuhhaut, worauf ich selbst oder meine Leute schliefen, geschlichen hatten, ohne uns den geringsten Schaden zuzufügen; zuweilen liefen sie uns sogar über die Beine und den Körper weg, und auch dabei hat man nichts zu befürchten, wenn man sich nur ganz ruhig verhält. Vergleicht man nun alle diese verschiedenen Arten von Nattern mit einander, so scheint die Stärke und Wirksamkeit des Giftes im umgekehrten Verhältniß mit ihrer Größe zu stehen, denn der Biß von der größten Art derselben, ist nicht durchaus jedesmal tödtlich, der hingegen von der allerkleinsten ist es unfehlbar immer. Ferner steht auch die Stärke des Giftes im Verhältniß mit der Langsamkeit und der geringeren Lebhaftigkeit der Nattern: denn die allerschwerfälligsten sind weit giftiger als die leichten und lebhaften; es ist jedoch auch ganz natürlich, daß diejenige Art, die am wenigsten Beweglichkeit besitzt, ein anderes desto wirksameres Vertheidigungsmittel

Digitized by Google

besitzen muß. Außerdem hängt aber auch die Wirksamkeit des Giftes sehr viel von der Jahreszeit und dem Grad der Hitze ab, denn bei kalter Witterung beißen diese Thiere fast ganz und gar nicht, und ihr Biß ist auch weit weniger gefährlich. Endlich kommt auch vieles auf den Grad der Erbitterung an, worin sich das Thier befindet, so wie auf das Subjekt selbst, das von ihnen gebissen wird. Die Pferde und Hunde schwellen immer sogleich auf, und sterben unfehlbar nach wenigen Stunden. Höchst merkwürdig ist es aber, daß der Biß der Nattern für Personen, die in einem hohen Grade mit der Lustseuche behaftet sind, fast niemals tödtlich seyn soll.

Um mich gegen die Nattern zu schützen, trug ich auf meinen Reisen beständig starke Stiefeln, denn wenn sie auch diese mit ihren Zähnen durchbeißen, so kommt doch das Gift nicht in die Haut. Ich gebrauchte dabei auch die Sorgfalt, daß ich in denjenigen Gegenden, die mit hohem Grase bedeckt waren, so wenig als möglich zu Fuße ging, und wenn ich schlechterdings in denselben still halten mußte, um entweder zu essen oder zu übernachten, so ließ ich vorher immer alle meine Pferde zusammenkommen, und den ganzen Boden rings umher fleißig von ihnen begehen, damit, wenn sich Nattern darin aufhielten sie dadurch herausgejagt wurden. Uebrigens kennt man in dem Lande kein specifisches Mittel gegen dieses Gift; weil aber doch die Kranken gewöhnlich etwas gebrauchen wollen, so geben ihnen einige Personen Oel zu trinken, wenn man welches bekommen kann, und wirklich habe ich mehreren von meinen Leuten hiedurch das Leben gerettet; andere legen eine halbgebratene Zwiebel auf die Wunde, und noch andere saugen sie stark aus, und unterbinden das gebissene Glied oberhalb der Wunde mit einem Riemen von Hirschhaut. Allein dieses alles sind nur äußerst trügliche und unwirksame Mittel; die meisten von allen

Digitized by Google

Personen, die gebissen werden, sterben, und von den wenigen, die bei'm Leben erhalten werden, wird der größere Theil närrisch, oder bleibt doch für den Rest seines Lebens blödsinnig.

Die größte Art von Eidechsen wird jenseits des 31° nirgends mehr gefunden. In Paraguay nennt man sie Yacaré, die Spanier legen ihr aber den Namen Caiman bei. Man findet sie fast in allen Seen, und sogar auch in den Flüssen, die eine starke Strömung haben; oft sieht man nichts von ihr außerhalb des Wassers, als die Augen; aber gegen Mittag geht sie regelmäßig ganz aus demselben heraus, um auf dem Sande am Ufer zu schlafen. Sobald sie jedoch nur das allergeringste Geräusch hört, so stürzt sie sich schnell wieder in's Wasser zurück. Ihre ganze Länge beträgt acht Fuß, wovon aber der Schwanz beinahe die Hälfte ausmacht. Dieser Schwanz ist höchst sonderbar gestaltet; seine hintere Hälfte ist dreieckig und von prismatischer Form, und außerdem ist er seiner ganzen Länge nach mit Schuppen bedeckt, die wie Aehren aussehen. Der obere Theil des Kopfs ist flach, und der Rachen so weit gespalten, daß er von dem einen Winkel bis an die vordere Spitze 14 Zoll lang ist. Diese Eidechse hat keine Schneidezähne, sondern an deren Stelle in der obern und untern Kinnlade zwei Haken oder Hundszähne, die einen Zoll lang sind, und die, wenn der Rachen zugeschlossen ist, oben und unten durch zwei in den Kinnbacken angebrachte Oeffnungen herausstehen. Uebrigens sind alle ihre Zähne so sonderbar angeordnet, und passen sämmtlich so schlecht auf einander, daß man glauben sollte, das Thier könne damit seine Beute weder zerschneiden, noch auch zerreißen, sondern müsse die Fische ganz und ungekauet hinunter schlucken. Der obere Theil ihres Körpers ist mit einer dunkelfarbigen Haut bedeckt, unter welcher sich Schuppen befinden, durch die keine ge-

Digitized by Google

wöhnliche Flintenkugel hindurch dringen kann. Aehnliche Schuppen hat sie auch am untern Theile des Körpers, so daß man sie auf keine andere Art tödten kann, als wenn man sie in die Augen, die sehr klein sind, oder aber in die Seiten trifft, und auch alsdann fällt sie niemals auf den ersten Schuß. Sie legt ungefähr sechszig ganz weiße Eier, die so groß sind, wie Gänse-Eier, und eine rauhe Schale haben; diese verscharrt sie in den Sand, und überläßt es der Sonne, sie auszubrüten. Die wilden Indianer essen diese Eier sehr gern, so wie auch das Fleisch der Yacaré's, das weiß ist und einen wirklich sehr angenehmen Geschmack hat. Man entdeckt gewöhnlich den Ort, wo sich dieses Thier aufhält, an dem starken Moschusgeruch, den es weit um sich her verbreitet, und man will sogar behaupten, daß es auf den beiden Seiten zwei mit dieser wohlriechenden Feuchtigkeit angefüllte Beutel habe. Es entfernt sich niemals sehr weit von dem Wasser, und hat dabei einen äußerst schwerfälligen Gang, so daß es auf dem Lande nicht im geringsten zu fürchten ist. Ich habe übrigens selbst einmal gesehen, daß diese Eidechse einen Pudelhund, der in dem Wasser herum schwamm, mit dem Rachen packte, ihn unter das Wasser hinunter zog und ersäufte, und daß am andern Morgen der Körper desselben noch ganz und unbeschädigt auf dem Wasser herum schwamm. In vielen Beschreibungen und Geschichten von Amerika findet man umständliche Nachrichten von einem Caiman oder Krokodill, das Menschen und vierfüßige Thiere verschlingen, und sie auch auf dem Lande, wo es sehr leicht und schnellfüßig wäre, eifrig verfolgen soll. Die Verfasser dieser Schriften beschreiben auch zugleich die Art, wie dasselbe gejagt wird, und der Pater Gumilla behauptet sogar in seiner Beschreibung der Länder am Oronoco-Fluß, wo er übrigens, meiner Ueberzeugung nach, niemals gewesen ist, daß diese Caimans einen Korb

Digitized by Google

voll Kieselsteine im Magen hätten. So viel kann ich aber bestimmt versichern, daß diejenigen Caiman's, von denen hier die Rede ist, gerade auf die angegebene Art und nicht im geringsten anders beschaffen sind; sollten daher die von andern beschriebenen, wie ich doch sehr zu vermuthen Ursache habe, von der nämlichen Art seyn, so müssen ihre Beschreibungen beträchtlich berichtigt werden, wenn sie der Wahrheit entsprechen sollen.

Der Yguana ist eine Eidechse, die nur bis zum 28° der Breite, und niemals weiter gegen Norden hin gefunden wird. Er hält sich in trockenen Gegenden und an dem Rande der Waldungen auf; wird er jedoch verfolgt, so wirft er sich ebenfalls in's Wasser, wenn er welches erreichen kann. Er läuft sehr schnell, und nährt sich von Baumfrüchten, Eiern, jungen Hühnern, Kröten und Nattern. Er klettert nicht auf Bäume, und gräbt sich Löcher in die Erde, in denen er den ganzen Winter in einem Zustande der Erstarrung, ohne zu fressen, zubringt. Seine ganze Länge beträgt beinahe vier Fuß, wovon aber der Schwanz über zwei Fuß ausmacht. An den Vorderfüßen hat er fünf Zehen, und eben so viele auch an den Hinterfüßen, dagegen der Yacaré an den letzteren nur viere hat. Die Oeffnung des Gehörs ist bei ihm mit einer dünnen, durchsichtigen Haut bedeckt, und seine Zunge ist bis auf einen Zoll weit von der Spitze gespalten. Er hat große konisch geformte Zähne, und sein ganzer Körper ist mit kleinen, theils perlenfarbigen, theils schwarzen Schuppen bedeckt, die abwechselnd reihenweise stehen.

Der Teyu-guazu bewohnt ungefähr die nämlichen Orte, wie der Yguana; besonders häufig wird er aber von dem 28° der Breite an gegen Norden zu gefunden. Seine Lebensart ist ganz die nämliche, und er gleicht auch dem Yguana in Rücksicht der Gestalt, der Zehen,

Digitized by Google

der Zunge und der Gehör-Organe; seine Länge beträgt aber nur etwas über drei Fuß, wovon der Schwanz über die Hälfte ausmacht. Ueber den Rükken hinunter hat er der Länge nach einen schwarzen Streif, und einen ähnlichen auch auf jeder Seite; diese drei Streifen sind durch schöne Zeichnungen von schwarzen und weißen Schuppen scharf von einander abgesondert. Die Spitze des Schwanzes ist bis auf acht Zoll weit ganz schwarz, der übrige Theil desselben aber mit schönen, durch schwarze Streifen von einander abgesonderten Zeichnungen bedeckt. Die Männchen haben einen weniger dicken Leib als die Weibchen, und sind auch in Rücksicht der Zeichnung einigermaßen von ihnen verschieden.

Der Teyu-hoby, oder die sogenannte grüne Eidechse, wird, besonders gegen Ende des Oktobers, in allen Gebüschen und unter allen Sträuchen äußerst häufig gefunden; bei Annäherung des Winters verbirgt er sich aber in seine Löcher. Seine ganze Länge beträgt nur neun Zoll, mit Inbegriff des Schwanzes, der $5\frac{1}{2}$ Zoll ausmacht. Von den beiden vorhergehenden Eidechsen unterscheidet er sich besonders dadurch, daß er eben so wie der Ycaré nur vier Zehen an den Hinterfüßen hat. Seine Farbe ist ausnehmend schön, und sein ganzer Körper ist mit schwarzen, weißen, hell und dunkel violetten und grünen Streifen und Punkten äußerst regelmäßig und schön gezeichnet.

Es giebt in Paraguay eine Art von Chamäleon, das nicht, wie die Eidechsen, die Flucht ergreift, wenn man sich ihm nähert, sondern den Menschen mit offenem Rachen erwartet, wobei es die Haut, besonders die an dem untern Kinnbacken, stark aufbläs't. Sein Kopf ist kürzer als der von den Eidechsen, und es unterscheidet sich auch von den letztern dadurch, daß seine Zunge nicht gespalten, sondern rund, dick und so breit ist, daß sie ihm den ganzen Rachen wie bei den Krö-

Digitized by Google

ten anfüllt. Die Oeffnung des Gehörs ist ebenfalls kleiner, und steht weiter rückwärts. Es legt gewöhnlich sieben ganz weiße Eier; der übrigen Gestalt nach gleicht es aber ganz den beschriebenen Eidechsen. Seine ganze Länge beträgt etwas über acht Zoll, wovon aber der Schwanz allein fünf Zoll ausmacht. Seine Farbe und Zeichnung sind fast ebenfalls ganz die nämlichen, außer daß es noch an den beiden Seiten dreieckige Flecken von bräunlich-gelber Farbe hat.

In den nämlichen Gegenden giebt es noch eine andere Art von Chamäleon, das einen Feind, der es angreifen will, ebenfalls mit offenem Rachen und mit aufgeblasener Haut erwartet. Es lebt beständig auf den Bäumen, wo es von Ast zu Ast springt, und sich dabei auf die Spitze seines Schwanzes, die es ein wenig herumbiegt, aufstützt. Ich habe einmal eins davon einen ganzen Monat hindurch in meinem Zimmer gehabt, ohne daß es die geringste Nahrung zu sich genommen hat. Der Gestalt nach gleicht es der grünen Eidechse; allein seine Nase steht weiter herab, und man bemerkt auch an ihm durchaus keine Oeffnung des Gehörs, die ausnehmend klein seyn muß. Seine ganze Länge beträgt 13½ Zoll, wovon der Schwanz über acht Zoll lang ist. Sein Kopf hat eine weißlich-braune Farbe, und das merkwürdigste an der Zeichnung des ganzen Körpers besteht in einigen weißen und schwarzen Flecken auf einem braunen Grunde; auf den beiden Seiten ist es jedoch weiß, mit schwarzen, schmalen Streifen, die sich im Zickzack darüber hinziehen.

Außerdem giebt es daselbst noch verschiedene andere, diesem Lande ganz eigenthümliche Eidechsen, die aber alle durch so geringe Abweichungen in der Größe, dem Bau des Körpers, und besonders in Farbe und Zeichnung von einander verschieden sind, daß ich sie nicht alle einzeln hier anführen kann. Unter denselben

Digitized by Google

befindet sich noch eine weit kleinere, als die in Europa gewöhnliche kleine Eidechse; ihre Farbe ist auch viel dunkler und ihr Schwanz weit länger.

Achtes Kapitel.

Von den vierfüßigen Thieren und den Vögeln.

Während meines Aufenthaltes in diesem Lande hatte ich meine Bemerkungen über alle vierfüßigen Thiere sorgfältig aufgezeichnet; da ich aber aus Mangel an den nöthigen Vorkenntnissen nicht wusste, ob sie einigen Werth hätten, so schickte ich sie nach Europa, um sie daselbst der Beurtheilung der Naturforscher zu unterwerfen. So unvollkommen auch diese Arbeit war, so wurde sie doch in französischer Sprache durch den Druck bekannt gemacht. Da ich aber unterdessen meine gemachten Bemerkungen vermehrte und zum Theil berichtigte, so gab ich dieselben nach meiner Zurückkunft nach Europa selbst im Druck heraus, und auf dieses ausführliche Werk muß ich meine Leser hier verweisen. Hier werde ich mich daher bloß auf allgemeine Nachrichten über die vierfüßigen Thiere in Paraguay einschränken, und dabei nur die Hauptpunkte berühren, über welche die Naturforscher bis jetzt verschiedener Meinung gewesen sind. Es ist dabei keineswegs meine Absicht, über solche streitige Punkte ein bestimmtes, entscheidendes Urtheil zu fällen, und eben so wenig verlange ich, daß man mir auf mein Wort glauben soll, besonders wenn ich mich der Ausdrücke bediene: ich vermuthe, ich halte dafür, ich sollte glauben u. s. w., denn alle diese Ausdrücke enthalten durchaus keine bestimmte Behauptung.

Digitized by Google

Wenn ich hingegen von einer Sache fest überzeugt bin, und sie als eine ausgemachte Wahrheit aufstellen will, so werde ich mich immer des Ausdrucks bedienen: dieß ist so!

Unter die allergrößten Thiere in Amerika gehört der Mborebi oder Tapir; er ist sehr stark, sechs Fuß lang, mit Inbegriff des Schwanzes, der 1½ Fuß beträgt, und 3 Fuß 6 Zoll hoch. Seine Farbe ist aschgrau, ausgenommen am Halse und an den Spitzen der Ohren, wo sie weißlicht ist; seine Haare sind kurz. Das Weibchen desselben ist um fünf Zoll länger, und hat auch eine hellere Farbe; sein Junges, (denn es wirft immer nur eins auf einmal), hat die nämliche Farbe, aber dabei einige weiße Flecke und Streifen über den ganzen Körper, die sich jedoch nach Verlauf von einigen Monaten wieder verlieren. Sein Hals ist lang, dicker als der Kopf, und seiner ganzen Länge nach mit einer rauhen, 1½ Zoll langen Mähne bedeckt. An dem obern Theil der Schnauze befindet sich eine 2½ Zoll lange Spitze, die das Thier noch um mehr als die Hälfte verlängern, wieder zusammenziehen oder verkürzen, und überhaupt ganz den nämlichen Gebrauch davon machen kann, wie der Elephant von seinem Rüssel. Seinen Zähnen nach zu urtheilen, ist es kein fleischfressendes Thier, und sein Kopf ist auf beiden Seiten sehr zusammengedrückt. Seine Zehen sind kurz und dick, und es hat deren drei an den Hinterfüßen, und vier an den Vorderfüßen. Es ist sehr leicht zahm zu machen, und sein Fleisch ist eßbar. Allein dennoch ist es ein äußerst schädliches Thier, weil es alles mögliche frißt, was es auf seinem Wege antrifft, sogar auch Leinwand, ob es gleich im Zustande der Freiheit sich bloß von Vegetabilien nährt. Es schwimmt vortrefflich, verbirgt sich den ganzen Tag über in den dicksten Wäldern, und kommt nur des Nachts zum Vorschein.

Digitized by Google

Unter dem Namen der Tayazu's begreift man die ganze Familie der wilden und zahmen Schweine. Nordwärts vom La Plata-Strome giebt es zwei wilde Arten von diesem Thiere, die nur sehr wenig von dem gemeinen zahmen Schweine verschieden sind. Der einzige Unterschied besteht darin, daß ihr Kopf, ihre Ohren, ihr Hals und überhaupt ihr ganzer Körper kürzer sind, daß sie keinen Schwanz und auch an den Hinterfüßen über den Klauen kein weiches Horn haben. Eine andere Verschiedenheit besteht auch noch darin, daß sie auf dem Rücken oberhalb der Schenkel eine Oeffnung wie einen Riß haben, aus welcher beständig eine Feuchtigkeit, die wie Molken aussieht, heraus tröpfelt. Wenn man diese Thiere jung fängt, so lassen sie sich leicht zahm machen; und ob sie gleich niemals mehr als zwei Junge auf einmal werfen, so wäre es dennoch der Mühe werth, sie nach Europa zu verpflanzen, weil sie ein vorzüglich wohlschmeckendes Fleisch haben. Die größere Art derselben ist ungefähr 3 Fuß 4 Zoll lang, und ganz schwarz, ausgenommen an der untern Kinnlade, wo ihre flach aufliegenden Borsten weiß sind. Die kleinere Art ist um fünf Zoll kürzer, und hat dichtere, aber weniger lange Borsten. Ihre Farbe fällt in's grauliche, weil jede einzelne Borste weiß und schwarz gestreift ist. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß beide Thierarten durchaus kein Geschrei von sich hören lassen, sogar nicht einmal, wenn ihnen das Messer in's Herz gestochen wird.

Von Hirschen giebt es in Paraguay viererlei Arten, die alle unter den allgemeinen Namen Guazu's begriffen, und durch besondere Zunamen von einander unterschieden werden. Die größte Art derselben, die Guazu-pucu heißt, ist ohne den Schwanz 5 Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll lang; die Weibchen sind um etwas kürzer, und haben keine Hörner; bei ausgewachsenen Männchen sind diese Hörner $14\frac{1}{2}$ Zoll hoch und haben nicht mehr als vier

Digitized by Google

Enden. Rings um das Maul und die Augen herum, so wie auch an dem untern Theile des Leibes und zwischen den Schenkeln sind sie weiß, der ganze übrige Körper aber ist röthlich braun, ausgenommen die vier Füße und die Spitze des Schwanzes, die schwarz sind. — Der Guazu-ti ist 3 Fuß 9 Zoll lang, seine Hörner sind 11 Zoll hoch, und haben drei Enden. Seine Ohren sind schmäler und spitziger als an allen andern Arten. Der ganze untere Theil des Körpers, des Kopfes und des Schwanzes ist hellweiß, die übrigen Haare aber sind an der Spitze röthlich braun, und weiter hinein geht die braune Farbe in das grauliche über. — Der Guazu-pita ist 4 Fuß lang, und hat 5 Zoll hohe Hörner ohne alle Aeste. Der Vorderkopf ist dunkelroth, die Lippen, der untere Theil des Kopfes, des Schwanzes und des Leibes sind weiß, und der ganze übrige Körper hat eine hochrothe Farbe. — Der Guazu-bira ist 3 Fuß 4 Zoll lang, und hat nur einen Zoll hohe Hörner. Er hat eine braune, in's blaulichte schillernde Farbe, und bei genauer Untersuchung findet man, daß seine Haare gegen die Spitze zu, einen kleinen hellen Fleck haben. Außerdem ist auch der untere Theil seines Kopfes und des Schwanzes weiß, und von der Brust an bis an die Schenkel hat er ebenfalls eine weiße in die Zimmtfarbe schillernde Farbe. — Diese vier Arten von Hirschen sind auch noch dadurch von einander verschieden, daß die erstere bloß in häufig überschwemmten Gegenden, die zweite in ganz freien offenen Ebenen, und die beiden andern in den dicksten Gegenden der Wälder sich aufhalten.

Zwei sonderbare bisher ganz unbekannte Thiere kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, die durchaus einsam leben, äußerst plump, verschlafen und dumm sind, nicht halb so viele Geschwindigkeit besitzen als der Mensch, vor dem sie auch nicht davon fliehen, und die ihren Feind auf den Hinterbeinen sitzend erwarten,

Digitized by Google

um ihn mit den Tatzen zu fassen, und mit ihren Klauen, die ihre einzige Waffen sind, und ihnen bloß zu ihrer Vertheidigung dienen, fest zusammenzudrücken. Bei diesen schwachen Vertheidigungsmitteln müssen sie aber nothwendig, sobald diese Länder mehr werden bevölkert seyn, ganz von der Erde verschwinden. Sie werfen nur ein einziges Junges, das sich auf den Rükken seiner Mutter anklammert. Ihre Nahrung besteht in Ameisen, wobei sie eine Oeffnung in den Ameisenhaufen scharren, ihre Zunge in derselben hineinstecken, und diese nach einer kleinen Weile mit Ameisen bedeckt, plötzlich wieder zurückziehen. Allein die kleinere Art davon, die auf Bäume klettert, und sich mit dem Schwanz an die Zweige derselben anhängt, frisst auch Bienen und Honig. Die Gestalt dieser Thiere ist sehr sonderbar; sie haben einen äußerst dicken Körper, Hals und Schwanz, sehr kleine runde Ohren, kleine Augen und einen langen Kopf, wie eine Trompete gestaltet, der nicht dicker ist als der Hals; das Maul besteht in einer sehr kleinen Spalte, und ist durchaus mit keinen Zähnen versehen; ihre Zunge ist sehr biegsam, und sie sind im Stande sie bis auf einen Fuß lang herauszustrecken. Ihre Vorderpfoten sehen eher Stummeln ähnlich als Füßen: auch bedienen sie sich derselben nicht eigentlich zum Gehen, sondern stützen sich dabei nur an den harten Theil des Fleisches an denselben, oder auf die äußere, längere und dickere Klaue; die drei andern Klauen sind sehr kurz, können kaum ein klein wenig bewegt werden, und sehen gar nicht aus wie Zehen. Die ebenfalls schlecht geformten Hinterpfoten sind mit fünf Zehen versehen. Die größere Art von diesen Thieren die den Namen Nurumi oder Tamandua führt, ist 4 Fuß 6 Zoll lang, ohne den Schwanz, der 2 Fuß 4 Zoll beträgt, und wobei noch das Büschel Haare, das sich an seiner Spitze befindet, und gegen 17 Zoll lang ist, nicht gerechnet ist. Dieser Schwanz ist auf beiden

Digitized by Google

Seiten zusammengedrückt, und an seiner Wurzel 2 Zoll breit und 4 Zoll dick. Er ist seiner ganzen Länge nach mit so langen Haaren bedeckt, daß man sie an vielen von diesen Thieren bis gegen 1½ Fuß lang findet. Die Klauen an seinen Vorderpfoten sind zwischen 21 bis 30 Zoll lang, sehr stark und gebogen. Zwischen den Ohren fängt eine Mähne an, die sich bis in die Mitte des Rückens zieht, und immer stärker wird. Am ganzen vordern Körper sind die Haare kurz, aber am hintern ziemlich lang. Von den Schenkeln bis an den Hals laufen auf beiden Seiten zwei schwarze Streifen hin, die immer breiter werden, und zuletzt den ganzen Hals, den untern Theil des Kopfes und des Körpers, so wie die beiden Vorderfüße bedecken. Unterhalb dieser beiden schwarzen Streifen ziehen sich bis zu den Schultern noch zwei andere weiße Streifen hin, und außerdem hat der ganze übrige Körper eine schmutzig weiße Farbe. — Die zweite Art von diesen Thieren, die Caguaré heißt, ist 2 Fuß 2 Zoll lang, ohne den Schwanz, der 1 Fuß 4 Zoll beträgt. Dieser Schwanz ist nicht mit langen Haaren bedeckt, und der dritte Theil desselben gegen die Spitze zu, ist ganz nackt, weil sich das Thier mit demselben an den Bäumen aufzuhängen pflegt. Diese Art hat übrigens einen sehr starken Moschusgeruch. Die Klauen derselben sind im Verhältniß mit ihrer Größe ebenfalls sehr lang. Der ganze Körper ist mit einer Art von Wolle bedeckt, die Schnauze ist schwarz; der Kopf, der Hals und die Brust sind gelblich weiß, und diese Farbe zieht sich bis auf die Hinterschenkel hinab, wo sie sich mit zwei von den Schultern auslaufenden schwarzen Streifen vereinigt.

Unter allen vierfüßigen Thieren in diesem Lande ist die Familie der Katzen die zahlreichste: denn ich selbst kenne neun verschiedene Arten derselben. Drei davon sind groß, stark, und gehören zu den reißenden Thieren;

Digitized by Google

die übrigen lassen sich leicht zahm machen, sind schöner als unsre gewöhnlichen Katzen, und würden auch zur Vertilgung der Mäuse noch bessere Dienste als diese leisten. In Rücksicht ihrer Gestalt und der ganzen Art sich zu benehmen, haben sie aber so viele Aehnlichkeit mit unsern Katzen, daß es überflüssig wäre, sie einzeln zu beschreiben, und ich werde daher weiter unten einige von ihnen angeben, und die auffallendsten Merkwürdigkeiten derselben mittheilen.

Der Yaguareté, den die Spanier Tiger nennen, ist der Farbe nach von dem allgemein bekannten Panterthiere wenig verschieden; allein er ist weit größer: denn er ist 4 Fuß 7½ Zoll lang, ohne den Schwanz, der ebenfalls, die Haare ungerechnet, beinahe 2 Fuß beträgt. Es ist ganz unmöglich ihn zahm zu machen *), und vielleicht ist er sogar noch wilder und stärker als der Löwe: denn er zerreißt nicht nur alle Arten von Thieren, ohne irgend eine Ausnahme, sondern er besitzt auch eine solche Stärke, daß er ein ganzes Pferd oder einen Ochsen bis in den Wald, wo er ihn zu verschlingen denkt, fortschleppen kann; ja ich habe sogar selbst einmal gesehen, daß er mit einer solchen Beute durch einen Fluß hindurch geschwommen ist. Auch schon die Art, wie er die Thiere, die er verschlingen will, umbringt, giebt einen Beweis von seiner ausserordentlichen Stärke ab. Er springt nämlich auf den Rücken des Stier's

*) Der Yaguareté, der sich in der Menagerie des Museums der Naturgeschichte zu Paris befindet, ist allerdings sehr zahm, und scheint sogar von den Personen, die sich seinem Behältnisse nähern, sehr gerne geliebkoset zu werden. Ueberhaupt können mehrere Individuen von einer und der nämlichen Art von Thieren ganz verschiedene Sitten und Gewohnheiten haben. Man hat in Paris den Fall gehabt, daß unter mehreren jungen Löwen von der nämlichen Tracht einige zahm, einschmeichelnd und liebkosend, die andern aber wild und blutdürstig gewesen sind, ob gleich die nämliche Person sie alle gemeinschaftlich und mit der nämlichen Sorgfalt auferzogen hatte. Der Herausg.

Digitized by Google

Stieres oder des Pferdes, legt ihm die eine Tatze auf das Genick, faßt es mit der andern bei'm Maule, und dreht ihm in einem Augenblick und durch einen einzigen Druck den Hals um. Er bringt jedoch nicht mehrere Thiere um, als er Lust hat zu fressen, und sobald sein Hunger gestillt ist, läßt er alle Arten von Thieren ruhig, und ohne sie anzufallen vor sich vorübergehen. Schnell laufen kann er nicht; er lebt sehr einsam, und geht nur bei Nacht aus seinem Schlupfwinkel heraus; auch fischt er nur bei Nacht, und zwar immer nur in Seen und andern stehenden Gewässern, ob er gleich vortrefflich schwimmen kann. Die Art, wie er sich dabei benimmt, besteht darin, daß er seinen Speichel und seinen Geifer in's Wasser fallen läßt, um die Fische dadurch anzulocken, und sie alsdann durch einen Schlag mit der Tatze an's Ufer wirft. Den Tag bringt er in den dickſten Wäldern oder in dem hohen Grase zu, das sich in oft überschwemmten Gegenden befindet. Er kennt durchaus keine Furcht, und wenn sich ihm auch noch so viele Menschen nähern, so geht er dennoch ganz ruhig auf sie zu, ergreift einen von ihnen, und fängt an ihn zu fressen, ohne sich nur die Mühe zu geben, ihn vorher um's Leben zu bringen. Wenn er sich abkühlen will, so klettert er auf dicke Bäume, die ein wenig seitwärts hängen, und die einzige Zeit wo man sich ihm nähern kann, um ihn zu schießen, ist die, wo er durch das Bellen vieler Hunde, die ihn verfolgen, gewissermaßen betäubt ist. Allein man darf darum nicht glauben, daß Hunde ihn bezwingen können: denn ein ganzes Hundert derselben wäre dazu nicht hinreichend.

Einige Personen legen diesem Thiere den Namen Yaguareté-pope bei, und glauben, daß es noch ein anderes gebe, das sie Yaguareté schlechtweg nennen. Der Unterschied zwischen beiden soll darin bestehen, daß das erstere stärker und wilder ist, einen dickern Kopf, Körper und Beine hat, und daß seine Haare kürzer,

Digitized by Google

glänzender und röthlicher sind. Auch soll es fast niemals aus den verwachsenen Orten hervorgehen, oder das Ufer der Flüsse verlassen, außer nur um längst demselben zu jagen, dahingegen die andere Art sich auch gerne in den Ebenen und sogar auf den Anhöhen aufhält. Andere Personen versichern jedoch, daß es wirklich nur eine einzige Art gäbe, und daß, wenn einzelne Individuen derselben schönere Farben als die andern haben, dieses bloß daher rühre, daß sie an schattigteren, dunkleren Orten wohnen, wo die Sonnenstrahlen niemals hin durchdringen, und daß überhaupt alle angegebenen Verschiedenheiten im Körperbau und im Charakter nicht in der Wahrheit gegründet wären. Es ist auch in der That vollkommen richtig, daß man unmöglich der ganzen Art eine und die nämlich bestimmte Farbe zuschreiben kann, sondern diese ist bei allen einzelnen Individuen mehr oder weniger verschieden; man findet selten zwei Häute von diesem Thiere, die einander vollkommen ähnlich und gleich schön sind. Ferner behaupten einige Einwohner dieser Länder, daß es auch noch ein anderes reißendes Thier daselbst gebe, das sie Unze nennen, welches weit kleiner als der Yaguarete wäre, nur allein Pferde umbrächte, und in Rücksicht der Farbe und der Zeichnung von dem Yaguarete verschieden wäre. Allein dagegen versichern andere Personen, die das ganze Land auf das genaueste kennen, daß diese sogenannte Unze nirgends vorhanden wäre, und daß die Thiere, die man dafür hielte, nichts weiter wären, als unausgewachsene Yaguarete's.

Buffon und Daubenton nehmen an, daß es drei verschiedene Arten von reißenden Thieren in Afrika gäbe, die sie mit den Namen Panther, Unze und Leopard belegen. Sie beschreiben die erstere Art auf das genaueste, und Buffon tadelt sehr stark mehrere Naturforscher, die sie mit den beiden andern und mit noch einigen andern Thieren aus Amerika verwechselt

Digitized by Google

haben. Allein diese Naturforscher sind in der That sehr zu entschuldigen: denn es ist nichts leichter als sich über das eigentliche Vaterland der Thiere zu irren; auch haben einige von diesen Thieren die größte Aehnlichkeit mit einander in Rücksicht der Gestalt, der Sitten, und der Farbe, wogegen andere Individuen der nämlichen Art in allen diesen Stücken, und besonders in der Zeichnung wesentlich von einander verschieden sind. Die Größe ist nicht hinreichend, um absprechend zu urtheilen, so lange man nämlich nicht mit der vollkommensten Gewißheit die Größe des ganz ausgewachsenen Thieres kennt, was doch äußerst selten der Fall ist; auch die Länge des Körpers, des Schwanzes u. s. w. findet man selten von den Naturforschern und den Reisenden mit Genauigkeit angegeben. Ich bin daher sehr geneigt, das Pantherthier von Buffon für mein Yaguarete zu halten, und diese Meinung gründe ich hauptsächlich darauf, daß zwischen beiden in Rücksicht der Farbe, der Gestalt und überhaupt aller Proportionen des Körpers die vollkommenste Aehnlichkeit Statt hat. Buffon's Individuum war zwar allerdings kleiner, weniger wild und auch weniger stark als das meinige; allein der erste Unterschied kann leicht von dem geringeren Alter herrühren, oder auch davon, daß das seinige in einem Behältniß eingesperrt aufgezogen worden war, und die beiden andern Verschiedenheiten können in einem Mangel an Genauigkeit in Beschreibung der Sitten des Pantherthieres ihren Grund haben. Ueberhaupt ist es heut zu Tage außerordentlich schwer, diese drei Arten von Thieren gehörig von einander zu unterscheiden, und während manche Personen behaupten, daß alle drei in Amerika vorhanden sind, versichern andere, daß sie alle nur eine und dieselbe Art ausmachen; vielleicht ist das nämliche auch der Fall mit den drei Arten in Afrika. In der Kaiserl. Menagerie zu Paris, und also unter den Augen der gelehr-

Digitized by Google

testen Naturforscher in der Welt, befinden sich gegenwärtig drei wilde Thiere, wovon das eine, nach der Ueberschrift über dem Behältnisse, für ein männliches Pantherthier, und das andere für einen männlichen Leoparden gehalten wird. Das dritte hat noch keine Ueberschrift; man versichert jedoch, daß es aus Amerika herstamme *).

Ich weiß nicht, wie die französischen Naturforscher darüber urtheilen; allein ich für meine Person halte alle drei Arten für Yaguarete's, obgleich keine davon in Rücksicht der Größe mit dem meinigen übereinstimmt, und obgleich auch in Rücksicht der Farbe und der Zeichnung einige Verschiedenheiten Statt haben. Dasjenige Thier in dem Museum der Naturgeschichte zu Paris, das den Namen Afrikanisches Pantherthier führt, halte ich unbedenklich und mit voller Ueberzeugung für ein Yaguareté, das noch nicht vollkommen ausgewachsen, übrigens aber sehr schön ist. Das nämliche glaube ich auch von den eben daselbst befindlichen Panther von St. Domingo, so wie von noch mehreren

*) An diesen drei Thieren, die sich gegenwärtig in der Menagerie des Museum's der Naturgeschichte zu Paris befinden, zeigen sich auf den ersten Blick folgende unterscheidende Charakter: das erste Thier ist der Yaguareté, der weit stärker als die beiden andern ist, größere und weniger zahlreiche Flecke hat, und dessen Schwanz bei'm Gehen kaum die Erde berührt; aus seinen dicken Gliedmaßen und aus seinem Alter ist zu schließen, daß er noch weit größer werden wird. — Die zweite Art ist kleiner als der Yaguareté, und hat in jeder Reihe drei bis vier Flecken mehr; außerdem ist auch ihr Schwanz weit länger, und der Kopf weniger breit, als der von dem vorigen Thiere. Diese Art kommt aus Afrika, und scheint das eigentliche wahre Pantherthier zu seyn. — Die dritte Art endlich von unsern gefleckten Katzen, die ebenfalls aus Afrika kommt, ist ein wenig kleiner als das Pantherthier, hat aber außerdem ganz den nämlichen Körperbau; im Grunde ist sie nur durch eine größere Anzahl von Flecken von demselben verschieden. Die beiden letztern Arten von Katzen sind männlichen Geschlechts, und ihre Verschiedenheiten von einander entstehen daher nicht aus dem Unterschiede des Geschlechtes. Sollte vielleicht die letztere Art der Leopard seyn?

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Pantherarten, ob sie gleich alle in Rücksicht der Zeichnung von den amerikanischen Individuen mehr oder weniger verschieden sind. — Man sieht übrigens aus allem bisher gesagten, wie außerordentlich schwer es ist, alle diese Thiere mit der gehörigen Genauigkeit von einander zu unterscheiden, und wie nöthig es ist, daß die Naturforscher die äußerste Sorgfalt anwenden, um sie bestimmt kennen zu lernen.

Der schwarze Yayuareté existirt, meines Wissens, nur allein in den Waldungen an der Gränze von Brasilien, vom 29° an gegen Norden zu. Ich habe nur eine Haut von diesem Thiere gesehen, die ohne den Schwanz 4 Fuß 9 Zoll lang war, und dennoch behauptete man, daß dieses Individuum noch nicht ausgewachsen gewesen wäre. Auch schien mir der Kopf größer zu seyn, als bei der eben beschriebenen Art, und der Bart an demselben war weit länger, dicker und stärker. Außerdem waren die sämmtlichen Haare dicker, länger und glänzender; nur um die Augen herum waren sie weiß, an dem ganzen übrigen Körper aber glänzend schwarz. Das Thier soll übrigens kürzere Beine und einen längern, dickern Leib als das vorige haben, und auch noch weit stärker und wilder seyn.

Der Guazuara, oder die zweite Art von gefleckten Katzen, ist 4 Fuß lang, ohne den Schwanz, der noch ungefähr 2 Fuß beträgt. Er hat also einen kürzern Körper und einen längern Schwanz als der Yaguareté; auch hält er sich mehr in offenen Ebenen auf, und klettert auch mit größerer Leichtigkeit auf die Bäume. Was er von seinen Mahlzeiten übrig behält, verbirgt er sorgfältig unter das Stroh. Vor den Menschen fürchtet er sich sehr, und flieht beständig vor ihnen. Er tödtet nur junge Füllen, Kälber, Schaafe und andere noch kleinere Thiere; dabei bringt er aber so viele von ihnen um's Leben, als er nur erwischen kann,

Digitized by Google

und frisst sie nicht, sondern leckt bloß alles Blut aus ihnen heraus. Er wirft gewöhnlich zwei oder drei Junge auf einmal. Ueber den ganzen Körper, vom Kopf bis auf den Schwanz, diesen mit eingerechnet, ist er mit Zoll langen, weichen, roth und schwarz gesprenkelten Haaren bedeckt. Einige Individuen davon sind mehr oder weniger roth, bei allen ohne Ausnahme aber ist die äußerste Spitze des Schwanzes schwarz. Büffon beschreibt dieses Thier unter dem Namen Couguar.

Der Chibi-guazi ist nicht volle drei Fuß lang, ohne den Schwanz, der etwas über einen Fuß beträgt. Er lebt immer paarweise beisammen, und verbirgt sich den Tag über sehr sorgfältig. Er bringt alle Vögel und alle Hunde, die kleiner als er sind, so wie auch alle Katzen um; wenn er jedoch von dem Fleische dieser letztern frißt, bekommt er die Krätze. Eine Sonderbarkeit an ihm ist, daß, wenn er in einem Behältnisse eingesperrt lebt, er seine Nothdurft beständig in das Gefäß verrichtet, worin sich das Wasser zum Saufen befindet. Er wirft zwei Junge auf einmal, und diese können zwar leicht zahm gemacht werden, allein sie bringen demungeachtet ihr ganzes Leben hindurch alles Hausgeflügel um, das ihnen vorkommt. Von den Ohren bis hervor an die Augen zieht sich ein schwarzer Streif; von dem Genick laufen vier schwarze Streifen über den Hals hin, und auf den Schultern befinden sich kleine unregelmäßige schwarze Flecke. Der ganze übrige Körper ist röthlich-weiß, und auf beiden Seiten mit einer Reihe von schwarzen Flecken bedeckt, die in der Mitte leer sind, so daß sie wie schwarze Ringe aussehen.

Ich habe in diesem Lande drei verschiedene Thiere kennen gelernt, welche die Gestalt der Marder, Wiesel und Iltisse haben, aber weit größer und stärker sind. Sie nähren sich von Insekten, kleinen Eidech-

Digitized by Google

sen, Nattern, Mäusen, Vögeln und dergleichen. Dabei graben sie sich Löcher in die Erde, um sich in denselben zu verbergen und ihre Jungen aufzuziehen; zuweilen benutzen sie hierzu jedoch auch die von anderen Thieren gegrabenen Löcher. Auf die Bäume können sie übrigens nicht klettern. — Dasjenige von diesen Thieren, das ich Huron major (das große Wiesel) nenne, ist nicht ganz zwei Fuß lang, jedoch ohne den Schwanz, der ebenfalls über einen Fuß beträgt. Wenn man dasselbe zornig macht, so verbreitet es, ich weiß nicht auf welche Art, einen äußerst starken Moschusgeruch um sich her, der im höchsten Grade unangenehm ist, und sich erst nach drei bis vier Stunden wieder verzieht. Die Farbe des Kopfes ist schmutzig weiß, wird aber gegen die Schultern hin immer dunkler, der Hals und die Brust sind gelb, und der ganze übrige Körper ist dunkelschwarz. — Das kleine Wiesel (Huron minor) verbreitet, wenn es zum Zorne gereizt wird, den nämlichen Geruch wie das vorige. Es ist 1½ Fuß lang und hat einen etwa sechs Zoll langen Schwanz. Der größere Theil seines Kopfes ist gelblich weiß; auf dem Rücken sind die Spitzen der Haare ebenfalls weißlich, das Innere derselben aber schwarz, so daß das Ganze grau aussieht; der übrige Körper ist dunkel schwarz. — Der Yaguare, den die Spanier Zorrillo nennen, ist ebenfalls eine Art von Wieseln, die aber nur vom 29° der Breite an gegen die Magellanische Meerenge hin gefunden wird. Er hält sich im freien Felde auf, flieht nicht vor den Menschen, und scheint sich überhaupt gar nicht um sie zu bekümmern; wenn er aber sieht, daß man ihn wirklich verfolgt, so bläs't er sich auf, legt den Schwanz auf den Rücken, und spritzt seinem Verfolger, ohne jemals zu fehlen, auf die Weite einer Ruthe, eine Feuchtigkeit entgegen, die so fürchterlich stinkt, daß Menschen und Hunden sogleich der Athem dadurch entgeht, und sie umkehren müssen, ohne sich dem

Digitized by Google

Yaguaré weiter nähern zu können. Wenn nur ein einziger Tropfen von dieser Feuchtigkeit auf die Kleidungsstücke fällt, (was doch gemeiniglich der Fall ist), so muß man diese unverzüglich wegwerfen, weil sonst der alles durchdringende Gestank sich in dem ganzen Hause verbreiten würde; dabei läßt sich auch derselbe durch nichts vertreiben, und wenn man gleich das Kleidungsstück zwanzig Mal hinter einander mit Seife wäscht. Dieser Gestank ist mir oft in der Entfernung von mehr als einer Stunde äußerst unangenehm gewesen, und ich bin überzeugt, daß wenn der Yaguaré einmal mitten in Paris seine Feuchtigkeit von sich spritzte, man sie in allen Häusern der ganzen Stadt riechen würde. Diese sonderbare Feuchtigkeit soll, wie man versichert, in einem kleinen Beutel enthalten seyn, der sich dicht bei dem Uringange befindet, und diese beiden Feuchtigkeiten sollen zu gleicher Zeit herausgespritzt werden. Die Länge des Thieres beträgt übrigens nicht volle $1\frac{1}{2}$ Fuß, und die des Schwanzes ohne die Haare ungefähr sechs Zoll. Es ist durchaus schwarz, außer daß von der Schnautze an zwei schöne weiße Streifen über die Stirne auf den beiden Seiten des Halses und des Körpers bis zum Schwanze hinlaufen. Manche von ihnen haben jedoch diese Streifen nicht, und bei andern sind sie mehr oder weniger breit. Man hält den häßlichen betäubenden Gestank dieses Thieres für ein specifisches Mittel gegen das einseitige Kopfweh oder die Migräne, und glaubt auch, daß das Seitenstechen durch eine kleine Dosis von der im Schatten getrockneten und alsdann gepülverten Leber des Yaguaré geheilt werden könne. Eben so hält man auch dieses Pulver, in einem Glase Wein oder einer Tasse Fleischbrühe eingenommen, für das allerschweißtreibendste Mittel, das existirt.

Die Naturforscher nennen Sarigues oder Philandern (Didelphis) diejenigen Thiere, die ich unter

Digitized by Google

dem allgemeinen Namen der fruchtbaren (Fecundo's) begreife, weil sie dieses wirklich in einem hohen Grade sind. Ich kenne sechs verschiedene Arten davon, und da diese Thiere nirgends anders als in Amerika gefunden werden, so muß ich zuerst diejenigen Charaktere angeben, die allen Arten derselben gemeinschaftlich zukommen, ehe ich von denen spreche, durch welche sie sich einzeln von einander unterscheiden. Sie haben alle einen sehr langen, starken, fetten, fast durchaus haarlosen und mit Schuppen bedeckten Schwanz; sie gebrauchen denselben, um sich damit an den Bäumen aufzuhängen, auf die sie, so wie auch auf alle Mauern, die nur eine etwas rauhe Oberfläche haben, mit leichter Mühe klettern. Die Zehen sind kurz, nackt, biegsam, und haben spitzige Klauen; an den Vorderpfoten befinden sich deren fünf, wobei aber die große Zehe nicht von den übrigen abgesondert ist; an den Hinterpfoten hingegen, welche die nämliche Anzahl von Zehen haben, ist die große Zehe weit dicker, ohne Nagel, und steht von den übrigen ziemlich weit ab. Das Gesicht dieser Thiere ist lang und dreieckigt, die Augen sind hervorstehend und das Maul ist groß, weit gespalten und reichlicher mit Zähnen versehen, als das von irgend einem andern Thiere. In der obern Kinnlade befinden sich nämlich zehn Schneide- und vier Augenzähne, und in der untern acht von den erstern und vier von den letztern. Sie haben runde, nackte und durchsichtige Ohren, einen langen Körper, kurzen Hals, und das Scrotum hängt so tief herab, daß es fast die Erde berührt. Bei den Weibchen haben beide Gänge nur eine und dieselbe Oeffnung; die Brüste stehen in Form eines länglichen Zirkels, und eine davon in der Mitte desselben. Sobald sie geworfen haben, legen sie jedes ihrer Jungen an eine besondere Brust, und diese verlassen dieselbe nicht eher wieder, als bis sie allein gehen und fressen können; bis dahin hängen sie beständ-

Digitized by Google

dig an der Mutter, und diese schleppt sie mit der größten Mühe immer mit sich auf der Erde fort. Wenn man sie böse macht, so lassen sie ihren Urin und ihre Exkremente gehen, und verbreiten dadurch einen äußerst häßlichen Gestank. Sie halten sich lieber in den Ebenen als in den Wäldern auf, in die sie niemals tief hineingehen; dabei verbergen sie sich unter Gesträuchen, oder unter Baumstämmen, oder in Löchern, die sie sich in die Erde graben. Nur allein des Nachts kommen sie zum Vorschein; sie haben einen äußerst schwerfälligen Gang, sind dumm und nichts weniger als wild. Ihre Nahrung besteht in Insekten, Eiern, kleinen Eidechsen, Mäusen, und wie ich glaube auch in Kröten und Krebsen; sie fressen aber auch Obst, und wenn sie einen Vogel umbringen, so lecken sie gewöhnlich nur das Blut aus ihm heraus. Das Nämliche thun auch die großen Arten derselben in Rücksicht der Hühner, wenn sie in die Häuser eindringen und dergleichen erwischen können. Man kann sie ohne Mühe mit Stöcken todt schlagen, ob sie gleich auch beißen, wenn sie Gelegenheit dazu finden; niemals aber greifen sie selbst an. Nach diesen allgemeinen Charakteren wird man ein Thier aus dieser Familie immer leicht erkennen können. Aeußerst schwer ist es hingegen, die einzelnen Arten derselben von einander zu unterscheiden, weil mehrere darunter durch nichts als durch die Größe des Körpers und des Schwanzes von einander verschieden sind. Ich will daher auch nur die auffallendsten Charaktere der einzelnen Arten hier anführen.

Der Micure wird überall in dem ganzen Lande gefunden. Er ist ungefähr 1½ Fuß lang, ohne den Schwanz, der etwas über einen Fuß beträgt, und nur vier Zoll weit, von der Wurzel angerechnet, mit Haaren bedeckt ist. Das Fell ist abwechselnd mit kürzern und längern Haaren bedeckt; die kurzen sind gelblichweiß, und an der Spitze schwarz, die andern aber sind

Digitized by Google

stärker, ganz weiß und über zwei Zoll lang. Unter dem Bauche des ausgewachsenen Weibchens befindet sich eine sehr merkwürdige, aus zwei Falten bestehende Spalte, die nach Gefallen geöffnet und verschlossen werden kann. Die Höhlung in dieser Spalte nimmt rückwärts immer mehr zu, so daß sie endlich auf dem Schambeine einen Beutel von ziemlich beträchtlichem Umfange ausmacht. In dieser Höhlung befinden sich zwölf Brüste in einem länglichen Zirkel, und noch eine in der Mitte. Das Thier verschließt in derselben seine Jungen in den ersten Tagen nach ihrer Geburt.

Die zweite Art von Fecundo's nenne ich Lanoso, oder die wolligte, weil sie durchaus mit einer sehr feinen Wolle bedeckt ist. Ich habe kein Weibchen von dieser Art gesehen, allein man hat mich versichert, daß der Beutel und die Brüste ganz wie bei der vorigen Art wären. Das Thier ist neun Zoll lang, und sein fast vierzehn Zoll langer Schwanz ist bis auf vier Zoll an der Spitze ganz mit Haaren bedeckt. Seine Farbe ist theils hellbraun, theils röthlich, und an mehrern Stellen des Körpers wird die braune Farbe dunkler. — Der dritten Art gebe ich den Namen Coligrueso oder Dickschwanz. Das Thier ist einen Fuß lang und sein eilf Zoll langer Schwanz ist auf zwei Drittheile seiner Länge, von der Wurzel angerechnet, mit Haaren bedeckt. Die Haare am ganzen Körper sind aber bei weitem nicht so lang, als an den beiden vorigen Arten. Seine Farbe ist die unserer gewöhnlichen Mäuse, nur daß um die Augen herum und über den Kopf sich einige helle zimmtfarbige Flecken befinden, die auch den größten Theil des Unterleibes bedecken. Einen eigentlichen Beutel hat dieses Thier nicht, sondern an dessen Stelle zwei Falten, die nur eine geringe Höhlung ausmachen, in welcher sich acht Brüste befinden. — Der vierten Art lege ich den Namen Colilargo oder Langschwanz bei. Ich habe jedoch nur ein einziges Individuum da-

Digitized by Google

von gesehen, und dieses war noch nicht ganz ausgewachsen. Es war 3½ Zoll lang, und sein ganz nackter Schwanz 5 Zoll. Seine Farbe ist ganz wie bei der gewöhnlichen Maus, und seine Haare sind auch nicht länger. Um die Augen herum hat es einen schwarzen, und neben diesem noch einen weißen Ring; zwischen beiden Augen zieht sich ein dunkler Streif hin, und an dem Leibe ist es weiß. — Das fünfte Fecundo nenne ich Colicorto oder Kurzschwanz. Es ist 4½ Zoll lang, und sein 2¼ Zoll langer Schwanz ist durchaus nackt bis an die Wurzel. Der Körper ist verhältnißmäßig dicker als an allen vorigen Arten, und seine Haare sind nicht länger als die der gewöhnlichen Maus. Es hat eine braune in's Aschfarbige fallende Farbe; auf den beiden Seiten des Kopfes und des Körpers aber geht diese in eine helle Zimmtfarbe über. Es hat keinen Beutel, sondern zwischen den Beinen bloß eine dicke Brust, an welcher sich vierzehn so kleine Wärzchen befinden, daß man kaum im Stande ist, sie zu zählen. Es wirft immer vierzehn Junge auf einmal, die sich an diese Wärzchen anhängen, und, ohne daß sie dieselben jemals loslassen, von der Mutter immer herumgeschleppt werden. — Die letzte Art von Fecundo's endlich nenne ich Enano oder den Zwerg, weil er nur 3½ Zoll lang ist, ohne den Schwanz, der beinahe vier Zoll lang und ganz von Haaren entblößt ist. Ich habe nur zwei Männchen davon besessen, die so kurze Haare wie die Maus und einen weit dünnern Schwanz als die andern Arten hatten. Ihre Farbe ist etwas dunkler grau als bei der Maus, und der untere Theil des Körpers ist auch etwas heller weiß; um die Augen herum und zwischen den Ohren hat es dunkelschwarze Streifen.

Füchse gibt es in diesem Lande in großer Menge, und ich will daher nur diejenige Art derselben, die sonst nirgends bekannt ist, hier etwas genauer beschreiben. Sie ist unter dem Namen Aguara-guazu be-

Digitized by Google

kannt, und 3½ Fuß lang, ohne den Schwanz, der ungerechnet die Haare, die 4 Zoll betragen, etwas über 15 Zoll lang ist; dabei ist sie beinahe 3 Fuß hoch. Man sieht hieraus daß der Aguara-guazu so groß ist wie einer von unsern größten Hunden, und größer als ein Wolf; auch giebt es keinen von diesen Thieren im schnellen Laufen und in der Stärke des Gebisses etwas nach. Ich habe einen ganz ausgewachsenen davon gesehen, der aber todt war; mehrere andere, noch junge, habe ich selbst besessen, und wollte sie aufziehen, indem ich sie im Anfange mit rohem Kuhfleisch fütterte; allein ich bemerkte bald, daß sie dasselbe nicht verdauen konnten, sondern es wieder von sich gaben, wie sie es verschluckt hatten. Sie bellten gerade eben so wie die Hunde, nur noch weit stärker und mit einem etwas heiseren Tone. Um die Hühner, die sich in ihrer Nähe befanden, bekümmerten sie sich nicht im geringsten, sondern fraßen bloß kleine Vögel, Mäuse, Eier, Orangen und Zuckerrohr. Dieses Thier ist äußerst scheu und flieht immer davon; den Heerden thut es durchaus keinen Schaden. Es lebt allein, und geht nur bei der Nacht auf Raub aus. Mehrere Landbewohner hatten mich versichert, daß man häufig in seinem Herzen, in den Nieren und in den Eingeweiden, Bienen, Würmer und sogar auch Nattern fände; ich untersuchte daher auch mit dem äußersten Fleiß das ausgewachsene Thier, das in meine Hände kam, und auch in der Folge alle meine jungen, die sämmtlich nach einander starben, ohne daß ich jedoch die geringste Spur davon entdecken konnte. Meinem Freunde, Don Pedro Noseda, ging es bei einer ähnlichen Untersuchung nicht besser; allein bei Besichtigung der innern Theile eines alten Weibchens fand derselbe, daß die rechte Niere, die dem Anschein nach von der andern in nichts verschieden war, einen Beutel bildete, in welchem sich sechs lebendige Würmer, die sich bewegten, befanden.

Digitized by Google

Der gröſste darunter war 15 Zoll lang, und die übrigen allmählig immer kleiner; sie schienen sich von dem mit Wasser vermischten Blute, worin sie herumschwammen, zu nähren. Die Anatomen mögen von dieser Thatsache halten, was sie wollen; ich kann sie nicht beurtheilen: allein soviel weiß ich, daß Noseda ein wahrheitsliebender, vollkommen glaubwürdiger Mann ist. Das Fell dieses Thieres ist übrigens sehr schön und weich anzufühlen; die Haare sind vier Zoll lang, von einer schönen rothen, in's gelbliche schillernden Farbe, und ein wenig gekräuselt. An seiner sechs Zoll langen Mähne sind aber die Haare nur bis zur Hälfte von dieser Farbe, und an der andern Hälfte bis zur Spitze sind sie schwarz; der untere Theil der Füße ist ebenfalls schwarz, so wie auch die Schnauze. — Der Aguarachay wird in allen diesen Ländern äuſserst häufig angetroffen, und hat sehr viele Aehnlichkeit mit dem Europäischen Fuchse. Noseda zog einen davon auf, der so zahm wurde wie ein Hund, allein er fraß ihm alle seine Hühner. Er ist etwas über 2 Fuß lang, und sein Schwanz über 1 Fuß. Die Schnauze bis an die Augen ist schwarz, der übrige Körper aber ist röthlich, in die Zimmtfarbe schillernd; der untere Theil des Körpers ist grau. In dem Museum der Naturgeschichte zu Paris befindet sich ein sogenannter dreifarbiger Fuchs, der aus Nord-Amerika dahin gebracht worden ist, und nichts anders als mein Aguarachay zu seyn scheint. Wenn dieses wirklich der Fall ist, wie ich keineswegs zweifle, so folgt daraus, daß das Klima wenig oder gar keinen Einfluß auf die Farbe hat: denn der Aguarachay ist in ganz Amerika, von der Magellanischen Meerenge an bis an den Nordpol überall der nämliche, obgleich die Füchse überhaupt in Rücksicht der Farbe, sehr von einander verschieden sind.

Der Popé ist 2 Fuß lang, und sein Schwanz 13½ Zoll. Die Schnauze ist spitziger, als an dem ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Fuchse, und an der Spitze ein wenig umgebogen. Die Augen sind groß und ziemlich hervorstehend, und die Ohren sind ein wenig auf die Seite geneigt. An den Vorderpfoten hat er fünf Zehen ohne Haare, die von einander abgesondert sind, und deren er sich nicht zum Zerreißen bedient, sondern um damit seine Nahrung in's Maul zu stecken, was er immer mit beiden Pfoten zu gleicher Zeit verrichtet. Die Hinterpfoten sind auf die nämliche Art gestaltet. Auf jeder Seite hat er drei Brüste. Seine Haare sind weich, und ein wenig kraus. Der ganze untere Theil des Körpers ist blaßgelb, und die vier Füße sind schwarz; der Kopf ist ebenfalls schwarz, der ganze übrige Körper aber grau. Er ist weit weniger leicht und lebhaft als der gewöhnliche Fuchs, klettert auf die Bäume und scheint sich am liebsten in wasserreichen Gegenden aufzuhalten. Seine Nahrung besteht in Insekten, Obst, Eiern, Krebsen und kleinen Vögeln. Wenn man ihn angebunden hält, so kann man ihn zahm machen. Er ist übrigens plump, und hat ein scheues furchtsames Ansehen; sein Hals ist dick, und sein ganzer Körper kurz.

Den Namen Otter lege ich demjenigen Thiere bei, das in diesem Lande Flußwolf genannt wird, und in allen Seeen und Flüssen in ganz Paraguay, ja ich glaube sogar auch in dem La Plata-Strome gefunden wird. Diese Thiere wohnen familienweise in einem großen Loche, das sie sich an dem Ufer graben, und in welchem sie ihre Jungen werfen. Sie leben bloß von Fischen, die sie gewöhnlich außerhalb des Wassers verzehren. Uebrigens halten sie sich so lange, als sie wollen, unter dem Wasser auf, ohne zu ersaufen; zuweilen strecken sie den Kopf aus demselben heraus, und bellen wie Hunde den Fahrzeugen nach. Der Ton ihrer Stimme ist jedoch rauh und heiser; die Menschen, die im Wasser schwimmen, werden niemals von ihnen

Digitized by Google

gebissen. Auf dem Lande haben sie einen plumpen, schwerfälligen Gang, und man kann wohl sagen, daß sie sich beinahe auf dem Bauche fortschleppen. Ich habe acht solcher Thiere lebendig besessen, und will von dem größten darunter das Maaß hier angeben, ohne jedoch bestimmt zu behaupten, daß es schon völlig ausgewachsen gewesen sey: denn ich glaube auf meinen Reisen auf den Flüssen hin und wieder noch größere erblickt zu haben. Die Länge desselben betrug 2 Fuß, ohne den 18 Zoll langen Schwanz, der dick, rund, spitzig und bewegsam war, ob sich gleich seiner ganzen Länge nach, eine durch die Haut gebildete Falte an demselben befand. Der Hals, so wie der ganze Körper, war dick, der Kopf kurz und flach, allein der obere Theil desselben formirte einen Halbzirkel, der über die kleinen runden Ohren emporragte. Die Schnauze war nicht spitzig, aber stark mit Barthaaren umgeben, und die Augen waren klein. In der obern Kinnlade befanden sich sechs Schneidezähne, auf welche nach einem kleinen Zwischenraume ein Augenzahn folgte; dieser Augenzahn war sieben Linien lang, und von den Backenzähnen durch einen andern Zwischenraum getrennt. In der untern Kinnlade befand sich die nämliche Anzahl von Schneidezähnen, aber keine Augenzähne, sondern bloß die Backenzähne, die von den erstern durch einen leeren Raum abgesondert waren. An den vier Pfoten befanden sich fünf, durch eine Schwimmhaut mit einander verbundene Zehen. Die Haare an der untern Kinnlade waren gelblich, an dem ganzen übrigen Körper aber von dunkler Farbe, glänzend und weich anzufühlen. Diese Beschreibung passt mit Ausnahme des Maaßes auf das ganze Geschlecht dieser Thiere.

Den Namen Guiya lege ich, so wie auch die sämmtlichen Indianer, einem Thiere bei, das die Spanier uneigentlicher Weise Otter nennen. Es wird nicht weiter gegen Süden zu, als bis zum 24° gefunden, allein

Digitized by Google

allein in der Provinz am La Plata-Strome lebt es in der größten Menge in allen Seen und Flüssen. Es gräbt sich ebenfalls Löcher an dem Ufer, um sich darin zu verbergen und seine Jungen zu werfen, deren Anzahl sich immer auf 4 bis 7 beläuft. Es schwimmt sehr oft im Wasser herum, und taucht auch unter, allein dennoch muß es häufig über die Oberfläche heraufkommen, um Athem zu schöpfen. Auch lebt es ausschließend nur von Pflanzen. Es ist 1 Fuß 7 Zoll lang, und sein dicker, schuppigter, nackter Schwanz 1 Fuß 4 Zoll. Seine Pfoten sind sehr kurz, und sein Gang ist äußerst schwerfällig. An den Vorderpfoten hat es fünf, ganz von einander abgesonderte Zehen; an den Hinterpfoten hingegen sind diese fünf Zehen durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden. Dem Kopfe und der Schnauze nach, gleicht es dem Hasen, allein seine Ohren sind weit kleiner und ohne Haare. In jedem Kinnbacken hat es nur zwei orangenfarbene einen Zoll lange Zähne. An der Spitze der Schnauze ist es weiß, an dem ganzen übrigen Körper aber schwarz.

Der Capibara wird südwärts von dem La Plata-Strome nirgends gefunden, aber nordwärts von demselben an allen Flüssen, Bächen und Seen, wo er familienweise beisammen lebt, sich bloß von Pflanzen nährt, und sich nicht wie die andern Ottern Löcher in die Erde gräbt. Er schwimmt häufig auf dem Wasser herum, taucht aber ebenfalls nur so lange unter, als das Bedürfniß Athem zu schöpfen es ihm erlaubt. Er ist schwerfällig und läuft wenig herum, sondern bleibt immer sehr lange auf der nämlichen Stelle ruhig sitzen. Seine Länge beträgt 3 Fuß 9 Zoll, und er hat keinen Schwanz. Sein Körper ist dicker, kürzer und runder als der von dem Schweine. Sein Kopf ist breiter als hoch; die Ohren sind kurz und ohne Haare. Die Schnauze ist stark abgestumpft und sein Maul gleicht

Digitized by Google

vollkommen dem des Hasen. An den Vorderpfoten hat er vier, durch eine Schwimmhaut mit einander verbundene Zehen, und an den Hinterpfoten drei ähnliche Zehen. Seine dichten Haare sind von dunkler Farbe, allein die Spitze derselben ist röthlich. Der ganze Unterleib ist weißlich braun.

Der Pay wird in Paraguay äußerst selten gefunden, und ich glaube, daß er vom 30sten Grad an nordwärts nicht mehr vorkommt. Er soll ganz die nämliche Lebensart haben, wie der Acuty. Er zernagt alles, lebt in den Wäldern, wo er sich in den hohlen Bäumen und sogar auch unter ihren Wurzeln verbirgt; er nährt sich von Gras und Zuckerrohr, hat ein vorzüglich wohlschmeckendes Fleisch, und wirft niemals mehr als ein oder zwei Junge. Ich besaß nur zwei Männchen von dieser Art; diese waren 2 Fuß lang, und ihr Körper glich an Rundung und Fleischigkeit dem des Schweines. Der Schwanz war nur einen halben Zoll lang, die Schnauze abgestumpft, das Gesicht flach und die Ohren ohne Haare. An jeder Seite dieses Thieres befindet sich nur eine einzige Brust. Seine Haare sind kurz, an dem ganzen untern Theile des Körpers sehr weiß, an dem obern aber dunkelbraun; auf beiden Seiten des Körpers laufen jedoch der Länge nach zwei sehr auffallende weiße Streifen hin.

Der Acuty ist in Paraguay nicht selten, allein weiterhin gegen Süden wird er nicht mehr gefunden. Er kommt nur bei Nacht zum Vorschein, und zernagt in den Häusern durchaus alles, ja sogar das Holz an den Thüren. Er ist weit leichtfüßiger als die vorhergehende Art, hat aber sonst die nämlichen Eigenschaften. Er gräbt sich ebenfalls keine Löcher in die Erde, und nährt sich bloß von Vegetabilien; in dem Zustande der Sklaverei frißt er jedoch alles, was er bekommt. Er hat den nämlichen Bau des Körpers, wie das Kaninchen, und manchmal nimmt er solche Stellungen an,

Digitized by Google

daß man ihn für buckelig halten könnte. Die beiden Vorderpfoten hebt er immer zugleich in die Höhe, um das, was er fressen will, damit zu halten. Seine Länge beträgt einen Fuß acht Zoll, und sein höchstens einen Zoll langer Schwanz ist steif, ohne Haare, und fast cylinderförmig. Kopf und Schnauze sind beinahe wie an dem Hasen. An den Vorderpfoten hat er fünf Zehen, wovon aber der äußerste nur in einem Nagel besteht; an den Hinterpfoten hat er nur drei Zehen. An dem untern Theile des Kopfes und der Brust ist er blaßgelb, und der übrige Theil des unteren Körpers ist beinahe weiß; der ganze obere Theil aber und die Seiten sind grau mit einem grünlichen Gelb gemischt.

Den Tapity habe ich niemals weiter südwärts als bis zum 30° angetroffen. Er gleicht vollkommen dem wilden Kaninchen, allein sein Schwanz ist kürzer und seine Haare geben ihm die Gestalt einer Kugel. Außerdem gräbt er sich auch keine Löcher in die Erde, und hält sich bloß unter Gesträuchen auf. Im Monat September wirft er drei oder vier Junge. Seine Länge beträgt vierzehn Zoll ohne den Schwanz, der nur einen Zoll lang ist. Der vordere und untere Theil des Körpers ist weiß, der übrige Theil aber zimmtfärbig.

Der Aperea wird überall in großer Menge gefunden. Er verbirgt sich in dem höchsten Grase in den niedrig gelegenen Ebenen, unter Disteln und unter Gesträuchen. Er gräbt sich keine Löcher und benutzt auch die von andern Thieren nicht. Seine Nahrung besteht in Gras. Uebrigens ist er dumm, nicht sehr schnellfüßig und keinesweges wild. Er hat keinen Schwanz, und seine ganze Länge beträgt eilf Zoll. Sein Kopf und sein ganzer Körperbau gleichen vollkommen dem des Cui oder des kleinen indianischen Kaninchens, das im Grunde nichts anderes ist als ein zahm gemachter Ape-

Digitized by Google

rea. Er hat übrigens einerlei Farbe mit unsern Ratten, nur ist dieselbe ein wenig dunkler.

Der Vizcacha wird ostwärts von dem Flusse Uruguay nicht gefunden, sondern nur westwärts, und zwar von dem 30° der Breite an gegen Süden zu, wo er sehr häufig vorhanden ist. Er gräbt sich wie das Kaninchen Löcher in die Erde, die eine Menge von Ausgängen haben, und sich oft mitten in den Wegen, in den Gärten, und sogar auch dicht neben den Häusern befinden. Er lebt in diesen Löchern familienweise beisammen, verzehrt alle Vegetabilien in der ganzen Gegend umher, und richtet in den Gemüsegärten und in den besäeten Feldern großen Schaden an, weßhalb er auch sehr eifrig verfolgt wird. Man behauptet, daß, wenn man die Ausgänge der Löcher verschließt, alle in denselben befindlichen Thiere um's Lebens kommen müssen und auf keine andere Art gerettet werden können, als wenn, was sehr häufig zu geschehen pflegt, andere Individuen von der nämlichen Art zufälliger Weise herbeikommen, um einen Besuch bei ihnen abzustatten, und bei dieser Gelegenheit die Ausgänge wieder aufgraben. Um dieses zu verhindern, hand einmal einer von meinen Bekannten einen Hund auf jedem Neste, das er zerstören wollte, an; dadurch kamen alle darin befindlichen Vizcacha's um's Leben, weil sie es nicht wagten, zu ihren Löchern heraus zu gehen, und auch keine fremden Besuche ihnen diesen Liebesdienst erzeigen konnten. — Diese Thiere haben auch noch die sonderbare Eigenheit, daß sie überall alle Knochen, und überhaupt alles, was sie finden, aufheben, und vor die Eingänge ihres Nestes hintragen. Dieß geht so weit, daß wenn man irgend etwas verloren hat, man sicher darauf rechnen kann, es vor einem solchen Neste wieder zu finden. Sie kommen nur bei Nachtzeit oder in der Abenddämmerung zum Vorschein, und entfernen sich niemals weit von ihren

Digitized by Google

Reste. Sie sind nicht halb so leichtfüßig als das Kaninchen, dem sie übrigens durch die gewölbte Haltung ihres Körpers ähnlich sehen; auch ist das Fleisch derselben von sehr mittelmäßiger Güte. Im Ganzen genommen scheinen sie zu der Familie der Murmelthiere zu gehören. Ihre Länge beträgt einen Fuß zehn Zoll, ohne den Schwanz, der beinahe sieben Zoll lang ist. Sie haben einen dicken Kopf, große, ein wenig zugespitzte Ohren, große Augen und eine abgestumpfte haarige Schnauze. Das Maul und die Zähne sind wie an dem Hasen. An den Hinterpfoten haben sie vier Zehen ohne Schwimmhaut, und auf der Fläche der Pfote eine dicke Schwiele, auf welche sie sich, mit Verschonung der Zehen, bei'm Gehen aufstützen; an den Hinterpfoten hingegen haben sie nur drei Zehen. Der ganze obere Theil ihres Körpers ist grau, der untere aber weiß; die beiden Seiten sind hellbraun, und der Schwanz ist schwarz.

Der Patagonische Hase wird nur vom 35sten Grade der Breite an gegen die Magellanische Meerenge hin gefunden. Er führt den Namen eines Hasen, ob er gleich weit größer als der Europäische ist, und bei weitem nicht so stark laufen kann; denn er wird sehr bald müde. Er lebt paarweise beisammen, und es ist höchst sonderbar an ihm, daß obgleich beide Thiere, das Männchen und das Weibchen, immer mit einander laufen und alles gemeinschaftlich verrichten, sie doch nicht beisammen, sondern unausgesetzt ungefähr zwanzig Schritte von einander entfernt schlafen. Er hat eine starke, schneidende Stimme, und wirft gewöhnlich zwei Junge. Ich bekam einmal zwei solcher Hasen geschenkt, die so zahm waren, daß sie in dem ganzen Hause herum- und nach Gefallen aus- und einliefen. Sie waren zwei Fuß vier Zoll lang ohne den dicken nackten Schwanz, der anderthalb Zoll betrug. Ihr Kopf gleicht vollkommen dem des Europäischen

Digitized by Google

Hasen. Unter den Vorder- und Hinterpfoten befindet sich eine Schwiele von der Dicke einer Nuß, auf die sie treten, um ihre Zehen zu schonen, deren sich an den Vorderpfoten vier, an den Hinterpfoten aber nur drei befinden. Das Sonderbarste an der Farbe dieses Thieres ist ein weißer Streif, der auf der einen Seite anfängt und sich oben über dem Schwanze weg auf die andere Seite hinüberzieht; auf beiden Seiten des Schwanzes läuft er zwischen die Beine hinunter, und nimmt den ganzen hintern Theil des unteren Körpers ein. An dem ganzen übrigen Körper sind die Haare braun, und nur an der Spitze ein wenig weißlich.

Den Cuiy habe ich nirgends anders als in den großen Waldungen von Paraguay angetroffen. Er spaziert sehr phlegmatisch und ruhig auf dem Stamme und den Aesten der größten Bäume herum. Ich besaß einmal einen, der gefangen wurde als er schon erwachsen war, über ein Jahr lang in meinem Zimmer. Er bewegte sich sehr wenig herum, äußerte niemals weder Freude, noch Traurigkeit, noch Dankbarkeit, sondern zeigte vielmehr in seinem ganzen Wesen die größte Schwerfälligkeit, Gleichgültigkeit und Dummheit, und verstand nichts weiter als zu fressen und zu leben. Er brachte oft vier und zwanzig Stunden und nicht selten sogar acht und vierzig Stunden oben auf einem Sommerladen zu, ohne in dieser ganzen Zeit auch nur um eine Linie breit seinen Platz zu verändern. Hierbei stützte er sich bloß auf die Hinterpfoten, und hielt die Vorderpfoten zusammengeschlagen in die Höhe, wobei sie jedoch sowohl die Schnauze als die Hinterpfoten beinahe berührten, so sehr war sein ganzer Körper beständig gekrümmt. Er sah sich nach nichts um, und man mogte in das Zimmer hineinkommen oder noch so viel Lärm darin machen, so konnte doch nichts einen Eindruck auf ihn machen. Gewöhnlich kam er

Digitized by Google

einmal im Tage auf den Boden herunter, und zwar nur auf wenige Minuten, um Obst und allerlei Arten von Vegetabilien, ja sogar trockene Stückchen von Weidenzweigen zu fressen. Er fraß übrigens sehr wenig und soff durchaus niemals. Seine Nahrungsmittel fasste er mit den Zähnen, hob sie damit von der Erde auf, und hielt sie alsdann, um zu fressen, mit den beiden Vorderpfoten. An einem Stücke Holz lief er der Länge nach mit der größten Leichtigkeit hinauf, saß fest und ruhig auf der Spitze eines senkrecht stehenden Pfahles, wobei er sich nicht einmal mit seinem Schwanze anhielt, den er doch eben so wie die Affen sehr gut dazu gebrauchen könnte; er bedient sich aber desselben nur allein bei'm Heruntergehen. Die Länge dieses Thieres beträgt nicht ganz einen Fuß, ohne den Schwanz, der neun Zoll lang, und dabei dick, nervigt, und auf drei Viertheile seiner Länge, von der Spitze an, ganz von Haaren entblößt ist. Es hat vier Zehen an jeder Pfote, zwei Zitzen vorn an der Brust, und eine dritte etwas weiter rückwärts. Die Spitze der Schnauze ist mit einem Barte bedeckt; das Maul und die Zähne sind wie bei der Maus. Die Augen sind klein und ein wenig hervorstehend; die Ohren kurz, ohne Haare und ganz unter Stacheln versteckt. Diese Stacheln fangen schon an der Schnauze an, werden aber auf dem Hinterkopfe länger, und sind von da an bis auf die Schultern zwei starke Zoll lang, allein nicht mehr so dick und stark als auf dem Kopfe. Der Rücken und der Schwanz sind ganz damit bedeckt, und daselbst durchaus nicht mit Haaren vermischt, auch einen Zoll lang und stärker als alle übrigen. Wenn es sich derselben zu seiner Vertheidigung bedienen will, so hebt es zuerst die am Kopfe in die Höhe, alsdann aber die auf den beiden Seiten des Körpers, weil diese im Zustande der Ruhe über die Stacheln auf dem Rücken hinliegen und dieselben bedecken. Alle diese Stacheln sind sehr

Digitized by Google

stark und spitzig, und an ihren beiden äußersten Enden gelb, in der Mitte aber dunkelfarbig. Die vier Pfoten so wie der ganze untere Theil des Körpers sind nicht mit Stacheln versehen, sondern bloß mit braunen Haaren bedeckt.

Die auszeichnenden Charaktere der Mäuse sind jedermann zur Genüge bekannt; allein selten kann man die verschiedenen Arten derselben richtig von einander unterscheiden: denn dieß ist mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als man denken sollte. Auch ist keine Erklärung in der Welt im Stande, eine Art derselben von der andern zu unterscheiden, wenn man diese verschiedenen Arten nicht selbst gesehen hat, und wenn nicht das Verhältniß von der Länge des Körpers zu der Länge des Schwanzes auf das Genaueste angegeben ist. Ich habe in diesem Lande eilf verschiedene Arten von diesen Thieren kennen gelernt, wovon ich jedoch hier nur die merkwürdigsten, und diese nur nach ihren auffallendsten Kennzeichen beschreiben will.

Einer darunter hat man den Namen Tucutuco beigelegt, weil, wenn man auf ihren Löchern schläft, man sie diesen Ton häufig ausstoßen hört. Man findet sie überall, wo der Boden aus bloßem Sande besteht und keinen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Ungefähr eine Spanne tief unter der Oberfläche gräbt dieses Thier ein Loch oder ein Magazin, das zwei bis drei Spannen im Durchmesser enthält; aus der Circumferenz desselben laufen auf allen Seiten Gänge fort, wovon ein jeder zu einem andern Magazine hinführt, das wieder ähnliche Gänge wie das erstere hat, und so immer fort. Man sieht hieraus, wie äußerst schwer es seyn muß, diese Thiere zu fangen, und so zahlreich sie auch vorhanden sind, so ist es mir doch nur ein einziges Mal geglückt, eines derselben habhaft zu werden. Sie leben von Wurzeln und Gemüsen, und sammeln sich Vorräthe davon in die eben beschriebenen Magazine

Digitized by Google

ein; bei Tage gehen sie jedoch niemals aus ihren Löchern heraus. Ihre Länge beträgt 7½ Zoll ohne den Schwanz, der drei Zoll lang und bis auf einen halben Zoll von seiner Wurzel an mit Haaren besetzt ist; der Rest desselben ist nackt, sehr dick und ohne Schuppen. Der Kopf des Thieres ist kürzer, breiter und flacher als an allen übrigen Arten, und die Augen sind weit kleiner als die unserer Ratten. An den Vorderpfoten hat es fünf Zehen, und ausserdem noch eine andere, die hinter der großen Zehe fest anfliegt, und dicker als die andern, aber ohne Nagel ist. An den Hinterpfoten befinden sich fünf Zehen, und die untere Fläche der Pfote ist breiter als an den übrigen Arten. Die Haare sind sehr weich, von aschgrauer Farbe, und an der Spitze zimmtfarbig und wie vergoldet; die an dem unteren Theile des Körpers sind aber weißlich. — Von einer andern Art, die ich die stachlichte (espinoso) nenne, fing ich einmal ein Männchen und drei Weibchen in einem Neste, das ich zerstörte, und das in dem sandigen Boden fünf Fuß im Durchmesser breit, und beinahe einen Fuß tief war. Der Körper dieses Thieres ist zum Theil mit feinen weißen Haaren, zum Theil aber mit einen Zoll langen Stacheln bedeckt, die bis zu drei Viertheilen ihrer Länge weiß, weiterhin aber bräunlich und an der Spitze röthlich sind. Diese Stacheln haben das Besondere, daß sie in kleine feine Haarbüschelchen auslaufen, die es ihnen unmöglich machen, in irgend einen Körper einzudringen, und daß sie auch außerdem sehr leicht ausfallen.

Von den Tatu's habe ich in diesem Lande acht verschiedene Arten kennen gelernt. Sie haben insgesammt an dem untern Theile des Kopfes und des ganzen Körpers eine Menge schuppigter Knötchen, auf denen lange seidenartige Haare stehen; an den Pfoten sind jedoch diese Schuppen von einer knochigten Natur, hart und mit einer Haut überzogen, die wie ein Firniß

Digitized by Google

aussieht. Der obere Theil des Körpers, die Seiten und der Schwanz, jedoch bei allen mit Ausnahme des Halses, sind mit ähnlichen Schuppen in Form von Mosaik bedeckt. Die Schuppen am Vorderkopfe, auf den Schultern und dem Kreuze sind nicht beweglich, diejenigen an dem ganzen übrigen Körper hingegen sind in Querstreifen geordnet, wovon eine jede durch eine Haut von der andern getrennt ist, vermittelst deren diese Thiere in den Stand gesetzt werden, ihren Körper nach Gefallen zu verlängern und zu verkürzen. Die Schnauze läuft spitzig zu, die Ohren sind mit sehr kleinen Schuppen bedeckt, aber dessen ungeachtet beweglam; die Augen sind klein; die Zunge ist sehr lang und äußerst biegsam, und der Hals sehr kurz, so wie auch die Pfoten. Die Klauen an den kurzen, sehr starken Zehen sind sehr lang, außerordentlich stark, und vorn krumm gebogen, so daß man offenbar sieht, daß sie bloß zum Graben und Umwühlen der Erde bestimmt sind. Diese Thiere haben kein Scrotum, aber ihre Ruthe ist im Verhältniß zu ihrem Körper länger als bei irgend einem andern Thiere. Sie sind übrigens sehr stark, und graben sich mit einer außerordentlichen Leichtigkeit und Geschwindigkeit Löcher in die Erde, in denen sie sich verbergen und worin auch ihre einzige Vertheidigungsart besteht. Da jedoch diese Löcher niemals sehr tief sind, und das Thier auch an Geschwindigkeit den Menschen wenigstens nicht übertrifft, so werden alle verschiedenen Arten desselben wahrscheinlich in kurzer Zeit von der Erde vertilgt seyn: denn die Einwohner stellen ihnen wegen ihres vortrefflichen, wohlschmeckenden Fleisches eifrig nach. Wegen dieses köstlichen Fleisches verlohnte es sich allerdings auch der Mühe, sie nach Europa zu verpflanzen, und man könnte sie daselbst ohne allen Zweifel sehr leicht als Hausthiere aufziehen. Sie sind dabei außerordentlich fruchtbar, saufen niemals, und nähren sich von Wür-

Digitized by Google

mern, Insekten, Ameisen und allen Arten von todtem Fleische, wenn es auch gleich schon in Verwesung übergegangen ist. Alle Naturforscher sind bisher der Meinung gewesen, daß die Anzahl der beweglichen Streifen in jeder einzelnen Art dieser Thiere fest bestimmt und immer die nämliche, dagegen aber von der Zahl aller übrigen Arten verschieden wäre. Dieser Meinung zufolge haben sie die Anzahl dieser Streifen als den wesentlichen und unterscheidenden Charakter aller einzelnen Arten angenommen; allein ich kann mit der bestimmtesten Gewißheit versichern, daß sie sich in diesem Stücke durchaus geirrt haben: denn mehrere ganz von einander verschiedene Arten von Tatu's besitzen die nämliche Anzahl von Streifen, und dagegen ist wieder die Anzahl der Streifen bei der nämlichen Art sehr häufig verschieden. Die nach diesem Grundsatz eingerichtete Classifikation bedarf daher einer gänzlichen Berichtigung. — Von den einzelnen Arten will ich nun noch einige der merkwürdigsten kürzlich hier anführen.

Der große oder der Riesen-Tatu, ist sehr selten, und wird nur von dem 24° an gegen Norden zu in den großen, unbewohnten Waldungen gefunden. Man versichert, daß man in den Gegenden, wo er vorhanden ist, die Leichname in ganz besonders tiefe Gräber begraben, und dieselben noch mit dicken Baumstämmen bedecken muß, wenn dieselben nicht von diesem Thiere ausgegraben und gefressen werden sollen. Der Riesen-Tatu besitzt eine solche Stärke, daß er mit leichter Mühe einen erwachsenen Menschen auf dem Rücken forttragen kann. Er ist 3 Fuß 3 Zoll lang, ohne den Schwanz, der 18 Zoll beträgt. Der Kopf läuft vorn in Gestalt eines Rüssels zu; auf den beiden Seiten der beiden Kinnbacken hat er 17 Backenzähne, was also im Ganzen 68 ausmacht. Auf den Schultern befinden sich 9 Querreihen von Schuppen, wovon die beiden ersten ein wenig beweglich sind; an dem übri-

Digitized by Google

gen Körper hat er 12 bewegliche Reihen von Schuppen, die durch eine schwarze Haut von einander abgesondert sind. Die Schuppen selbst sind viereckigt, und nur die am Schwanze sind rund. An allen vier Pfoten hat er fünf Zehen und die größten Klauen, die sich an den Vorderpfoten befinden, sind 4½ Zoll lang und über 1½ Zoll breit. Der Kopf, der Schwanz und eine breite Schuppenreihe auf jeder Seite sind gelblich weiß, die übrigen Schuppen aber insgesammt dunkelschwarz.

Der Tatu-poyu lebt vom 33° gegen Norden zu, und wird in ganz Paraguay äußerst häufig gefunden. Er ist unter allen Tatus derjenige, der verhältnißmäßig die festeste Rüstung und die größten und dicksten Schuppen hat; ferner ist sein Kopf breiter und flächer, und die Schnauze läuft spitziger zu, als bei allen andern Arten; endlich ist er auch zum mindesten eben so schnell, wie der Mensch, wenn er diesen nicht noch an Geschwindigkeit übertrifft. Er kommt nur des Nachts zum Vorschein, um die todten Körper, die er hin und wieder liegen findet, zu verzehren. Auch ist er der einzige Tatu, dessen Fleisch von niemand gegessen wird, weil es, wie man behauptet, einen schlechten Geschmack und einen sehr üblen Geruch hat. Seine Länge beträgt 18 Zoll, und die des Schwanzes 9 Zoll. Auf jeder Seite des obern Kinnbackens hat er 9 Backenzähne, und 10 auf jeder Seite des untern. Bei mehreren erwachsenen Individuen habe ich die Anzahl der Schuppenreihen verschieden gefunden, und bei den ganz jungen ist sie weit geringer. Die Verschiedenheit des Geschlechts macht übrigens hierin keinen Unterschied. An den Vorder- und Hinterpfoten hat er fünf Zehen, und die größte Klaue, die 14 Linien lang ist, befindet sich an der Mittelzehe der Vorderpfote. Die Schuppen sind schmutzig gelb, die vier Füße aber haben eine blasse Orangenfarbe.

Der Tatuai wird vom 27° gegen Norden zu selten

Digitized by Google

gefunden. Seine Länge beträgt einen Fuß acht Zoll, und sein Schwanz etwas über sieben Zoll. Er ist die einzige Art von Tatu's, deren Schwanz nicht mit Schuppen, sondern mit einer dunkelfarbigten, fein anzufühlenden Haut bedeckt ist. Sein Körper ist weniger dick, der Kopf kleiner, schmäler und spitziger, die Schuppen auf der Stirne hingegen und die Ohren sind weit größer, als bei allen andern Arten. Die vier Pfoten sind kürzer und dicker und die Klauen an denselben beträchtlich länger und stärker als an der vorhergehenden Art, indem die größten darunter, die sich an den Vorderpfoten befinden, über zwei und zwanzig Linien lang sind. Er hat übrigens fünf Zehen an allen vier Füßen, und nur eine einzige Zitze. Die Farbe von allen Schuppenreihen ist ein schmutziges Gelb.

Der haarigte Tatu wird nur vom 35° an gegen Süden zu angetroffen, wo er aber in großer Menge vorhanden ist. Er läßt sich auch bei Tage sehen, und verschlingt mit der größten Begierde alle Aeser von Pferden und Kühen, die er antrifft. Sein Fleisch ist außerordentlich wohlschmeckend. Er ist vierzehn Zoll lang, und sein Schwanz fünf Zoll. Die Anzahl seiner Schuppenreihen ist von der aller vorigen Arten sehr verschieden. Die Schuppen auf der Stirne und auf den Schulten sind mit spitzigen Stacheln versehen, und scheinen ihrer ganzen Länge nach in drei Theile abgetheilt zu seyn. Der mittlere Theil derselben besteht aus einem einzigen Stück, die übrigen Theile aber sind aus mehreren Stücken zusammen gesetzt. Er hat in allem zwei und dreißig Backenzähne, fünf Zehen an allen Pfoten, und nur zwei Zitzen. Die beiden Seiten des Körpers und der Schwanz sind mit sehr feinen, ungefähr drei Zoll langen braunen Haaren bedeckt; ähnliche Haare hat er auch über den ganzen Obertheil des Körpers, allein diese letztern sind weit kürzer, und durch das beständige Reiben des Körpers in den unterirdi-

Digitized by Google

schen Nestern größten Theils abgejuckt. Die Haut, welche die beweglichen Schuppenreihen von einander trennt, ist von schwarzer Farbe; die Schuppen selbst aber an dem ganzen Körper sind dunkelbraun, und nur die an den vier Pfoten haben eine blasse Orangenfarbe.

Der Tatu-pichy wird von dem 36° der Breite bis zum 42sten gefunden. Er hat ein eben so vortreffliches Fleisch wie der vorhergehende, und auch viele Aehnlichkeit mit demselben, in Rücksicht des Baues seines Körpers; er ist jedoch dadurch, daß er kleiner und weniger haarigt, sein Kopf schmäler und sein Schwanz länger ist, so wie noch in mehrern andern Punkten wesentlich von demselben verschieden. Seine Länge beträgt nur zehn Zoll, und die seines Schwanzes $4\frac{1}{2}$ Zoll. Die Anzahl der beweglichen Schuppenreihen auf dem Körper ist nicht bei allen Individuen die nämliche, sondern man trifft bei ihnen bald sechs bald sieben derselben an. Jede einzelne Schuppe besteht aus mehrern kleinern und unregelmäßigen, die wie kleine Steine aussehen. Die Schuppen auf dem Körper bilden ein längliches Viereck, und jede derselben ist in drei Theile abgetheilt, wovon der mittlere aus einem einzigen Stücke besteht, die beiden andern aber wieder in mehrere kleinere Theile abgesondert sind. Alle diese Schuppen haben eine dunkelbraune Farbe.

Den schwarzen Tatu habe ich südwärts von dem Parana-Strome oder vom 27° an niemals gefunden, dagegen aber äußerst häufig in Paraguay. Sein Fleisch ist äußerst wohlschmeckend. Seine Länge beträgt $16\frac{1}{2}$ Zoll und die seines Schwanzes vierzehn Zoll. Die Schuppen auf den Schultern um den Rücken sind $2\frac{1}{2}$ Linien lang, beinahe eiförmig, und ragen ein wenig über die andern hervor; in den Zwischenräumen derselben befinden sich andere kleinere Schuppen. Diejenigen Schuppen aber, die sich an dem ganzen übrigen Körper befinden sind dreieckig, und stehen mit der Spitze

Digitized by Google

gegen einander über. Er hat einen kleinern rüsselförmigen Kopf, längere Ohren, und im Ganzen zwei und dreißig Backenzähne. Auch ist er von der vorigen Art noch dadurch verschieden, daß er an den Vorderpfoten nur vier Zehen hat, und daß die Klauen an denselben weit kleiner sind. Außer den zwei Zitzen an der Brust hat er auch noch zwei andere in einiger Entfernung von der Mutterscheide. Die sämmtliche Schuppen sind übrigens von schwarzer Farbe.

Den Tatu-mulita findet man vom 26sten bis zum 31sten Grad. Er ist von dem schwarzen Tatu nur durch seine kürzern Beine, durch einige Abweichung der Schuppenreihen auf dem Rücken, durch seinen kürzern Schwanz und durch seine weit geringere Länge verschieden: denn die letztere beträgt nicht mehr als eilf Zoll, und die des Schwanzes sechs Zoll. Sein Fleisch hat einen vorzüglich guten Geschmack und wird allgemein für einen Leckerbissen gehalten. Man kann ihn sehr leicht fangen, weil er bei Tage zum Vorschein kommt, und, wenn man sich vor ihn hinstellt, sogleich stehen bleibt, und sich mit der Hand ergreifen läßt. Das Weibchen bereitet sich in seinem Neste ein Bett von Stroh, daß es mit den Pfoten zusammensammelt, und alsdann rückwärts gehend fortschleppt. Im Oktober wirft es zwischen sieben und eilf Junge, wobei der sonderbare Umstand zu bemerken ist, daß diese bei jedem Wurfe immer sämmtlich entweder männlichen oder weiblichen Geschlechtes sind. Eine andere Sonderbarkeit an diesem Thiere besteht darin, daß das Weibchen, ob es gleich nicht mehr als vier Zitzen hat, dennoch alle seine Jungen stillt. Wenn es von dem Trinken der Jungen ermüdet ist, so schlüpft es unter das Stroh, auf welchem sie liegen, so daß sie sich auf ihm befinden. Geht die Mutter aus, um Nahrung für sich zu suchen, so verstopft sie den Eingang in das Nest sorgfältig mit Stroh, und wartet alsdann

Digitized by Google

immer einige Augenblicke, um zu sehen, ob nicht etwa ihre Jungen den Versuch machen, ihr zu folgen; in diesem Fall steckt sie noch mehr Stroh in den Eingang. Uebrigens frißt diese Art durchaus kein Brodt, sondern bloß Fleisch, Würmer, u. dgl.

Der Tatu-mataco endlich wohnt nur allein südwärts vom 36°. Er ist der einzige von dieser ganzen Familie, der, wenn er sich fürchtet, den Kopf, den Schwanz und die vier Pfoten verbirgt, indem er seinen ganzen Körper in eine Kugel zusammenrollt, die man mit den Händen unmöglich aufwickeln kann; er ist jedoch leicht um's Leben zu bringen, wenn man ihn nur einigermaaßen hart auf die Erde niederwirft. Er geht auch immer mit zusammengezogenem Körper, und viel langsamer als die übrigen Arten; seine Vorder- und Hinterpfoten sind weit schwächer, und die Nägel an denselben so wenig darauf eingerichtet, die Erde auszugraben, daß er, meiner Ueberzeugung nach, sich unmöglich Löcher in den Boden wühlen kann. Er ist vierzehn Zoll lang, und sein Schwanz beinahe drei Zoll. Die Wurzel des letztern ist nicht rund, wie an den andern Arten, sondern flach und mit Schuppen bedeckt. An den Hinterpfoten hat er fünf Zehen, und an den Vorderpfoten vier. Seine Schuppen haben eine durchaus unregelmäßige Form, sind rauh anzufühlen und von dunkel aschgrauer Farbe.

Von Affen habe ich in diesem Lande drei verschiedene Arten gefunden. Der Caraya lebt nur bis zum 31° der Breite, und geht nicht weiter gegen Süden; er wohnt in den großen Wäldern, und lebt in kleinen Familien von vier bis zehn Individuen, die sämmtlich unter der Anführung eines Männchens stehen, das sich jederzeit, die Familie mag sich hin begeben wohin sie will, an dem erhabensten Ort hin postirt. Sie gehen von einem Baume zum andern, aber ohne zu springen, sondern sehr langsam: denn sie sind plump,

Digitized by Google

plump, ernsthaft und traurig. Jedes Männchen hat drei bis vier Weibchen. Wenn sich jemand ihnen nähert, so geben sie aus Furcht alle ihre Exkremente von sich. Im Monat Junius wirft das Weibchen ein einziges Junges, das sie sogleich auf ihrem Rücken forträgt. Die Indianer und die Portugiesen essen das Fleisch von diesen Affen, aber niemand fällt es ein, ihn zahm zu machen, wahrscheinlich wegen seiner langweiligen Ernsthaftigkeit. Sein Geschrei, das durchdringend, klagend, heiser, und wirklich ganz unerträglich ist, hört man über eine Stunde Weges weit. Er ist 21 Zoll lang, und sein Schwanz hat die nämliche Länge; dieser letztere ist gewunden, und eine Spanne weit von der Spitze von Haaren entblößt. Sein Gesicht macht ein längliches Viereck aus; die Nasenlöcher sind groß, und stehen weit von einander ab; die Ohren sind klein und rund, der Hals ist dick und kurz, und der Körper sehr dickbäuchig. Er ist ganz schwarz von Farbe, ausgenommen an der Brust und dem Unterleibe, wo er dunkelroth ist. Endlich hat er auch einen dicken, drei Zoll langen Bart.

Der Cay bewohnt mit dem vorhergehenden die nämlichen Gegenden, allein sein Charakter ist ganz von jenem verschieden. Denn er ist außerordentlich leichtfüßig, lebhaft und beständig in Bewegung. Er lebt paar- und familienweise, und springt mit der größten Leichtigkeit von einem Baume auf den andern. Er wirft ebenfalls nur ein Junges, das die Mutter auf dem Rücken forträgt. Man kann ihn zahm machen, und ihn alsdann angebunden zur Unterhaltung in den Häusern halten. Wenn man ihn quält, so stößt er ein unerträgliches Geschrei aus; seine gewöhnlichen Töne gleichen aber einem hellen Gelächter, oder lauten vielmehr, wie wenn jemand mit aller Stärke hu! hu! hu! riefe. Seine Länge beträgt siebzehn Zoll, und die seines Schwanzes neunzehn. Die Nasenlöcher stehen von

Digitized by Google

einander ab, die Ohren sind rund, und an den vier Pfoten hat er fünf Zehen, von denen die großen Zehen gehörig abgesondert sind. Der größere Theil des Kopfes ist schwarz, und nur allein das Gesicht ist weißlich. Der Schwanz und der ganze übrige Körper ist dunkelbraun, welche Farbe jedoch an den beiden Seiten etwas heller ist, und sich an den Schenkeln und am Bauch in die Zimmtfarbe verliert. Dieser Affe hat seiner Größe, seiner Gestalt und seiner Farbe nach, so viele Aehnlichkeit mit denjenigen Supaju's, die Büffon unter den Namen Saju und Say beschreibt, daß ich ihn im Anfang für die nämliche Art gehalten habe; allein bei genauerer Beobachtung und Vergleichung dieser genannten Affen, habe ich mich vollkommen überzeugt, daß er eine ganz von demselben verschiedene Art ausmacht.

Der Miriquina ist eine Affenart, die in der Provinz Chaco westwärts von dem Paraguay-Strome, aber nicht ostwärts von demselben, gefunden wird. Er lebt auf den Bäumen, hält sich aber nicht mit seinem Schwanze daran fest; übrigens ist er ein schwerfälliges dummes Thier. Seine Länge beträgt etwas über vierzehn Zoll, und die des Schwanzes sechszehn Zoll; der letztere ist ganz gerade und mit buschigen Haaren bedeckt. Sein Hals ist außerordentlich kurz und eben so dick wie der Kopf, der klein und beinahe ganz rund ist; die Nasenlöcher stehen weit weniger von einander ab als an den beiden vorigen Arten; die Ohren und Augen sind groß; an den Hinterpfoten befinden sich fünf Zehen, von denen der Daumen gehörig getrennt ist, was jedoch nicht der Fall an den Vorderpfoten ist, die ebenfalls fünf Zehen haben. Der untere Theil des Körpers ist zimmtfarbig, der Rest aber grau, und die beiden Kinnbacken nebst dem Barte sind weiß; die Haare am Schwanze sind innerhalb röthlich, an der Spitze aber schwarz. Ich habe diesen Affen lange Zeit

Digitized by Google

hindurch für den Saki von Büffon und Daubenton gehalten, weil sich beide in manchen Stücken einander ähnlich sehen, und auch in meinem Werke über die vierfüßigen Thiere von Süd-Amerika habe ich ihn wirklich dafür ausgegeben; allein bei genauerer Untersuchung bin ich seitdem vollkommen überzeugt worden, daß sie beide wesentlich von einander verschieden und zwei ganz besondere Thierarten sind.

Dieß sind nun die wichtigsten vierfüßigen wilden Thiere, die sich in diesen Ländern befinden. Bei manchen derselben habe ich zugleich angegeben, ob sie zahm gemacht und nach Europa verpflanzt werden könnten, und nunmehr will ich noch über sie alle einige Bemerkungen beifügen, die zu auffallend sind, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte.

Einige von diesen vierfüßigen Thieren, wie z. B. der Alborebi, der Nurumi, der Caguaré, die verschiedenen Arten von Feconden, der Cuiy und die sämmtlichen Tatu's, haben durchaus keine Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren des alten Continents, und können auch keine haben, weil sie fast gänzlich ohne Vertheidigungsmittel und ohne Schutz gegen die Verfolgungen des Menschen sind, und daher nirgends anders existiren können, als in unangebauten wüsten Ländern.

Viele Personen sind der Meinung, daß in dem Amerikanischen Continent nicht nur die Größe der Thiere abnimmt, sondern daß auch überhaupt keine daselbst hervorgebracht werden, die in Rücksicht der Größe mit denen der alten Welt zu vergleichen wären. Diese Behauptung ist jedoch vollkommen ungegründet: denn aus meiner obigen Beschreibung sieht man, daß mein Yaguareté die stärkste und größte unter allen bekannten Katzenarten ist; daß mehrere Arten von Hirschen den Europäischen Hirschen an Größe eben so wenig nachste-

Digitized by Google

hen, als der Aguara-guazu dem Wolfe und dem Schakal, der Aguarachay dem Fuchse, der Tapiti dem Kaninchen, und die Mäuse denen bei uns bekannten. Wenn die Affen den Afrikanischen und die wilden Schweine den unsrigen nicht gleich kommen, so übertreffen dagegen meine Wiesel und Marder die Afrikanischen weit; außerdem stehen die dasigen Ottern den Europäischen, der Vizcacha dem Murmelthiere, und der Stier von Montevideo dem Andalusischen in keiner Rücksicht nach. Wenn in Amerika kein Thier existirt, das mit dem Elephanten zu vergleichen wäre, so giebt es dagegen auch in der alten Welt keines, das zu gleicher Zeit mit der Schnauze und den Zähnen des Kaninchens die Größe des Capibara und des Pay verbände. Außerdem hat man auch in dem Innern der Provinz am La Plata-Strome sehr häufig Knochen und ganze Gerippe von vierfüßigen Thieren gefunden, die es in Rücksicht der Größe mit jenem Asiatischen Kolosse allerdings aufnehmen können. Endlich ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß die Menschen in den hier beschriebenen Ländern den größten körperlichen Wuchs, das höchste Ebenmaaß und die zierlichsten Formen besitzen, die nur irgendwo in einem anderen Erdtheile gefunden werden.

Der größere Theil meiner vierfüßigen Thiere existirt sowohl im nördlichen als südlichen Amerika, d. h. in einer Strecke von Ländern, die ohne allen Vergleich weit größer ist als diejenige, die in Europa von vierfüßigen Thieren bewohnt wird. Dieser Unterschied hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß Amerika noch fast gänzlich öde und unbewohnt ist, und sich daher die vierfüßigen Thiere daselbst sehr leicht und in allen Richtungen haben ausdehnen können; was hingegen in Europa, wegen der starken Bevölkerung, die unablässig diese Thiere verfolgt und ausrottet, unmöglich der Fall seyn kann.

Digitized by Google

Man hält es allgemein für eine ausgemachte Wahrheit, daß die sämmtlichen vierfüßigen Thiere in dem alten Continent entstanden, und aus diesem nach Amerika übergegangen sind. Man sucht deßhalb auch die Gegend zu bestimmen, in welcher dieser Uebergang Statt gehabt habe, und da die beiden Continente gegen Norden zu einander näher liegen, als in irgend einem andern Punkte, so hält man dieses für die Gegend des Ueberganges. Wirklich ist es auch nicht schwer, diese Idee auf alle diejenigen von meinen vierfüßigen Thieren anzuwenden, die in ganz Amerika, oder doch in dem größten Theile dieses Continents gefunden werden: denn viele derselben haben sich in einer so bestimmten und ununterbrochenen Reihenfolge aus dem nördlichen in das südliche Amerika ausgebreitet, daß man fast den Weg angeben könnte, den sie dabei eingeschlagen haben. Man könnte zwar behaupten, daß diese Thiere niemals in Europa existirt haben, weil daselbst heut zu Tage keine Spur mehr von denselben angetroffen wird; allein dieses ist keinesweges eine gegründete Einwendung: denn es wäre ja möglich, daß sie daselbst nach und nach von den Menschen wären ausgerottet worden.

So sehr aber auch diese Meinung auf den ersten Anblick gegründet zu seyn scheint, so ist sie es doch keinesweges, sondern man kann mehrere sehr erhebliche und schwer zu widerlegende Einwendungen dagegen machen. Die erste derselben besteht in der fast gänzlichen Unmöglichkeit, daß der Nurumi, der Caguaré, der Cuiy, mehrere Arten von Feconden und mehrere Tatu's, die in den beiden Amerika's gefunden werden, wegen ihrer außerordentlichen Trägheit und Furchtsamkeit eine so weite Reise hätten machen können, und es ist auch gar nicht abzusehen, was sie zu diesem Reisen hätte bestimmen sollen. Diese Thiere finden z. B. im 20° der Breite ein ihnen vollkommen zuträgliches Kli-

Digitized by Google

ma: denn sie leben daselbst und haben einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln; folglich haben sie durchaus nicht nöthig gehabt, weiter gegen Süden herunter zu rücken, wo keine größeren Vortheile als in den verlassenen Ländern auf sie warteten.

Zweite Einwendung. Bei einigen derselben scheint diese Wanderung auch gänzlich unmöglich zu seyn. Mein Cupibara und meine Otter z. B. gehen durchaus nicht ins Meerwasser, und ich habe niemals gehört, daß sie sich auch nur auf dreißig Schritte von dem Flusse oder dem See, worin sie leben, entfernten. Es ist also gar nicht zu glauben, daß sie die Ufer dieser Seen und Flüsse sollten verlassen haben, wenn man besonders bedenkt, daß sie einen gesellschaftlichen Instinkt besitzen, und familienweise beisammen leben, wovon eine jede eine bestimmte abgesonderte Gegend bewohnt. Dessen ungeachtet findet man sie aber nicht nur in allen hier beschriebenen Ländern, sondern auch in ganz Brasilien, in Cayenne und in vielen andern Gegenden, die mit denen, wo ich sie gesehen habe, in durchaus keiner Art von Wasserverbindungen stehen; ja auch sogar in diesen letztern Gegenden leben sie an mehrern Seen, die ebenfalls durchaus nicht mit einander verbunden sind.

Dritte Einwendung. Der Tucutucu verläßt seine unterirrdische Wohnung niemals; er lebt nur in solchen Gegenden, wo das Erdreich bloß aus reinem Sande besteht, und ist dabei die schwerfälligste und langsamste unter allen Rattenarten. Wie hat er folglich aus Neu-Spanien, wo er ebenfalls existirt, in die von mir beschriebenen Länder kommen können? Wo gäbe es einen mehrere tausend Stunden weiten Weg von bloßem Sande, wie doch dieses Thier ihn zu seiner Reise durchaus hätte haben müssen? — Auch hätte er noch außerdem eine große Menge ähnlicher Nebenwege auffinden müssen, um sich, da er nicht

Digitized by Google

schwimmen kann, an den beiden Ufern dieser Seen und Flüsse nieder zu lassen. In dem von mir beschriebenen Lande hält man es für durchaus unbegreiflich, daß er durch Wanderungen in alle diese einzelnen Sandgegenden habe gelangen können: denn diese sind mitunter funfzig und mehrere Stunden weit von einander entfernt; und doch trifft man schlechterdings nirgends einen Tucutucu an, wo der Erdboden nicht aus Sand besteht.

Vierte Einwendung. Mehrere Arten von Katzen, der Yaguaré, der Vizcacha, der Patagonische Hase und mehrere Arten von Tatu's werden, wie ich oben bemerkt habe, bloß südwärts vom 26° der Breite und durchaus nicht nordwärts von demselben gefunden. Wie stimmt aber nun diese zuverlässige Thatsache mit der Wanderung dieser Thiere aus einem Welttheile in den andern überein? — Sie müßten dabei in den äußersten Norden nach Amerika übergegangen seyn, und diesen ganzen Erdtheil alsdann von Norden nach Süden durchwandert haben; allein wie wäre es möglich gewesen, daß dabei nicht wenigstens einige unterweges zurück geblieben wären und sich häuslich niedergelassen hätten? Wollte man annehmen, daß sie durch das ihnen ungünstige Klima dieser Länder davon wären abgehalten worden, so hätten sie ja auch den nachtheiligen Einfluß desselben während der langen Dauer ihrer Reise empfinden müssen. Hierzu kommt auch noch, daß das Klima in dem äußersten nördlichen Amerika ganz das nämliche ist, wie in dem äußersten südlichen, und doch ist in dem erstern kein einziges Individuum von allen den genannten Thierarten zurückgeblieben. Wollte man ferner annehmen, daß die Continente auch auf der Südseite mit einander in Verbindung gestanden hätten, und daß folglich auch hier der Uebergang hätte Statt finden können, so hat auch hierbei wieder die nämliche oben angeführte Schwierigkeit Statt: denn

Digitized by Google

von allen diesen vierfüßigen Thieren ist in Afrika nicht ein einziges zu finden.

Vielleicht glaubt mancher diese Einwendungen durch die Behauptung zu widerlegen, daß es hierbei nicht auf Scheingründe und Schlüsse ankäme, sondern daß, sobald die Existenz dieser Thiere in den Ländern, wo ich sie gesehen habe, außer Zweifel gesetzt wäre, man auch ohne weiteres annehmen müsse, daß sie aus einem Continent in das andere übergegangen wären. Andere werden vielleicht der Meinung seyn, daß diejenigen vierfüßigen Thiere, die ich nur allein vom 26° der Breite gegen Süden zu gefunden habe, sich dennoch weiter hinauf im nördlichen Amerika befinden können, weil ich bloß einen negativen Beweis aufgestellt und behauptet hätte, daß weder ich noch irgend ein anderer Naturforscher diese verschiedenen Thierarten in nördlichern Gegenden angetroffen haben. Dieses wäre vielleicht möglich in Rücksicht einer oder der andern von den eilf verschiedenen Arten von vierfüßigen Thieren, die ich selbst bloß gegen Süden vom 26° gesehen habe; allein in Rücksicht aller übrigen ist es durchaus nicht glaublich, weil außer mir auch noch niemals irgend ein anderer Mensch sie weiterhin gegen Norden gefunden hat. Hierzu kommt auch noch, daß es mit allen denjenigen Thierarten, die sich in dem südlichen, aber nicht in dem nördlichen Amerika befinden, ganz der nämliche Fall ist, und daß man, wenn man erst weitere Fortschritte in der Naturgeschichte gemacht haben wird, wahrscheinlich noch viele andere Beispiele von dieser Art auffinden wird. Wenn aber auch meine Behauptung nur in Rücksicht eines einzigen vierfüßigen Thieres gegründet wäre, so würde dadurch die von mir aufgestellte Einwendung doch schon völlig erwiesen seyn; es hätte alsdann seine vollkommene Richtigkeit, daß dieses einzige Thier nicht aus einem Continent in das andere übergegangen wäre, sondern in dem Lande,

Digitized by Google

wo es existirt, entstanden seyn müsse; daß es ferner mit allen Thieren des neuen Continents der nämliche Fall wäre, und daß man sich vielleicht sehr irre, wenn man glaubt, daß die beiden Continente schon, ehe Christoph Columbus die neue Welt entdeckt hat, in irgend einer Verbindung mit einander gestanden hätten.

Auch die örtliche Beschaffenheit der Gegenden, worin meine vierfüßigen Thiere leben, gibt noch Stoff zu einigen Betrachtungen über ihren Ursprung, die ich, weil sie noch von niemand gemacht worden sind, unmöglich ganz mit Stillschweigen übergehen kann. Der Vizcacha z. B. bewohnt die unermeßlichen Ebenen, die sich auf beiden Ufern des La Plata-Stromes, eines der größten Flüsse der Welt, erstrecken. Nun ist es aber nicht wohl zu glauben, daß er über denselben hinübergeschwommen sey: denn er hat sich auch aus den Gegenden am westlichen Ufer des Uruguay, die er ebenfalls bewohnt, nicht auf das östliche Ufer desselben Flusses hinüber begeben, und wird daselbst durchaus nirgends gefunden. Ferner ist nicht anzunehmen, daß er die Quellen des Flusses umgangen, und sich auf diese Art auf beiden Ufern desselben ausgebreitet habe: denn die Quelle dieses Flusses befindet sich in der heißen Zone, und der Vizcacha kann keinen stärkern Grad von Hitze als vom 30° der Breite an ertragen. Endlich ist es auch nicht glaublich, daß ihn die Indianer vor der Eroberung von Amerika von dem einen Ufer auf das andere hinübergebracht haben: denn sie selbst sind damals nicht im Stande gewesen, über diesen Fluß zu setzen; eben so wenig darf man aber auch annehmen, daß diese Verpflanzung von den Spaniern bewirkt worden sey: denn die ersten Eroberer waren bloß auf Zerstörung und Verwüstung bedacht, und ihren Nachfolgern ist es sehr wohl bekannt, daß der Vizcacha den Viehwei-

Digitized by Google

den, den angebauten Feldern und den Gärten außerordentlich nachtheilig und schädlich ist.

Die nämliche Bewandniß hat es auch mit dem Yaguaré, nur mit dem Unterschiede, daß man ihn auch auf den beiden Ufern des Uruguay findet. Bei ihm ist es aber, seines ganz unerträglichen Gestankes wegen, noch weit weniger glaublich, daß er durch die Einwohner von einem Ufer auf das andere verpflanzt worden sey. Der Tatu-mulita bewohnt die nämlichen Gegenden wie der Yaguaré, und es hat bei ihm noch der besondere Umstand Statt, daß, da man ihn vom 26° an gegen Süden zu antrifft, er nothwendig über den Parana-Strom gesetzt haben muß. Die Art von Mäusen endlich, die den Namen Tucutucu führt, lebt nur allein in sandigten Gegenden, und es scheint schlechterdings unmöglich zu seyn, daß sie durch die Thonlager, die sich zuweilen auf funfzig Stunden Wegs weit zwischen den Sandflächen hinziehen, habe hindurch kommen können.

Alle diese Thatsachen scheinen die Meinung zu bestätigen, daß jede Art von Insekten und Quadrupeden nicht aus einem einzigen ursprünglichen Paare entstanden, sondern aus mehrern identischen Paaren, die an den Orten, wo wir sie heut zu Tage finden, erschaffen worden sey. So hat z. B. wenigstens ein Paar Vizcacha's, Yaguaré's und Tatu-mulita's, auf jedem Ufer der genannten Flüsse, und ein Paar Tucutuco's in jeder Sandfläche erschaffen werden müssen. Ist nun aber dieser Satz gegründet, so kann man ihn auch auf alle andere Quadrupeden anwenden. Ueberhaupt kann man aber diese Idee noch viel weiter ausdehnen, wenn man nur einigermaßen über die Vergangenheit nachdenkt. Hätte die Schöpfung aller Thiere zu gleicher Zeit Statt gehabt, und wäre folglich nur ein einziges Paar von jeder Art entstanden, wovon hätten denn diejenigen unter ihnen leben sollen, die sich

Digitized by Google

bloß auf Unkosten der übrigen ernähren? Sie wären entweder selbst vor Hunger umgekommen, oder hätten die ganze Race derjenigen Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen, ausrotten müssen. Das erstere ist aber nicht der Fall, weil diese verheerende Arten noch wirklich existiren; und eben so wenig auch das zweite: denn sonst hätten die ersten Paare aller derjenigen Thiere, die zur Nahrung für die fleischfressenden Thiere bestimmt sind, gänzlich verschwinden müssen. Wollte man also auch eine einmalige allgemeine Schöpfung aller Thiere annehmen, so ist doch der Gedanke sehr natürlich, daß jede Art von Thieren von mehreren ursprünglichen Paaren entstanden ist, die, einander vollkommen ähnlich, an verschiedenen Orten erschaffen worden sind; auf diese Art allein wäre es möglich, daß, ungeachtet aller von den fleischfressenden Arten nothwendiger Weise angerichteten Verheerungen, dennoch alle erschaffene Arten von Thieren haben erhalten werden können. Das nämliche ließe sich jedoch auch denken, wenn man annehmen wollte, daß zwar ursprünglich nur ein einziges Paar von jeder Art erschaffen worden sey, daß aber die Schöpfung der schwächern Arten um ein beträchtliches früher, als die der andern Statt gehabt habe, damit dieselben unterdessen Zeit gewännen, sich hinlänglich zu vermehren. In diesem Falle wäre der Mensch, der Yaguareté, der Löwe, der Tiger u. s. w. weit später, und vielleicht eine lange Reihe von Jahrhunderten später, erschaffen worden, damit die zu Schlachtopfern für dieselben bestimmten Arten von Thieren sich unterdessen zu einer gehörigen Anzahl vermehren konnten. Nach allem diesem verträgt sich nun die einmalige allgemeine Schöpfung durchaus nicht mit der Einheit eines einzigen Paares von jeder Art; dagegen aber steht diese Einheit eines einzigen Paares nicht mit der allmähligen, einzeln nach einander folgenden Schöpfung im Streite, wenn man nämlich

Digitized by Google

dabei annimmt, daß die zerstörenden Arten zuletzt erschaffen worden sind. Auch läßt sich der Gedanke einer allmähligen nach einander folgenden Schöpfung mit der Mehrheit der Typen, oder ursprünglichen einzelnen Paaren von jeder Art, sehr wohl verbinden, und dieß ist der Satz, auf welchen die vorstehenden Betrachtungen über die örtliche Existenz der Insekten, der Vögel und der vierfüßigen Thiere haben hinführen sollen.

Ich wende mich nunmehr zu denjenigen Thieren, die von den Spanischen Eroberern aus Europa in diese Länder gebracht worden sind. In meiner Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Paraguay habe ich schon ausführlichere Nachrichten darüber mitgetheilt, und will daher hier bloß einen kurzen Auszug aus den wichtigsten Bemerkungen über diesen Gegenstand beifügen. — Von dem 30° der Breite an gegen Süden zu findet man sehr viele Pferde, die wild geworden sind, und ganz in dem Stande der Natur leben. Ob sie gleich insgesammt von der ächten andalusischen Race abstammen, so sind sie doch bei weitem nicht so schön gebaut, und haben auch weder die Stärke noch die Schnelligkeit derselben. Diese Ausartung schreibe ich dem Umstande zu, daß in Amerika unter den Hengsten durchaus keine Auswahl getroffen wird. Die wilden Pferde leben in den großen Ebenen heerdenweise beisammen, und diese Heerden bestehen oft aus mehrern tausend Stücken. Sie haben alle die sonderbare Sucht, daß sie geflissentlich die Heerstraßen und Wege aufsuchen, um daselbst zu stallen, und es liegen daher an allen diesen Orten immer große Haufen von Excrementen derselben. Außerdem haben sie auch noch die Eigenthümlichkeit, daß sie sich, sobald sie zahme Pferde erblicken, und wenn es auch in der Entfernung von zwei Stunden Wegs wäre, sogleich sämmtlich in eine lange dichte Kolonne zusammendrängen, und im gestrecktesten Galopp auf die letztern los-

Digitized by Google

fahren; sie umringen entweder dieselben oder jagen doch mehrere Male an ihnen vorbei; dabei scheinen sie ihnen durch ein ununterbrochenes sanftes Wiehern zu liebkosen, und zuletzt nehmen sie dieselben wirklich auf immer mit sich in die Wildniß fort, ohne daß die letztern den geringsten Widerstand leisten. Auch die Reiter greifen sie auf diese Art an; jedoch schränken sie sich bei diesen darauf ein, daß sie auf allen Seiten an ihnen vorbeijagen. Die Landeseinwohner verfolgen daher diese wilden Pferde so sehr als sie nur können, um sie von ihren Gestüten zu entfernen: denn außerdem würden sie alle übrige Pferde mit sich fortnehmen. Wenn diese Thiere im schnellen Laufen begriffen sind, so sind sie vor Eifer ordentlich mit Blindheit geschlagen; ich habe selbst gesehen, daß, als man eine Heerde derselben irgendwo verjagte, mehrere darunter sich den Kopf an einigen im Wege stehenden Karren eingerennt haben. Besonders merkwürdige Beispiele von der unbeschreiblichen Wildheit dieser Thiere haben aber nicht selten in trockenen Jahren Statt, wo es südwärts von Buenos-Ayres fast gänzlich an Wasser fehlt. Sie jagen alsdann, so viele ihrer sind, wie toll fort, um einen Teich oder auch nur irgend eine Lache von stehendem Wasser aufzusuchen; haben sie eine solche erreicht, so stürzen sie sich blindlings in den Schlamm hinein, und die ersten, die ankommen, werden gewöhnlich von den nachfolgenden über den Haufen gerennt und zertreten. Ich habe selbst zu verschiedenen Malen in solchen Teichen mehrere hundert, ja tausend todte wilde Pferde gefunden, die auf diese Art um's Leben gekommen waren. Uebrigens sind alle diese wilden Pferde ohne Ausnahme von hellbrauner Farbe, dahingegen man zahme Pferde von allen Arten von Farben antrifft. Hieraus könnte man schließen, daß die hellbraune Farbe die eigentliche ursprüngliche Farbe des Pferdes sey, und daß, wenn man der Farbe nach

Digitized by Google

urtheilt, die Race der hellbraunen Pferde die beste unter allen übrigen seyn müsse.

Auch die zahmen Pferde sind in diesem Lande in außerordentlicher Menge vorhanden. Ein gewöhnliches schon gezähmtes Pferd kostet zu Buenos-Ayres nicht mehr als zwei Piaster, und oft sogar noch weniger; in Paraguay zahlt man für eine Stute mit dem Füllen niemals mehr als zwei Realen oder ungefähr acht Groschen. Diese Thiere werden hier aber auf das Allerunbarmherzigste gemisshandelt, denn sie müssen oft zwei bis drei Tage lang arbeiten, ohne daß sie weder zu fressen noch zu saufen bekommen, und niemals stehen sie an bedeckten Orten oder sind auch nur einigermaßen gegen die Witterung geschützt. Wenn man ein Gestüte anlegen will, so bringt man vorerst eine Anzahl von Stuten zusammen, und rechnet alsdann auf fünf und zwanzig bis dreißig derselben einen Hengst. Diese letztern streiten sich um die Stuten, und vertheilen sie endlich unter sich, ganz eben so wie die wilden Pferde; jeder von ihnen behält aber hierauf die ihm zugefallenen beständig fort bei sich, bedient sie alle der Reihe nach, und vertheidigt sie mit Zähnen und Füßen. Alle diese einzelnen Haufen laufen beständig vollkommen frei im Felde herum, ohne daß irgend Jemand sie weder bewacht noch sie zu zähmen sucht; man sorgt bloß dafür, daß sie sich nicht über das Gebiet ihres Eigenthümers verlaufen, und treibt sie zu diesem Ende einmal in der Woche alle zusammen.

Da die Hengste in diesem Lande nicht geritten werden, so läßt man die Füllen nach einem oder zwei Jahren verschneiden, und in dem Alter von drei Jahren werden sie gezähmt. Diese letztere Operation besteht bloß darin, daß man sich auf sie setzt, sie so lange laufen macht, bis sie nicht mehr können, und dieses mehrere Tage hinter einander wiederholt. Man behauptet, daß die schwarzen und die fleckigten Pferde am

Digitized by Google

schwersten unter allen zahm zu machen sind. An den Zaum werden sie bloß im Sommer gewöhnt: denn wenn man dieses im Winter thäte, so würden sie, wie man sagt, für ihr ganzes künftiges Leben ein Geifermaul bekommen. Auch hat man die Bemerkung gemacht, daß die weißen Pferde, und besonders solche unter ihnen, die mit einer Menge kleiner dunkelrother Flecken bedeckt sind, diejenigen sind, die am besten schwimmen; woraus zu schließen ist, daß sie specifisch leichter seyn müssen, und daß vielleicht überhaupt die Schwere dieser Thiere nach ihrer Farbe verschieden ist.

Ich habe in diesem Lande Gelegenheit gehabt, mancherlei Beobachtungen über die Veränderungen der Farbe anzustellen, die zuweilen an den Menschen, den vierfüßigen Thieren und den Vögeln Statt haben. Sie scheinen mir insgesammt zu beweisen, daß der Grund von diesen Veränderungen zufällig und vorübergehend ist, und allein in den Müttern liegt; daß er weder die Formen noch die Proportionen der organischen Wesen verändert, noch auch die Fruchtbarkeit vermindert; und daß endlich seine Wirkung fortdauernd und keinesweges vom Klima abhängig ist. Aus andern von mir angestellten Beobachtungen scheint zu erhellen, daß die Neger mit langen Haaren älter als die mit kurzen und krausen sind; und daß auch die Ursache, durch welche einige Hunde ohne alle Haare entstanden sind, ebenfalls bloß zufällig ist, und von dem Klima nicht abhängt. Ueber alles dieses kann man in meiner oben angeführten Naturgeschichte die weitere Auskunft finden.

Von dem Esel wird in den hier beschriebenen Ländern fast ganz und gar kein Gebrauch gemacht, und er wird auch so wenig geachtet, daß vier Groschen der theuerste Preis ist, wofür man einen zu kaufen bekommt. Ich habe unter ihnen niemals einen weißen, schwarzen,

Digitized by Google

oder kraushaarigten gesehen, so daß also ihre Farbe, und überhaupt ihre ganze Art weit unveränderlicher ist, als die des Pferdes. Von dem letztern ist der Esel seiner ganzen Gestalt nach, wesentlich verschieden; außerdem ist er aber auch langsamer, ruhiger, geduldiger und leichter zu ernähren, weil seine Nahrungsmittel sich nicht auf wenige Gegenstände einschränken, sondern sehr mannigfaltig sind. Er geht immer unabweichlich auf den Fußsteigen fort, und stolpert durchaus niemals, auch nicht an den allerschwierigsten Stellen; überhaupt hat er einen weit sicherern Schritt, und mehr Aufmerksamkeit im Gehen als das Pferd. Er kann durchaus nicht schwimmen, und hat einen außerordentlichen Widerwillen gegen das Wasser; in Rücksicht der Liebe ist er weder so treu wie das Pferd, noch besitzt er die eheliche Anhänglichkeit desselben, sondern ist bloß darauf bedacht, seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Ferner gibt es in diesem Lande eine große Menge Heerden von wilden und zahmen Kühen, die von denen in Andalusien in weiter nichts verschieden sind, als daß sie weniger Wildheit besitzen. Es wird jährlich aus diesen Ländern über eine Million Kuhhäute nach Spanien ausgeführt, und man kann überhaupt sagen, daß diese Heerden vollkommen hinreichen, um alle Arten von Bedürfnissen der Einwohner zu befriedigen. Die wilden Heerden, die in den unermeßlichen Ebenen frei herumschwärmen, gesellen sich zuweilen zu den zahmen, und alsdann gehen diese sämmtlich mit ihnen durch, ohne daß jedoch die wilden Kühe so viele List und Geschicklichkeit dabei anwenden als die Pferde. Die zahmen Kühe sind in der Farbe sehr verschieden; allein bei den wilden ist dieselbe unveränderlich die nämliche, d. h. rothbraun an dem obern Körper, und an dem untern schwarz; eine von diesen beiden Farben ist immer mehr oder weniger vorherrschend, und man könnte hieraus schließen, daß das ursprüngliche Paar diese

Farbe

Digitized by Google

Farbe gehabt habe. Im Jahre 1770 wurde daselbst ein Mocho-Stier, d. h., einer der keine Hörner hatte, geboren, und seitdem hat sich diese Race sehr vermehrt. Ich muß jedoch hierbei die Bemerkung machen, daß alle Individuen, die von einem Stier ohne Hörner herkommen, ebenfalls keine haben, obgleich die Mutter welche hat, und daß hingegen, wenn der Vater Hörner hat, alle Jungen die er erzeugt, ebenfalls welche haben, obgleich die Mutter keine besitzt. Diese Thatsache beweis't nicht nur, daß das männliche Thier einen stärkern Einfluß bei dem Zeugungsgeschäft hat, als das weibliche, sondern daß auch die Hörner eben so wenig einen wesentlichen Charakter der Kühe, als der Ziegen und der Schafe ausmachen, und daß einzelne sonderbare Spielarten, welche die Natur zuweilen durch eine zufällige Kombination hervorbringt, sich allerdings fortpflanzen können. Eben so hat man auch in diesem Lande schon Pferde gesehen, die Hörner hatten, und wenn man sorgfältig darauf bedacht gewesen wäre, sie fortzupflanzen, so hätten wir vielleicht gegenwärtig eine Race von gehörnten Pferden.

Die Ziegen und die Schafe werden in diesem Lande eben so groß wie in Spanien, und werfen des Jahres zum wenigsten drei Jungen in zwei Würfen. Man kennt daselbst keine andere Schäfer, als eine Art von Hunden, die den Namen Ovejeros führen. Diese Hunde treiben des Morgens die Heerde aus dem Hofe hinaus, führen sie auf das Feld, bleiben den ganzen Tag über bei ihr, sorgen dafür, daß sich die einzelnen Schafe nicht verlaufen, und vertheidigen sie gegen alle Arten von Angriffen. Bei'm Untergang der Sonne führen sie dieselben wieder nach Hause zurück, und bleiben daselbst über Nacht. Es ist nicht schlechterdings nöthig, daß diese Hunde eigentlich sogenannte Schäferhunde seyen, sondern es ist genug, wenn sie

Digitized by Google

nur von einer großen und starken Race sind. Man nimmt dieselben ihrer Mutter weg, ehe sie noch die Augen offen haben, läßt sie an verschiedenen Mutterschafen, die mit Gewalt dazu gezwungen und festgehalten werden müssen, saugen, hält sie die ersten Wochen hindurch sorgfältig in dem Viehhofe eingeschlossen, ohne daß sie denselben jemals verlassen dürfen, und sobald sie im Stande sind der Heerde zu folgen, so läßt man sie mit derselben hinaus auf die Weide gehen. Des Morgens muß der Eigenthümer der Heerde genau darauf sehen, daß dem Hunde-Schäfer hinlänglich zu fressen und zu saufen gegeben wird: denn sonst würde er, wenn er auf der Weide Hunger bekäme, die Schafe schon um Mittag wieder nach Hause zurückführen. Um dieß zu verhindern, wird ihm auch gewöhnlich ein Stück Fleisch an den Hals fest gebunden, das er nicht eher frißt, bis ihn der Hunger dazu treibt; nur darf dieses kein Schaffleisch seyn, weil auch der allerwüthendste Hunger ihn nicht dazu bringen könnte, dieses zu fressen. Uebrigens versteht es sich auch ohne mein Erinnern von selbst, daß diese Hunde immer männlichen Geschlechts und verschnitten sind: denn wenn sie das letztere nicht wären, so würden sie die Heerde verlassen, um den Hündinnen nachzulaufen, und wenn sie weiblichen Geschlechtes wären, so würden sie die männlichen Hunde an sich ziehen.

Von sogenannten wilden Hunden gibt es vom 30° an gegen Süden zu eine unermeßliche Menge; auch diese sind insgesammt, eben so wie die zahmen, von der Wuth oder der Wasserscheu gänzlich befreit, und diese fürchterliche Krankheit ist in Amerika völlig unbekannt. Ohne Zweifel stammen diese wilden Hunde von zahmen Haushunden ab, die aus Spanien dahin gebracht worden sind. Ich habe niemals eine kleine Race unter ihnen bemerkt, und sie scheinen mir insgesammt zu dem Geschlecht der großen dänischen Doggen

Digitized by Google

zu gehören. Sie bellen und heulen wie die Haushunde, mit aufgehobenem Schwanze; sie leben in Gesellschaften beisammen, fliehen vor dem Menschen, und graben sich Löcher in die Erde, in welche sie ihre Jungen werfen. Gewöhnlich pflegen sich mehrere von ihnen zu vereinigen, um eine Stute oder eine Kuh gemeinschaftlich anzugreifen, und in die Flucht zu jagen, während unterdessen andere das Füllen oder das Kalb umbringen; sie richten hierdurch unter den Heerden große Verwüstungen an.

In meinem Werke über die vierfüßigen Thiere habe ich dreizehn verschiedene Arten von Fledermäusen, die sich in diesem Lande befinden, beschrieben, weil diese Thiere eher zu den vierfüßigen Thieren als zu den Vögeln gehören. Ob sie gleich den letztern durch die Fähigkeit zu fliegen, und durch ihre breite fleischigte Brust ähnlich sehen, besonders aber einigen Wasservögeln dadurch, daß ihre Hinterfüße sich ganz an dem äußersten Ende des Körpers befinden, so herrscht dennoch in Rücksicht des Kopfes und aller seiner Theile, der Füße und des Schwanzes, der Haare, der Zitzen und der Geschlechtstheile, ferner in der Art Junge zu werfen und sie zu säugen, und endlich in ihrem Gehen auf vier Füßen, die vollkommenste Uebereinstimmung mit den vierfüßigen Thieren. Es wäre überflüssig, den sonderbaren Körperbau dieser Thiere hier ausführlich zu beschreiben: denn sowohl hierin, als in der Art sich zu nähren, und in der Erstarrung, worin sie die kalte Jahreszeit zubringen, sind alle diese amerikanischen Fledermäuse denen bei uns allgemein bekannten vollkommen ähnlich. Wegen der einzelnen Abweichungen der verschiedenen Arten derselben unter einander, muß ich mich aber auf mein oben angeführtes Werk beziehen.

Eben so muß ich auch in Rücksicht der Vögel die

Digitized by Google

Leser auf meine Naturgeschichte der Vögel von Paraguay verweisen, und bin um so weniger im Stande einen Auszug aus derselben hier mitzutheilen, da dieses Werk zweimal stärker ist, als meine Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere. Es enthält vierhundert acht und vierzig verschiedene Arten von Vögeln, die nach den Charakteren, wodurch sie sich von einander unterscheiden, in einzelne Klassen oder Familien eingetheilt sind. Nur einige wenige Bemerkungen über diesen Theil der Naturgeschichte, so wie sie mir gerade in's Gedächtniß kommen, will ich zum Schlusse noch kürzlich hier beifügen.

Die verschiedenen Arten der Raubvögel sind in diesem Lande weit zahlreicher als in irgend einem andern Theile der Welt: denn es kommt immer eine derselben auf neun andere Arten von Vögeln; dagegen in dem alten Kontinent nur eine derselben auf funfzehn andere kommt. Allein dafür sind auch die von mir beschriebenen Raubvögel nicht so wild, und nicht in dem hohen Grade fleischfressend, wie die in der alten Welt: denn die meisten derselben nähren sich mehr von Insekten, Kröten, Nattern u. dgl., als von vierfüßigen Thieren und andern Vögeln. Es würde schwer zu bestimmen seyn, ob der Grund hiervon in der natürlichen, dem Klima von Amerika eigenthümlichen Trägheit und Saumseligkeit liegt, oder aber darin, daß es ihnen in einem so dick verwachsenen Lande zu viele Mühe kosten würde, ihre Beute zu erhaschen. Ueberhaupt kann man aber annehmen, daß der größte Theil von allen diesen Raubvögeln sich bloß von Insekten nährt: denn auch diejenigen unter ihnen, an deren Körperbau man sieht, daß ihnen von der Natur Körner zur Nahrung bestimmt sind, fressen dennoch weit mehr Insekten als irgend etwas anderes, weil die Körner, die ihnen zur Nahrung dienen sollten, in diesen wüsten unangebauten Ländern äußerst selten angetroffen werden.

Digitized by Google

Da die Zugvögel aus keiner andern Absicht reisen, als um Nahrungsmittel aufzusuchen, die immer von der Wirkung der Sonne abhängen, so folgen sie auch beständig dem Laufe dieses Gestirns. Ihre Reisen können folglich nur von Norden nach Süden, oder, mit geringen Abweichungen, immer unter dem nämlichen Meridian Statt haben. Aus diesem Grunde kann man in Amerika, das sich von einem Pole bis zum andern erstreckt, keine Zugvögel aus dem alten Kontinent antreffen, und eben so wenig darf man die aus dem alten Kontinent in dem neuen suchen. Dieß wird auch wirklich durch die Erfahrung vollkommen bestätigt. Aus dem nämlichen Grundsatze scheint nun aber auch zu folgen, daß die Amerikanischen Zugvögel ursprünglich in diesem Erdtheile entstanden sind, und niemals in dem alten Kontinent gelebt haben; welche Behauptung man leicht auf alle andere Arten ausdehnen könnte. Ich habe übrigens in diesem Lande eine Menge Vögel gesehen, die keine Zugvögel sind, und die auch in den übrigen Theilen der Erde gefunden werden. Da ihre Größe, der ganze Bau ihres Körpers und die Farbe ihres Gefieders überall die nämlichen sind, so scheint daraus zu folgen, daß das Klima keinen wesentlichen Einfluß auf sie habe. Unter diesen Vögeln, die so äußerst verschiedene Länder bewohnen, gibt es sehr viele, die nur einen äußerst schwachen Flug haben, und sich daher nicht sehr weit entfernen können; überdieß können sie auch keinen auch nur einigermaßen hohen Grad von Kälte ertragen. Es scheint daher ganz unmöglich zu seyn, daß sie eine so unermeßlich weite Reise jemals haben machen können.

Mit Recht muß man sich verwundern, daß einige Arten von diesen Vögeln in der größten Menge vorhanden sind, während andere in einem solchen Grade selten angetroffen werden, daß mir, so lange ich mich in Amerika aufgehalten habe, nur zwei oder drei Indi-

Digitized by Google

viduen von einigen derselben zu Gesicht gekommen sind. Noch mehr muß man sich aber hierüber wundern, wenn man weiß, daß mehrere andere Arten von Vögeln, die mit diesen höchst seltenen die größte Aehnlichkeit haben, und offenbar zu der nämlichen Familie gehören, überall in der größten Menge vorhanden sind; daß die einen wie die andern die nämliche ungestörte Freiheit, das nämliche Klima und die nämlichen Nahrungsmittel genießen, daß auch der Bau ihres Körpers vollkommen der nämliche ist, und daß man endlich nicht den geringsten Unterschied in Rücksicht auf Fruchtbarkeit und Lebensdauer zwischen ihnen bemerkt hat. — Manche Arten von Vögeln trifft man bloß gegen Süden zu und nicht gegen Norden an, und andere leben ganz isolirt und von allen übrigen ihres Geschlechtes abgesondert.

Diejenigen Arten von Vögeln, die in den dicksten Waldungen leben, können nicht weit fliegen; sie haben konkave, schwache Flügel und lange Federn am Körper, an denen aber die Schleissen einzeln und unordentlich stehen; ihr Gang ist daher auch hüpfend und schwerfällig. Diejenigen Vögel hingegen, die im freien Felde leben, haben einen leichten Gang, und gestreckte starke Flügel; ihre Federn sind kürzer, und die Schleissen an denselben stehen dichter beisammen; sie können daher auch beträchtlich weit fliegen. Das Mittel zwischen beiden nehmen diejenigen ein, die sich bis auf den Gipfel der höchsten Bäume emporschwingen, ohne sich in den untern Zweigen zu verbergen; diese haben den allerschnellsten Flug, und ihr Gefieder ist unter allen übrigen mit den schönsten Farben geschmückt. — Endlich gibt es auch noch einige höchst sonderbare Arten von Vögeln, die die Eifersucht durchaus nicht zu kennen scheinen: denn sie vereinigen sich schaarenweise, um ein Nest zu machen, in welches alsdann alle Weibchen zu gleicher Zeit ihre Eier legen; unter diese gehört

Digitized by Google

z. B. der Strauß. Höchst sonderbar ist es jedoch, daß immer nur ein einziges Männchen die Eier ausbrütet, und die ausgeschlüpften Jungen versorgt.

Achtes Kapitel.

Von den wilden Indianern.

So ein unbegreifliches Wesen der Mensch auch ist, und besonders der wilde Mensch, der nicht schreibt, wenig spricht, sich in einer unbekannten Sprache, der es an einer Menge von Wörtern und Redensarten fehlt, ausdrückt, und durchaus nichts thut, als was ihm seine geringen Bedürfnisse schlechterdings anbefehlen; so macht derselbe doch unstreitig den vorzüglichsten und interessantesten Theil von der Beschreibung eines jeden Landes aus. Ich muß daher auch meinen Lesern die von mir gesammelten Beobachtungen über eine große Anzahl freier oder wilder Indianischer Nationen, die weder der Spanischen noch irgend einer andern Regierung unterworfen sind, oder es jemals gewesen sind, mittheilen. Dabei werde ich jedoch sorgfältig alle überflüssige Weitläuftigkeit vermeiden, um theils dem Leser keine Langeweile zu verursachen, theils auch, um nicht in die Klasse derjenigen Schriftsteller gesetzt zu werden, die, wenn sie einmal ein halbes Dutzend Indianer zufälliger Weise auf der Küste erblickt haben, sogleich eine so umständliche Schilderung von den Sitten, der Lebensart und dem Charakter derselben entwerfen, als man sie von diesen Indianern selbst nicht anders hätte erwarten können. Hierzu kommt aber auch noch, daß ich kein Freund von Muthmaßungen bin, sondern von Thatsachen; endlich will ich mich

Digitized by Google

auch gerne bescheiden, daß ich weniger Kenntnisse und Talente besitze als andere.

Unter einigen von diesen wilden Nationen habe ich mich lange aufgehalten, unter andern kürzer. Aber auch von denen, die ich gar nicht gesehen, werde ich dennoch einiges anführen, damit man wenigstens mit Bestimmtheit wisse, was für Nationen in diesen Ländern gelebt haben und noch leben, und damit die Anzahl derselben in Zukunft nicht mehr von den Reisenden, den Geographen und den Geschichtschreibern auf eine so ungeheure Art übertrieben angegeben werde, wie es bisher geschehen ist. Den Eroberern von Amerika ist es eben so wenig als den Missionarien jemals darum zu thun gewesen, eine wahre, vollkommen genaue Beschreibung von den verschiedenen Indianischen Nationen zu liefern, sondern sie haben bloß ihre eigenen Heldenthaten in das hellste Licht zu setzen und ihre ausgestandenen Mühseligkeiten und Beschwerden zu übertreiben gesucht. Aus diesem Grunde haben sie die Anzahl der Indianer und der verschiedenen Nationen derselben nicht nur fast in's Unendliche vermehrt, sondern sie auch sämmtlich zu Menschenfressern gemacht. Dieß letztere ist aber keinesweges der Fall gewesen: denn heut zu Tage ißt keine einzige von diesen Nationen Menschenfleisch, und kann sich auch gar nicht erinnern, daß sie jemals welches gegessen hat, ob sie gleich insgesammt noch eben so frei sind, als zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier. Auch hat man häufig versichert, daß sie sich vergifteter Pfeile bedienten, aber auch dieses ist eine offenbare Unwahrheit. Außerdem haben sich noch die Geistlichen besonders eine andere Unwahrheit zu Schulden kommen lassen, indem sie behaupteten, diese Völker hätten eine Religion. In der festen Ueberzeugung nämlich, daß der Mensch unmöglich ohne irgend eine Religion, sie sey gut oder schlecht, leben könne, haben sie die wenigen Figuren, die sie

Digitized by Google

auf den Tabackspfeifen, den Bögen und den verschiedenen Töpferwaaren der Indianer gezeichnet oder eingegraben fanden, für eben so viele Götzenbilder gehalten, und aus frommen Eifer alle diese Geräthschaften sogleich verbrannt. Diese Völker bedienen sich jedoch noch bis auf den heutigen Tag der nämlichen Figuren, allein bloß zu Zierrathen und ohne etwas anderes dabei zu denken: denn sie haben durchaus keine Art von Religion. *)

Ehe ich jedoch zu der Beschreibung einer jeden Nation insbesondere schreite, muß ich noch bemerken, daß ich jede Vereinigung indianischer Familien, die sich selbst für eine besondere Nation halten, und die die nämliche Sprache, Denkungsart, Gebräuche und Sitten besitzen, eine Nation nenne. Ob sie nun aus vielen oder wenigen Familien bestehe, kann völlig gleichgültig seyn: denn dieses ist kein Charakter, durch

*) Es ist möglich, daß sie keine Götzenbilder besitzen; allein es ist schwer zu glauben, daß sie nicht wenigstens von gewissen abergläubischen mehr oder weniger vernünftigen oder unvernünftigen Ideen beherrscht werden sollten. Wenn man die Sitten und die Sprache eines Volkes nicht genau und vollkommen kennet, so ist es kaum möglich, seine religiösen Begriffe richtig zu beurtheilen. Tacitus und andere römische Schriftsteller haben uns hiervon ein merkwürdiges Beispiel gegeben: denn sie haben die auffallendsten Lügen und Albernheiten über die Religion, die Lehrsätze und die Ceremonieen der Juden erzählt, und doch besaßen damals die Juden einen öffentlichen Gottesdienst, redeten die Sprache der Römer, lebten mitten unter ihnen, und machten ein civilisirtes aufgeklärtes Volk aus. Die Wilden in Amerika haben aber weder in der Sprache, noch in den Sitten auch nur das Allergeringste mit den Europäern gemein. Gesetzt aber auch, es käme ein Europäer zu ihnen, der die große Anzahl ihrer Sprachen vollkommen verstände, so würden sie doch wahrscheinlich außer Stande seyn, die wenigen Ideen, die durch mancherlei Eindrücke in ihnen entstanden, und die, wo nicht insgesammt, doch größtentheils abgeschmackt und unzusammenhängend sind, genau und richtig anzugeben. Wie viele weit mehr civilisirte Nationen könnte man nicht finden, die sich in dieser Rücksicht in der nämlichen Verlegenheit befinden würden, wie diese Wilden!

Der Herausgeber.

Digitized by Google

den eine Nation als solche bezeichnet wird. Ferner bemerke ich auch noch, daß wenn ich von den Wohnplätzen dieser Nationen rede und sie geographisch bestimme, man nicht glauben darf, daß sie sich daselbst fest niedergelassen haben: der angegebene Ort macht vielmehr gewissermaßen nur den Mittelpunkt von dem Lande aus, das sie bewohnen. Sie wandern nämlich insgesammt, die einen mehr die andern weniger, innerhalb der Gränzen eines gewissen Distriktes herum, wobei es sehr selten geschieht, daß sie das Gebiet einer andern Nation betreten, weil sie fast alle ohne Ausnahme durch große, zuweilen äußerst beträchtliche Wüsten von einander getrennt sind.

Endlich muß ich auch noch die Bemerkung vorausschicken, daß, wenn ich die Sprache einer Nation als verschieden von der einer andern angebe, man jedes Mal überzeugt seyn kann, daß diese Verschiedenheit zum wenigsten eben so groß ist, als die zwischen der Englischen oder Deutschen und der Spanischen Sprache, so daß sich in derselben kein einziges Wort befindet, das, soweit ich sie habe kennen lernen, mit dem einer andern Sprache auch nur die allergeringste Aehnlichkeit hat. Die Indianer pflegen gewöhnlich weit leiser zu sprechen, als wir Europäer, und fordern dabei die Zuhörer auch nicht durch ihre Blicke und Geberden zur Aufmerksamkeit auf; sie bewegen kaum ein wenig die Lippen, und sprechen meistentheils durch die Kehle und die Nase, so daß es uns fast durchgängig unmöglich ist, ihre Worte oder ihre Töne mit unserm Buchstaben auszudrücken. Es ist daher außerordentlich schwer, mehrere solcher Sprachen zu lernen, ja auch nur eine derselben so zu verstehen, daß man sie geläufig sprechen kann. Ich habe während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Süd-Amerika nur einen einzigen Spanier angetroffen, der die Sprache Mbayá — verstanden hat, und zwar hatte derselbe volle zwanzig

Digitized by Google

Jahre bei diesem Volke zugebracht; außerdem hatte auch noch Don Francisco Amanfio Gonzalez, weil er, wie es noch gegenwärtig der Fall ist, mehrere Indianer aus der Provinz Chaco bei sich im Hause hatte, etwas weniges von ihrer Sprache erlernt. Beide aber versichern, und es ist eine ganz ausgemachte Sache, daß diese Sprachen sehr arm sind, und durchaus keine Aehnlichkeit mit einander haben. Es würde daher eine schwere und fast unmögliche Aufgabe seyn, wenn man Untersuchungen über den Ursprung dieser Sprachen, und über die Aehnlichkeiten zwischen denselben anstellen sollte.

Die Charrua's sind eine Indianische Nation, die eine besondere, von allen andern verschiedene Sprache besitzt; sie wird so stark aus der Kehle heraus gesprochen, daß wir die Worte durchaus nicht durch unser Alphabet darstellen können. Zur Zeit der ersten Eroberung waren sie eine herumwandernde Nation, welche die nördlichen Küsten des La Plata-Stromes, von Maldonado an, bis an den Fluß Uruguay bewohnte, und sich höchstens in paralleler Richtung von dem La Plata-Strome auf dreißig Stunden Wegs gegen Norden zu ausbreitete. Gegen Westen stieß ihre Gränze an die von der Nation Yaro, die gegen der Mündung des Flusses San-Salvador zu wohnte, und gegen Norden war sie durch eine große Wüste von einigen Ortschaften der Guarani's Indianer getrennt.

Die Charrua's tödteten Johann Diaz de Solis, der zuerst den La Plata-Strom entdeckt hat. Sein Tod war das Signal zu einem blutigen Kriege, der bis auf unsere Zeiten fortgedauert hat, und in dem schon auf beiden Seiten Ströme von Blut vergossen worden sind. Sogleich im ersten Anfange desselben suchten die Spanier sich in dem Lande ihrer Feinde festzusetzen, und erbauten zu diesem Ende einige Wohnhäuser, und ein kleines Fort in der Kolonie del Sacramento, bald nach-

Digitized by Google

her aber auch eine Stadt an der Mündung des Flusses San-Juan, und noch eine zweite an dem Einfluß des San-Salvador Flusses in den Uruguay. Allein die Charrua's zerstörten alle diese Gebäude wieder, und litten es durchaus nicht, daß sich die Spanier in ihrem Lande niederließen, bis es endlich den letztern im Jahr 1724 glückte, die Stadt Montevideo zu erbauen, dadurch diese Wilden von der Küste zu entfernen, und sie nach und nach immer weiter gegen Norden zurückzudrücken. Aber dieses alles konnte jedoch nur durch eine Menge der blutigsten Gefechte bewirkt werden.

Um diese Zeit vereinigten sich die Charrua's mit den Minuane's-Indianern, und schlossen ein enges Freundschaftsbündniß mit ihnen ab, zufolge dessen sie sich gegen die Spanier Beistand zu leisten versprachen. Da jedoch die Anzahl der Spanier zu Montevideo immer mehr zunahm, so rückten sie unter beständigen Gefechten immer weiter gegen Norden vor, und fingen nach und nach an, hier und da feste Posten anzulegen. Heut zu Tage haben sie es nun dahin gebracht, daß sich ein Theil der Charrua's und der Minuane's in den südlichsten Missionen der Jesuiten am Uruguay niedergelassen hat; ein anderer Theil von ihnen muß zu Buenos-Ayres wohnen, und ein dritter lebt ruhig und gehorsam zu Cayasta, bei der Stadt Santa-Fé de la Vera-Cruz. Allein dessen ungeachtet ist noch ein sehr großer Theil von dieser Nation ganz frei und unbesiegt; dieser wandert zwar von einem Orte zum andern herum, aber im ganzen genommen bewohnt er doch das östliche Ufer des Uruguay, ungefähr im 31 bis 32° der Breite. Dieser letztere Theil führt den Krieg noch immer mit der äußersten Erbitterung fort, will durchaus nichts von Frieden hören, und greift sogar auch nicht selten die Portugiesen an. Auf meinen Reisen in diesen Gegenden sind meine ausgeschickte Patrouillen häufig von diesen Indianern, die immer funfzig bis hun-

Digitized by Google

dert Mann stark waren, angegriffen, und jedes Mal auch einige Leute von denselben ermordet worden.

Die mittlere Größe dieser Wilden ist um etwas beträchtlicher als die der Spanier. Sie sind gerade und gut gebaut, und man findet keinen einzigen allzu dicken oder allzu magern, oder gar verwachsenen unter ihnen. Sie haben ein offenes Gesicht, und tragen den Kopf beständig in die Höhe gerichtet, was schon offenbar ein Zeichen ihres stolzen Charakters und ihrer Wildheit ist. Ihre Farbe ist mehr schwarz als weiß, und fast durchaus nicht mit Roth vermischt. Ihre Gesichtszüge sind sehr regelmäßig; ihre Augen sind zwar ein wenig klein, aber äußerst feurig, immer von schwarzer Farbe, und niemals ganz geöffnet; auch können sie unstreitig wenigstens noch einmal soweit sehen, als die Europäer. In Rücksicht des Gehörs übertreffen sie uns nicht weniger. Ihre Zähne sind auch noch in dem höchsten Alter schön geordnet und sehr weiß, und fallen durchaus niemals von selbst aus. Ihre Augenbraunen sind schwarz; Bart haben sie gar nicht, und sehr wenige Haare unter den Achseln und an der Schaam. Ihre Haupthaare sind sehr lang, rauh, und glänzend schwarz; sie fallen ihnen niemals aus, und werden erst in einem Alter von 80 Jahren und auch alsdann nur zur Hälfte grau. Ihre Hände und Füße sind kleiner und besser geformt, als die der Europäer, und der Busen ihrer Weiber scheint mir weniger stark zu seyn, als der der andern Indianerinnen. Ihre Haare schneiden sie niemals ab Die Weiber lassen dieselben frei über den Rücken hinunter hängen, allein die Männer binden sie zusammen, und die Jünglinge befestigen in dem Knoten, der sie auf dem Scheitel zusammenhält, einige weiße, senkrecht stehende Federn. Wenn sie einen Kamm bekommen können, so bedienen sie sich desselben sehr gern, allein gewöhnlich kämmen sie sich mit den Fingern. Auf ihrem ganzen Körper haben sie außer-

Digitized by Google

ordentlich viel Ungeziefer, und die Weibspersonen machen sich ein eigenes Vergnügen daraus, dasselbe aufzusuchen; es hat für sie einen ganz besonders angenehmen Reiz, daß sie diese Thierchen einige Augenblicke lang auf der Spitze der Zunge herumkrabbeln lassen, und sie alsdann zerbeißen und essen. Das nämliche thun sie auch mit den Flöhen. Dieser ekelhafte Gebrauch hat übrigens durchgängig bei allen Indianerinnen Statt, ja sogar auch bei den Mulattinnen und bei der ärmern Klasse der Einwohner von Paraguay. — Die Weibspersonen dieser Nation besitzen aber weder Kleinodien, noch irgend eine andere Art von Schmuck, und die Mannspersonen bemahlen auch ihren Körper nicht. Allein den jungen Mädchen werden an dem Tage, wo sich zum erstenmal ihre monatliche Reinigung einstellt, drei blaue Streifen in das Gesicht gemahlt, die von den Haaren an über die Stirne bis an die Nasenspitze herunter gehen, und noch außerdem zwei andere über die Schläfe herab. Diese Streifen werden in die Haut hineingestochen, und sind folglich ganz unauslöschbar, und ein ächtes charakteristisches Kennzeichen des weiblichen Geschlechtes. Alle Indianerinnen, von welcher Nation sie seyn mögen, haben übrigens ohne alle Ausnahme eine weit geringere monatliche Reinigung als die Europäerinnen. — Das männliche Geschlecht zeichnet sich durch den sogenannten Barbot aus: was aber dieses ist, muß ich meinen Lesern ausführlich erklären. Wenige Tage nach der Geburt eines Knaben durchsticht ihm seine Mutter die Unterlippe dicht an der Zahnwurzel, und steckt den Barbot in diese Oeffnung; dieß ist ein kleines, vier bis fünf Zoll langes und zwei Linien dickes Stückchen Holz. Sie dürfen dasselbe ihr ganzes Leben hindurch nicht mehr wegnehmen, nicht einmal wenn sie schlafen wollen, und wenn es durch irgend einen Zufall zerbricht, so müssen sie es sogleich durch ein anderes wieder ersetzen. Da-

Digitized by Google

mit es aber nicht von selbst herausfallen kann, so verfertigt man dasselbe aus zwei Stücken, wovon das eine an dem untern Ende breit und flach ist, so daß es nicht durch die Oeffnung hindurch kann, und dieses breitere Ende kommt dicht an die Zahnwurzel zu liegen. Das andere Ende dieses nämlichen Stückes ragt nicht viel aus der Oeffnung in der Lippe hervor, und an diesen hervorragenden Theil wird die andere Hälfte des Holzes, die weit länger ist, befestigt.

Aus was ihre Wohnungen vor alten Zeiten, als sie noch keine Kuh- und Pferdehäute besaßen, mögen bestanden haben, weiß ich nicht *). Ihre jetzigen kosten ihnen nicht viele Mühe zu erbauen. Sie hauen nämlich an dem ersten besten Baume drei oder vier ganz grüne Zweige ab; biegen diese in einem halben Bogen, und rammeln die beiden Enden desselben in die Erde ein; auf diese drei oder vier Bogen, die in einiger Entfernung von einander angebracht sind, decken sie eine Kuhhaut, und hiermit ist das Haus fertig, um Mann, Frau und mehrere Kinder in sich aufzunehmen. Sollte es jedoch zu klein seyn, so erbauen sie auch wohl noch ein anderes neben demselben. Sie können jedoch nicht anders hineingehen, als wie die Kaninchen in ihre Löcher. Sie liegen darin auf Thierhäuten, und schlafen beständig auf dem Rücken, wie überhaupt alle wilden Indianer zu thun pflegen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß sie weder Stühle, noch Bänke, noch Tische haben; ihr sämmtliches Hausgeräth ist so unbedeutend, daß es fast in nichts besteht.

Auch von ihrer alten Kleidung weiß ich nichts zu sagen. Heut zu Tage tragen die Männer weder Mützen

*) Es wird nicht überflüssig seyn, für manche Leser die Bemerkung beizufügen, daß das Rindvieh und die Pferde in ganz Amerika fremde, durchaus unbekannte Thiere waren, und erst durch die Europäer dahin gebracht worden sind. Im Jahre 1550 wurde in dem Thale von Cusco der Erdboden zum ersten Male gepflügt. Der Herausg.

Digitized by Google

noch Häute, und gehen vollkommen nackt; können sie jedoch irgendwo einen Poncho oder einen Hut auftreiben, so bedienen sie sich desselben bei kalter Witterung. Zu eben diesem Zwecke verfertigen sich auch mehrere von ihnen aus weichen Häuten, und sogar auch aus der des Yaguareté's, eine Art von sehr engem und kurzem Hemde, das weder Kragen noch Ermel hat, und ihnen kaum, ja oft nicht einmal völlig, die Schaam bedeckt. Der Poncho ist ein Stück Zeug von sehr grober Wolle, das zwölf Spannen lang, und sieben Spannen breit ist, und in der Mitte eine Oeffnung hat, um den Kopf hindurch stecken zu können. Auch die Weibspersonen bedecken sich mit einem solchen Poncho, oder tragen auch wohl ein baumwollenes Hemd ohne Aermel, wenn ihre Väter oder ihre Männer eines haben anschaffen, oder irgendwo stehlen können. Allein niemals waschen sie diese Kleidungsstücke, eben so wenig wie ihre Hände, ihr Gesicht und ihren Körper; das letztere geschieht höchstens nur in der großen Sommerhitze, wo sie sich zuweilen baden. Es ist daher nicht möglich, etwas unreinlicheres zu sehen und etwas stinkenderes zu riechen, als diese Wilden. Ihre Wohnungen werden niemals ausgekehrt, oder auf eine andere Art gereinigt, und vom Nähen und Spinnen wissen sie durchaus nichts; das letztere rührt jedoch vielleicht daher, weil es keine Baumwolle in ihrem Lande gibt, und auch keine Schafe daselbst gehalten werden.

Ich glaube nicht, daß sie jemals die Erde gebaut haben, wenigstens geschieht es heut zu Tage nicht; sie ernähren sich einzig und allein von dem Fleische der wilden Kühe, die in ihrem Distrikte in der größten Menge vorhanden sind. Die Weibspersonen besorgen die Küche; allein ihre sämmtlichen Gerichte bestehen in einem Braten ohne Salz. Um diesen zu bereiten, stecken sie einen hölzernen Spieß durch das Fleisch hindurch, und befestigen die Spitze desselben in den Erdboden;

alsdann

Digitized by Google

alsdann zünden sie neben demselben ein großes Feuer an, damit das Fleisch auf beiden Seiten braten könne. Sie stecken jedoch auf einmal mehrere solcher Spieße an's Feuer, und wenn einer davon geleert ist, so wird er sogleich durch einen andern wieder ersetzt. Wer Lust zu essen hat, zu welcher Stunde es auch seyn mag, bemächtigt sich eines solchen Spießes, steckt ihn vor sich, und ißt, auf den Hacken sitzend, so viel von dem Fleische als er vermag, ohne die übrigen dazu einzuladen, und ohne nur ein Wort zu sagen, wenn auch gleich nur ein einziger Braten vorhanden ist, und dieser gemeinschaftlich für Mann, Frau und Kinder zur Nahrung hat dienen sollen. Dabei trinken sie niemals eher, als bis sie mit dem Essen völlig fertig sind.

Sie haben keine musikalischen Instrumente und wissen nichts von dem Gesang; auch kennen sie weder Spiele noch Tänze, noch gesellschaftliche Zusammenkünfte. Sie haben beständig ein so ernsthaftes Aussehen, daß man durchaus keine Art von Gemüthsbewegungen in ihren Gesichtszügen erkennen kann. Ihr Lachen besteht bloß darin, daß sie die Ecken des Mundes ein klein wenig öffnen, ohne doch dabei jemals einen lauten Ton von sich zu geben. Ueberhaupt haben sie keine starke volltönende Stimme, und sprechen beständig äußerst leise; sie schreien niemals, und lassen sich auch sogar, ohne ein Klaggeschrei auszustoßen, um's Leben bringen. Dieß geht so weit, daß wenn sie mit jemand reden wollen, der zehn Schritte vor ihnen voraus ist, sie ihn nicht rufen, sondern lieber schneller gehen, um zu ihm hinzukommen. Sie beten keine Art von Gottheit an, und haben durchaus keine Religion. Man sieht bei ihnen weder irgend eine Handlung, noch hört man Ausdrücke, die auch nur entfernt für Beweise von Höflichkeit und Achtung gegen andere gehalten werden können. Auch haben sie weder Gesetze, noch irgend ein gesetzliches Herkommen, noch Belohnungen,

Digitized by Google

noch Strafen, noch auch ein Oberhaupt, das ihnen das Geringste zu befehlen hat. Vor alten Zeiten hatten sie zwar Kaciken; allein diese besaßen zuverläßig durchaus keine Art von Gewalt, und spielten die nämliche Rolle, wie es noch jetzt bei andern Nationen, von denen weiter unten die Rede seyn wird, der Fall ist. Es herrscht unter ihnen allen die vollkommenste Gleichheit, und keiner steht im Dienste des andern, außer etwa hier und da ein altes Weib, das sich auf keine Art selbst ernähren kann, und sich daher mit einer oder der andern Familie vereinigt, oder auch wohl die Verbindlichkeit auf sich nimmt, die Todten zu begraben.

Bei'm Anbruch der Nacht kommen regelmäßig alle Familienhäupter zusammen, um gemeinschaftlich zu bestimmen, welche von ihnen die Nacht über als Schildwachen ausgestellt werden, und an welchen Orten sie stehen sollen: denn sie sind so listig und klug, daß sie diese Vorsichtsmaaßregel durchaus niemals verabsäumen. Wenn einer von ihnen einen Plan zu einem Angriff oder zu einer Vertheidigung entworfen hat, so theilt er ihn dieser Versammlung mit, die ihn auch, wenn sie ihn billigt, sogleich ausführt. Dabei sitzen sie insgesammt rund herum in einem Zirkel auf den Hacken *). Allein ungeachtet ein solcher Plan von ihnen gebilligt worden ist, so ist doch keiner gezwungen zur Ausführung desselben mitzuwirken, ja sogar nicht einmal derjenige, der ihn vorgeschlagen hat; auch ist keine Art von Strafen gegen den, der sich bei der Ausführung nicht einfindet, festgesetzt. Ihre Privatstreitigkeiten werden durch die Parteien selbst ausgemacht; wenn sie nicht einig werden können, so fallen sie mit Faustschlägen über einander her, und pauken so lange

*) Sie scheinen also doch eine Art von Regierungsform zu haben, und zwar eine solche, die aus einer Mischung von Aristokratie und Demokratie besteht.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

auf einander los, bis einer von ihnen den Rücken wendet, und davon geht, worauf von der ganzen Sache niemals weiter gesprochen wird. Bei allen diesen Zweikämpfen bedienen sie sich aber niemals der Waffen, und ich habe nie gehört, daß einer dabei um's Leben gekommen wäre; Blut wird jedoch nicht selten dabei vergossen: denn sie treffen sich tüchtig auf die Nasen, und schlagen sich auch häufig die Zähne ein.

Sie haben Pferde und Stutereien. Die meisten von ihnen besitzen mit Eisen belegte Zäume, welche ihnen die Portugiesen, wenn Friede zwischen ihnen herrscht, im Tausch für die Pferde, die sie von ihnen bekommen, liefern. Die Mannspersonen reiten gewöhnlich ohne Sattel, die Weibspersonen aber auf einer sehr einfachen Art von Decke. Verliert einer von ihnen seine Pferde im Kriege, so darf er nicht erwarten, daß die andern ihm welche borgen. Wenn es sich zuträgt, daß ihm nur noch ein einziges Pferd übrig bleibt, so reitet der Mann auf demselben, und seine Frau, nebst dem übrigen Theile der Familie, muß ihm nicht nur zu Fuße nachfolgen, sondern dabei auch noch das freilich unbedeutende Gepäck auf dem Rücken fortschleppen. Die meisten unter ihnen haben keine andere Art von Waffen, als eine eilf Fuß lange Lanze, die mit einem sehr langen Eisen beschlagen ist, das ihnen ebenfalls die Portugiesen liefern. Diejenigen aber, die keine solche Lanze besitzen, sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, welche letztere sehr klein sind, und in einem über die Schultern herabhängenden Köcher getragen werden.

Wenn sie den Beschluß gefaßt haben, irgend eine kriegerische Unternehmung auszuführen, so verbergen sie vorerst ihre Familie in einem dicken Walde, und schicken alsdann wenigstens auf sechs Stunden Weges weit Kundschafter aus, die auf das beste beritten sind.

Digitized by Google

Flucht zu ergreifen und einen Hinterhalt anzuordnen. Wollten sich die Feinde einfallen lassen, ihnen durch die Flucht zu entgehen, so würden sie sich sehr irren: denn keiner von allen würde ihnen, wegen der Schnelligkeit ihrer Pferde und der Geschicklichkeit, womit sie dieselben regieren, entgehen können. Glücklicher Weise aber begnügen sie sich immer mit einem einzigen Siege, und denken nicht daran, ihre errungenen Vortheile zu benutzen; denn sonst würde es den Spaniern schwerlich geglückt seyn, sich über die Ebenen von Montevideo auszubreiten. Die Beute, die ein jeder von diesen Wilden macht, behält er für sich selbst: denn von einer allgemeinen gleichen Vertheilung derselben ist bei ihnen niemals die Rede.

Wenn man nun bedenkt, daß diese Charrua's den Spaniern mehr Mühe gemacht und ihnen mehr Blut gekostet haben, als die Armeen von Montezuma und der Ynca's, so sollte man es allerdings glauben, daß sie eine äußerst zahlreiche Nation ausmachen müßten. Meine Leser werden sich daher sehr wundern, wenn ich sie versichere, daß die sämmtlichen, noch heut zu Tage existirenden Charrua's, die unaufhörlich einen so furchtbaren, verderblichen Krieg mit uns führen, zuverlässig nicht im Stande sind, ein Corps von 400 Mann zusammen zu bringen. Man hat oft mehr als tausend alte gediente Soldaten gegen sie ausgeschickt, sowohl in Masse als in einzelnen Abtheilungen, um sie einzuschließen, und hat bei solchen Gelegenheiten die schrecklichsten Niederlagen unter ihnen angerichtet; allein dessen ungeachtet existiren sie noch immer fort, und haben uns auch seitdem eine große Anzahl von Menschen umgebracht. Die Erfahrung hat die Spanier gelehrt, daß sie bei dem Angriff dieser Wilden von den Pferden absteigen, sie in geschlossenen Reihen erwarten, und sämmtlich nur einzeln nach einander feuern müssen; denn dieß ist die einzige Art, wie man ihnen Respekt

Digitized by Google

vor den Feuergewehren beibringen kann. In diesem Falle tummeln sie ihre Pferde eine Weile herum, und ergreifen alsdann die Flucht, ohne ihren Angriff ausgeführt zu haben. Alles ist hingegen verloren, wenn die Spanier auf den unglückseligen Einfall kommen, alle auf einmal ihre Musketen abzufeuern; denn alsdann stürzen sich die Wilden auf der Stelle und ohne ihnen Zeit zu lassen noch einmal zu laden, wüthend über sie her.

Keiner von diesen Wilden bleibt jemals unverheirathet, sondern sie lassen sich insgesammt in eine eheliche Verbindung ein, sobald sie das physische Bedürfniß dazu fühlen. Ich habe nie gehört, daß eine Heirath zwischen Bruder und Schwester bei ihnen Statt habe; auf mein Befragen wußten sie mir jedoch den Grund davon nicht anzugeben. Da jedoch solche Heirathen durch keine Gesetze bei ihnen verboten sind, so finden sie wahrscheinlich nur darum nicht Statt, weil, wenn die Schwester älter ist, sie wahrscheinlich nicht so lange wartet, bis der Bruder das erforderliche Alter erreicht hat, sondern den ersten den besten, der sich ihr darbietet, heirathet, und weil im entgegengesetzten Falle der Bruder auf die nämliche Art verfährt. Da sie von Natur ernsthaft sind und äußerst wenig reden, und da sie auch keine Art von Luxus, keine Putzsachen, keine Spiele noch gesellschaftliche Unterhaltung u. dgl. kennen, die doch die Hauptgrundlage des feinern und zärtlichern Umgangs zwischen beiden Geschlechtern ausmachen, so wird auch der Ehestand als eine völlig gleichgültige Sache von ihnen behandelt, und die Heirathen werden so kaltblütig abgeschlossen, wie bei uns allenfalls eine Lustpartie. Das ganze Verfahren besteht bloß darin, daß der junge Mann das Mädchen von ihren Eltern zur Frau verlangt, und, wenn diese einwilligen, es sogleich mit sich nach Hause nimmt. Das Mädchen selbst giebt niemals eine abschlägliche

Digitized by Google

Antwort, und heirathet jeden, der sie haben will, er mag auch noch so alt und häßlich seyn.

Von dem Augenblicke an, wo sich ein Mann verheirathet, macht er eine besondere Familie aus, und muß nun arbeiten, um dieselbe zu ernähren; dagegen er bis dahin beständig auf Kosten seiner Aeltern gelebt hat, ohne irgend etwas zu thun, ohne in den Krieg zu ziehen, und ohne sich in den oben erwähnten Versammlungen einzufinden. Die Polygamie ist bei ihnen erlaubt; allein eine Frau hat niemals zwei Männer, und wenn auch ein Mann mehrere Weiber hat, so verlassen ihn diese, sobald sie einen andern finden, dessen einzige Weiber sie seyn können. Beiden Geschlechtern steht es frei, die Ehe wieder aufzuheben; allein es ist ein seltener Fall, daß sich Eheleute von einander trennen, wenn sie Kinder haben. Der Ehebruch hat bei ihnen keine andere Folgen, als daß der beleidigte Theil den beiden Schuldigen eine tüchtige Tracht Faustschläge giebt, und zwar nur in dem Falle, wenn er sie auf frischer That antrifft. Ihren Kindern geben sie keine Art von Unterricht, und verbieten ihnen durchaus nichts, wogegen aber auch diese nicht die geringste Ehrfurcht vor ihren Aeltern haben; auch in diesem Stücke befolgen sie ihren allgemeinen Grundsatz, nach welchem jeder von ihnen thun darf, was ihm beliebt, ohne durch Befehle von andern oder durch besondere Achtung und Rücksichten gegen irgend jemand daran verhindert zu werden. Wenn die Kinder Waisen werden, so nehmen einige Verwandte dieselben unaufgefordert zu sich.

Die Familienväter, aber keinesweges ihre Frauen und Kinder, berauschen sich so oft sie können in Branntwein, und wenn es ihnen hieran mangelt, in der sogenannten Chicha, einem Getränk, das sie selbst zubereiten, indem sie wilden Honig mit Wasser vermischen und gähren lassen. — Sie sind, so viel ich habe

Digitized by Google

bemerken können, keiner besondern Art von Krankheit unterworfen, und wissen auch nichts von der Lustseuche; im Ganzen genommen scheinen sie auch ein höheres Alter zu erreichen, als wir. Da sie aber dennoch zuweilen krank werden, so haben sie auch ihre Aerzte. Diese kennen jedoch nur ein einziges allgemeines Mittel gegen alle Arten von Uebeln; dieß besteht darin, daß sie so stark sie können an dem Magen des Kranken saugen, um die Krankheit herauszuziehen: denn die Aerzte haben ihnen weiß gemacht, daß sie im Stande wären, dieses zu thun, um Geschenke von ihnen zu erhaschen.

Sobald einer von ihnen gestorben ist, so tragen sie seinen Leichnam an einen besonders dazu bestimmten Ort, und begraben ihn daselbst mit seinen Waffen und seinen sämmtlichen, freilich höchst unbedeutenden Kleidungsstücken und Geräthschaften. Einige befehlen auch noch vor ihrem Tode, daß ihr Lieblingspferd auf ihrem Grabe umgebracht werden soll, und dieß wird alsdann immer von einem Freunde oder einem Verwandten pünktlich vollzogen. Der Verstorbene wird von seiner Familie und der ganzen Verwandtschaft sehr beweint, und die Art, wie sie Leid tragen und ihre Trauer zu erkennen geben, ist so sonderbar und grausam, daß ich sie ausführlich hier beschreiben muß. Wenn der Verstorbene ein Vater, ein Gatte, oder ein erwachsener Bruder war, so schneiden sich die Frau und die schon verheiratheten Töchter und Schwestern ein Gelenk von einem Finger ab, und da dieses bei jedem ähnlichen Todesfalle wiederholt wird, so fangen sie immer mit dem kleinen Finger an. Außerdem durchstoßen sie sich auch zu wiederholten Malen die Arme durch und durch mit dem Messer oder der Lanze des Verstorbenen, und stechen sich auch damit auf das furchtbarste in die Brust und in die Seiten. Ich bin selbst Augenzeuge von dieser schrecklichen Operation

Digitized by Google

gewesen. Hierzu kommt aber auch noch, daß sie zwei volle Monate einsam in ihren Hütten eingeschlossen bleiben, während welcher ganzen Zeit sie nichts thun als weinen, und nur äußerst wenige Nahrungsmittel zu sich nehmen. Ich habe deßhalb auch keine einzige erwachsene Weibsperson gesehen, die noch alle ihre Finger vollständig gehabt hätte, und an deren Körper nicht mehr oder weniger Narben von Lanzenstichen zu sehen gewesen wären.

Der Mann trauert nicht über den Tod seiner Frau, so wenig wie der Vater bei dem Tode seiner Kinder. Wenn hingegen die letztern bei dem Tode ihres Vaters schon erwachsen sind, so verbergen sie sich zwei Tage lang völlig nackt in ihren Hütten, ohne fast die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, und auch diese geringe Nahrung darf in nichts anderem bestehen, als in ein wenig Fleisch oder Eiern von Rebhühnern. Am Abend des zweiten Tages rufen sie einen andern Indianer herbei, der folgende gräßliche Operation mit ihnen vornehmen muß: Er faßt nämlich den Leidtragenden mit zwei Fingern bei'm Arme, hebt das Fleisch, wie wenn man jemand kneipen will, in die Höhe, und steckt ein, ungefähr eine Spanne langes Stückchen Rohr mitten hindurch, so daß die zwei Enden auf beiden Seiten gleichweit hervorragen. Das erste Stück wird dicht an der Handwurzel hineingesteckt, und die übrigen alle, immer einen Zoll weit von einander, auf dem ganzen äußern Theile des Armes hinauf bis zur Schulter, diese letztere mit inbegriffen. Man bilde sich aber nicht ein, daß diese Stückchen Rohr etwa so dick wie eine Stecknadel wären; es sind vielmehr vier Linien breite und durchgängig gleich starke Splitter. In diesem erbarmungswürdigen und wirklich Entsetzen erregenden Zustande verläßt der Leidtragende seine Hütte, und begiebt sich allein und völlig nackt in einen Wald oder auf eine Anhöhe, ohne sich

Digitized by Google

dabei im geringsten vor den Yaguaretés und andern reißenden Thieren zu fürchten: denn es herrscht bei ihnen allgemein der feste Glaube, daß, wenn diese Thiere einen von ihnen in diesem Zustande herankommen sehen, sie sogleich die Flucht ergreifen. In der Hand trägt der Leidtragende einen mit einer eisernen Spitze beschlagenen Stock, mit dessen Hülfe er an Ort und Stelle ein Loch in die Erde gräbt, das ihm bis über die Brust reicht, und in welchem er, halb begraben, die ganze Nacht aufrecht stehend zubringt. Wenn der Tag angebrochen ist so verläßt er dasselbe wieder, und begiebt sich in eine kleine Hütte, die für solche Fälle immer in einiger Entfernung von ihren Wohnorten bereit gehalten wird. Hier zieht er sich die Rohrsplitter wieder aus den Armen heraus, legt sich nieder, um auszuruhen, und bringt zwei ganze Tage ohne zu essen und zu trinken daselbst zu. Am dritten Tage des Morgens, so wie auch an allen folgenden Tagen, bringen ihm die Kinder Wasser und einige Rebhühner oder Eier von diesen Thieren, aber in äußerst geringer Quantität. Sie setzen dieses in einiger Entfernung von der Hütte nieder, und laufen alsdann sogleich, ohne ein Wort mit ihm zu reden, so geschwind sie können wieder davon. Dies dauert zehn bis zwölf Tage lang, nach welcher Zeit der Leidtragende wieder zu den Seinigen zurückkehrt. Es ist zwar keiner von ihnen gezwungen, diese barbarischen Gebräuche zu beobachten, allein dessen ungeachtet werden sie äußerst selten von einem unterlassen. Wer sie nicht gehörig und nach aller Strenge beobachtet, wird von den übrigen für einen Schwächling gehalten, und hierin besteht seine ganze Bestrafung; allein auch aus dieser ungünstigen Meinung entspringt ihm in allen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht der geringste Nachtheil.

Mögen doch nun diejenigen, nach deren Meinung der Mensch niemals ohne Bewegungsgrund handelt,

Digitized by Google

und die auch die Ursache von allem entdecken zu können sich einbilden, ihre Verstandeskräfte anstrengen, um den Ursprung von dieser unsinnigen Art Leid zu tragen, aufzusuchen.

Die Yaro's. — Zur Zeit der Eroberung wohnten diese Indianer auf dem östlichen Ufer des Uruguay zwischen dem San-Salvador- und dem schwarzen Flusse. Gegen Osten hatten sie die Charrua's, und gegen Norden die Bohane's und die Chana's zu Nachbarn. Ihre Sprache war von der allen übrigen Indianischen Nationen durchaus verschieden; die Anzahl ihrer Krieger belief sich nicht über Hundert; ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, und auch an Muth und Tapferkeit konnte es ihnen nicht fehlen, denn sie griffen den Kapitain Johann Alvarez, der zuerst den Uruguay beschiffte, an, und tödteten eine sehr große Anzahl von Spaniern, die sich bei ihm befanden. In der Folge wurden sie jedoch von den Charrua's gänzlich ausgerottet. Das nämliche Schicksal wiederfuhr auch den Bohane's, die zur Zeit der Eroberung an dem Ufer des Uruguay nordwärts von dem schwarzen Flusse wohnten, und sich südwärts bis an die Länder der Yaro's und der Chana's ausbreiteten. Sie hatten ebenfalls, wie ich aus alten Manuskripten gesehen habe, ihre ganz eigenthümliche Sprache, waren noch weit weniger zahlreich als die Yaro's, und wurden durch die Charrua's ausgerottet.

Die Chana's. — Als die ersten Spanier nach Süd-Amerika kamen, wohnte diese Indianische Nation auf den Inseln im Uruguay, gegen dem schwarzen Flusse über. Da in der Folge die Spanier die Stadt San-Salvador verließen, so begaben sich diese Indianer auf das östliche Ufer des Uruguay, ein wenig südwärts von dem Flusse San-Salvador. Bald hernach wurden sie jedoch von den in ihrer Nähe wohnenden Völkerstämmen gezwungen, wieder auf ihre In-

Digitized by Google

sein zurück zu kehren; allein auch hier fürchteten sie die Nähe der Charrua's, die schon die Yaro's und die Bohane's ausgerottet hatten. Sie baten daher die Spanier zu Buenos-Ayres, daß sie sie in ihrem Schutze nehmen, eine von ihnen abhängige Kolonie aus ihnen formiren und sie gegen ihre Feinde vertheidigen möchten. Der Gouverneur von Buenos-Ayres erfüllte auch diesen Wunsch, zog sie sämmtlich aus ihren Inseln heraus, und errichtete aus ihnen die Kolonie, die heut zu Tage unter dem Namen Santo-Domingo-Soriano bekannt ist. Da sie sich aber von jener Zeit an mit den Spaniern gänzlich vermischt haben, so werden sie gegenwärtig alle für Spanier gehalten. Es giebt jedoch zu Buenos-Ayres auch noch einige ächte Chana's, unter welchen ich einen Greis gekannt habe, der über hundert Jahr alt war, und mich versicherte, daß sein Vater und sein Großvater noch weit älter geworden wären. Aus den Erzählungen dieses Greises, die auch durch einige alte Aktenstücke bestätiget werden, sieht man, daß die Sprache dieser Nation von der aller übrigen Indianer gänzlich verschieden war, daß sie aus ungefähr hundert Kriegern bestand, größtentheils vom Fischfang lebte, und sich dabei auch einer Art von Canots bediente. Da jedoch diejenigen von ihnen, die noch heut zu Tage existiren, so wie auch schon ihre Väter und Großväter in der Kolonie selbst geboren worden sind, so wissen sie durchaus nichts mehr von den ursprünglichen Sitten und Gebräuchen ihrer wilden Vorfahren.

Die Minuane's. — Diese Indianische Nation bewohnte zur Zeit der Eroberung die Ebenen nordwärts vom Parana-Strome. Sie breitete sich jedoch gegen Norden zu nur ungefähr dreißig Stunden weit von demselben aus; dagegen erstreckte sie sich aber, von Osten gegen Westen, von der Vereinigung des Uruguay mit diesem Flusse bis gegen die Stadt Santa-Fé

Digitized by Google

hin. Der Urugnay trennte sie von den Nationen, von welchen bisher die Rede gewesen ist; gegen Norden wurden sie von unermeßlichen Wüsten begränzt, und gegen Süden hatten sie verschiedene Indianische Horden, die in den Inseln im Parana-Strome lebten, zu Nachbarn. Als die Charrua's sich genöthiget sahen, weiter gegen Norden hinauf zu rücken, so gingen sie mit den Minuane's ein enges Bündniß ein. Beide Nationen vereinigten sich von nun an häufig, um die Spanier zu Montevideo anzugreifen, und deßhalb wurden sie auch gewöhnlich von den letztern für eine und die nämliche Nation gehalten. Wirklich sind sie auch heut zu Tage so eng mit einander vereinigt, daß in ihrer Lebensart, in ihren Gebräuchen und in ihrer Art Krieg zu führen, wenig Unterschied mehr Statt hat. Ein Jesuit, Namens Franz Garcia, suchte eine Kolonie von Minuane's bei dem Flusse Ybicui anzulegen, und nannte dieselbe Jesus Maria; allein nach sehr kurzer Zeit kehrten die meisten daselbst vereinigten Indianer wieder zu ihrer alten wilden Lebensart zurück, und nur eine sehr kleine Anzahl von ihnen wurde der Kolonie der Guaranys, die San Borja heißt, einverleibt.

Heut zu Tage sind die Minuane's noch weit weniger zahlreich als die Charrua's, und haben eine ganz verschiedene Sprache, die mit der der Charrua's durchaus keine Aehnlichkeit hat. Ihr Gesicht ist düsterer und weniger ausdrucksvoll; auch sind sie weniger thätig, stolz und entschlossen. Allein in Rücksicht der Farbe, des Gehörs, des Gesichts, der Haare, der Form der Hände und Füße, der Bartlosigkeit, des Tons der Stimme, der Gewohnheit, still zu schweigen und auch nicht zu lachen, und des Mangels an Reinlichkeit gleichen sie den letztern vollkommen. Außerdem herrscht unter ihnen, eben so wie unter den Charrua's, die vollkommenste Gleichheit, und es hat auch

Digitized by Google

nicht der allergeringste Unterschied der Stände und der Würden bei ihnen Statt. Keiner von ihnen dient dem andern, und keiner borgt dem andern etwas; eben so theilen sie auch ihre im Kriege gemachte Beute nicht mit einander. Uebrigens haben sie sämmtlich einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz. Ferner haben sie keine Religion und Gesetze, wissen nichts von Belohnungen und Bestrafungen, und kennen weder Musik, noch Gesang, noch Tanz, noch Spiele, noch irgend eine Art von gesellschaftlichen Unterhaltungen. Sie versammeln sich ebenfalls bei Untergang der Sonne, und machen auch alle ihre Privatzwistigkeiten mit Faustschlägen aus. Darin sind sie jedoch sehr von den Charrua's verschieden, daß sie niemals mehr als eine Frau haben, und sich sehr selten von derselben scheiden. Auch nehmen die Aeltern sich nur so lange ihrer Kinder an, als diese noch an der Mutter trinken; sobald sie aber entwöhnt sind, so überlassen sie dieselben einem verheiratheten Anverwandten, nehmen sie nie mehr zu sich, und behandeln sie ganz und gar nicht mehr als ihre Kinder. Daher erkennen diese aber sie auch nicht für ihre Aeltern, und tragen bei ihrem Tode nicht Leid, sondern bloß bei dem Absterben des Verwandten, der sie erzogen hat.

Die Weibspersonen unter ihnen bemahlen sich bei dem ersten Eintritt ihrer monatlichen Reinigung das Gesicht eben so wie die Charrua's, von denen sie diesen Gebrauch angenommen haben. Viele Mannspersonen folgen dem Beispiele der Charrua's, und mahlen sich nicht mehr; andere hingegen behalten ihre alte Gewohnheit bei, nach welcher sie sich drei blaue unauslöschliche Streifen von einer Backe auf die andere quer über die Nase hin ziehen. Bei dem Tode des Mannes schneidet sich die Frau ein Gelenk von dem Finger ab; außerdem schneidet sie sich auch die Spitze ihrer Haare ab, bedeckt sich mit den übrigen Haaren sorgfältig das

Digitized by Google

Gesicht, und bleibt mehrere Tage lang in ihrer Hütte verborgen. Die erwachsenen Männer tragen auf die nämliche Art Leid, wie die Charrua's, nur daß sie sich keine Rohrsplitter in die Arme stecken, sondern sich die Beine und die Schenkel auf der innern und äußern Seite, und die Arme bis über die Ellenbogen herauf, aber nicht die Schultern, mit einer dicken Fischgräte durchbohren. Sie stecken dabei die Gräte gerade so wie eine Nähnadel auf der einen Seite hinein, und ziehen sie auf der andern wieder heraus, und zwar dergestalt, daß sie zwischen jedem Stiche immer nur höchstens einen Zoll breit Platz lassen.

Die Pampa's. — Diesen Namen legen die Spanier der Indianischen Nation bei, die zwischen dem 36. und 39° der Breite in den unermeßlichen Ebenen herumirrt, welche den Namen Pampa's führen. Die ersten Eroberer kannten sie unter dem Namen der Querandi's, und sie selbst scheinen sich heut zu Tage den Namen Puelche's beizulegen; sie haben übrigens auch noch mehrere andere Namen: denn jede Abtheilung der Nation hat einen besonderen. Bei der ersten Ankunft der Spanier irrten sie auf dem südlichen Ufer des La Plata-Stromes, gegen den Charrua's über, herum, ohne jedoch mit diesen in der geringsten Verbindung zu stehen, oder auch nur sie zu kennen; denn sie besaßen weder Barken noch Canots. Gegen Westen gränzten sie an die Guaranys von Montegrande und dem Thale Santiago, und auf den übrigen Seiten hatten sie ganz und gar keine nahe Nachbarn.

Diese Nation setzte sich den Spaniern, die zuerst Buenos-Ayres erbauten, mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit und Beharrlichkeit entgegen, und machte ihnen jeden Schritt streitig. Die Spanier verloren auch wirklich so viele Leute bei dieser Unternehmung, daß sie sich endlich genöthigt sahen dieselbe ganz aufzugeben; allein einige Zeit nachher kamen sie zum

Digitized by Google

zum zweiten Male zurück, um die Erbauung der Stadt wieder auf's neue vorzunehmen, und da sie dieses Mal besonders stark an Kavallerie waren, so konnten ihnen die Pampa's nicht mehr widerstehen, sondern mußten sich weiter nach Süden hinunter ziehen, wo sie noch gegenwärtig wohnen. Sie lebten daselbst im Anfang ganz eben so wie vorher von der Jagd der Tatu's, der Hasen, der Hirsche und der Strauße, die in der größesten Menge in jenen Gegenden vorhanden waren; als sich aber in der Folge die wilden Pferde sehr daselbst vermehrten, so fingen sie an, welche davon einzufangen und zu essen, und dieß thun sie noch fortdauernd bis auf den heutigen Tag. Nach den Pferden vermehrten sich in diesem Lande besonders auch die wilden Kühe; da sie aber die Pampa's nicht zu ihrer Nahrung bedurften, so haben sie niemals welche davon gegessen, und essen auch noch heut zu Tage keine. Weil nun diese Thiere in ihrer Fortpflanzung durchaus nicht gestört wurden, so nahmen sie in einem solchen Grade überhand, daß sie sich nicht nur bis an den schwarzen Fluß im 41° der Breite, sondern auch gegen Westen bis an die Gebirgskette der Cordillera's von Chili ausbreiteten. Als die wilden Indianer in diesen Gegenden Kühe in ihr Land kommen sahen, so fingen sie an welche davon zu essen, und da eine zahllose Menge derselben vorhanden war, verkauften sie den Ueberfluß davon an die tiefer gegen Westen gelegenen Indianischen Völker, und sogar auch an die Spanischen Präsidenten dieser Audiencia, welche aus dieser Art von Handel einen beträchtlichen Gewinn zogen.

Es wurde nunmehr eine solche ungeheuere Menge von diesen Thieren erlegt, daß die Anzahl derselben nach und nach in den westlichen Ländern nothwendiger Weise immer mehr abnehmen mußte; die wenigen, die noch von ihnen übrig blieben, flüchteten sich wieder gegen Osten in das Land der Pampa's. Dies ist der

Digitized by Google

Grund, warum mehrere Indianische Nationen, die vorher dicht an der Ostseite der großen Cordillera's gewohnt hatten, und auch verschiedene andere von der Patagonischen Küste ihre Wohnsitze verließen, und sich in den Gegenden wo es Rindvieh gab niedergelassen haben. Sie schlossen hier einen engen Freundschaftsbund mit den Pampa's ab, die damals schon eine große Menge zahmer zum Reiten abgerichteter Pferde besaßen, und tödteten nunmehr auch hier eine zahllose Menge von Rindvieh, das sie an andere weiter gegen die Cordillera's hin wohnende Indianische Nationen und an die Spanier in Chili verkauften. Hierdurch wurden nun die wilden Kühe fast gänzlich ausgerottet, besonders da auch zu gleicher Zeit die Einwohner von Buenos-Ayres, theils ihrer Nahrung halber, theils auch der Häute und des Talgs wegen eine große Verheerung unter diesen Thieren anrichteten.

Die Pampa's und die übrigen mit ihnen verbundenen Nationen fingen jedoch nunmehr bald an gänzlich an Rindvieh Mangel zu leiden, und da dasselbe nicht nur einen Theil ihrer Nahrung, sondern auch den einzigen Artikel ihres Handels ausmachte, so kamen sie, ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zuerst auf den Einfall, das zahme Rindvieh, das die Einwohner des Distriktes um Buenos-Ayres auf ihren Triften und in ihren Parken hielten, zu stehlen. Dieß war aber der Ursprung eines furchtbaren, blutigen Krieges: denn die Indianer schränkten sich sehr bald nicht mehr bloß darauf ein, daß sie die Heerden stahlen, sondern sie brachten auch alle erwachsenen Mannspersonen, die ihnen in die Hände fielen, um's Leben, und schleppten die Weibspersonen und die Knaben mit sich fort. Diese letztern behandelten sie übrigens mit der größten Gelindigkeit; sie mußten ihnen zwar so lange einige Dienste leisten, und wurden gewissermaßen wie Sklaven oder wie Dienstboten von ihnen ge-

Digitized by Google

halten, bis sie heiratheten; aber sobald sie dieses gethan hatten, so waren sie ganz eben so frei wie jeder geborne Indianer.

In diesem schrecklichen Kriege haben sie eine zahllose Menge von Landhäusern verbrannt, und viele tausend Spanier um's Leben gebracht. Sie haben oft das ganze Land ringsumher verheert und verwüstet, auf lange Zeit die Kommunikation zwischen Buenos-Ayres und Chili und Peru gehemmt, und die Spanier endlich genöthigt um den Distrikt von Buenos-Ayres herum eilf Forts zu erbauen, die außer der zahlreichen Miliz immer mit 700 Mann der besten Kavallerie besetzt seyn müssen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sich in diesem Kriege mehrere Indianische Nationen mit einander verbunden hatten; allein die Pampa's waren doch immer die vorzüglichste und wichtigste unter ihnen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie außerordentlich viel Muth besitzen. Um einen Beweis davon anzuführen will ich nur den folgenden Vorfall erzählen: Die Spanier hatten fünf von ihnen in einer Schlacht zu Gefangenen gemacht, und diese wurden auf ein Kriegsschiff von 74 Kanonen und 650 Soldaten gebracht, um nach Spanien abgeführt zu werden. Nachdem sich dieses schon fünf Tage in der offenen See befunden hatte, so ertheilte der Kapitain den fünf Wilden die Erlaubniß in demselben herum zu gehen; sogleich faßten aber die Pampa's den Entschluß, die gesammte Mannschaft umzubringen, und sich des Schiffes zu bemächtigen. Zu diesem Ende näherte sich einer von ihnen einem Korporal, riß ihm unversehens den Säbel von der Seite weg, und tödtete mit der Schnelligkeit des Blitzes zwei Steuermänner und vierzehn Matrosen und Soldaten. In dem nämlichen Augenblick warfen sich die andern vier Indianer über die Waffen der Getödteten her, und würden ein fürchterliches Morden angefangen haben, wenn nicht zum

Digitized by Google

guten Glück die stark besetzte Wache mit ihren Feuergewehren herbei geeilt wäre; bei'm Anblick derselben stürzten sich alle fünf Wilden, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, in's Meer, und kamen sämmtlich darin um's Leben. — Die Jesuiten hatten einmal angefangen zwei Kolonieen von diesen Indianern zu errichten; allein beide waren nicht von langer Dauer: denn durch keine Art von Mittel konnte man es dahin bringen, diese Menschen in einem ruhigen Wohnsitze beisammen zu erhalten.

Vor ungefähr dreizehn Jahren haben endlich die Pampa's Frieden mit den Spaniern gemacht; aber dessen ungeachtet sind sie noch immer so mißtrauisch, daß sie, so oft ich durch ihr Land gereis't bin, alle meine Schritte sorgfältig ausgekundschaftet haben, ohne sich übrigens auch nur ein einziges Mal sehen zu lassen, weil ich immer eine starke Bedeckung bei mir hatte. Alles was ich hier von ihnen anführe, weiß ich daher bloß aus mündlichen Erzählungen, die ich aber in der Folge an denjenigen Pampa's, die ich zu Buenos-Ayres sah, zu bestätigen Gelegenheit fand. Sie besitzen eine große Menge vortrefflicher Pferde, und sind eben so geübte Reiter wie die Charrua's. Von andern Indianischen Nationen, die südwärts von ihrem Lande und gegen die Patagonische Küste zu wohnen, kaufen sie ihre aus Fellen bereiteten Kleider und die Straußfedern; ihre Decken aber und ihre Poncho's bekommen sie von den Indianern in den Cordillera's von Chili. Diesen Waaren fügen sie noch einige andere, ihnen eigenthümliche Artikel bei, wie z. B. Schnallen, Nesteln, Pferdezügel, Salz u. dergl., und bringen dieselben nach Buenos-Ayres zum Verkauf; von hier nehmen sie dagegen wieder Branntwein, Paraguay-Thee, Zucker, Eingemachtes, Feigen, Rosinen, Spornen, Pferdegebisse, Messer u. dergl. mit. Bei diesen Gelegenheiten kommen sehr häufig einige Indianer von der

Digitized by Google

Patagonischen Küste und von den Cordillera's von Chili mit ihnen nach Buenos-Ayres, und zuweilen statten auch ihre Kaciken einen Besuch bei dem Vicekönig ab, um einige Geschenke von ihm zu erhalten.

Nach meinem Dafürhalten kann diese Nation höchstens vierhundert streitbare Männer auf die Beine stellen. Ihre Sprache ist von der aller übrigen Indiaschen Nationen gänzlich verschieden; es ist kein einziger Ton in derselben, der durch die Nase oder durch die Kehle ausgesprochen wird, und man könnte sie daher ohne Mühe mit den Buchstaben unsers Alphabets schreiben. Auch scheinen mir diese Wilden weniger verschlossen zu seyn, als die andern Nationen, und ihre Stimme ist voller und wohlklingender. In den gewöhnlichen Gesprächen reden sie zwar ebenfalls ziemlich leise; allein wenn sie eine feierliche Rede an den Vicekönig halten, so spricht der Redner immer mit einer lauten und starken Stimme, und sobald er drei oder vier Worte ausgesprochen hat, macht er eine kleine Pause, und legt wie ein Officier, der seine Soldaten kommandirt, einen starken Nachdruck auf die letzte Sylbe. In Rücksicht der körperlichen Größe scheinen sie den Spaniern nichts nachzugeben; im Durchschnitt genommen haben sie aber stärkere Gliedmaßen, einen rundern und dickern Kopf, kürzere Arme, ein breiteres ernsthafteres Gesicht als wir und die andern Indianer, und auch eine weniger dunkle Farbe als die letztern. Sie bemahlen sich den Körper nicht, und schneiden sich auch die Haare nicht ab. Die Männer binden die letztern oben auf dem Scheitel mit einem Riemen oder einer Schnur fest; die Weibspersonen hingegen theilen dieselben in zwei gleiche Hälften ab, deren jede sie in einen dicken langen und steifen Zopf wie die Soldaten flechten. Diese zwei Zöpfe hängen aber nicht über den Rücken hinunter, sondern auf beiden Seiten über die Ohren, so daß sie aussehen, wie

Digitized by Google

zwei lange Hörner, die über die Achseln und Arme herabreichen. Die Weibspersonen von dieser Nation sind unter allen Indianerinnen die reinlichsten, und diejenigen, die sich am häufigsten waschen; dagegen glaube ich sie aber auch für die eitelsten, stolzesten und ungefälligsten unter allen halten zu dürfen.

Die Mannspersonen tragen keine Art von Kleidungsstücken, weder im Kriege, noch auf der Jagd, noch auch zu Hause, ausgenommen wenn es sehr kalt ist, wo sie den oben beschriebenen Poncho umzuhängen pflegen; wenn sie jedoch nach Buenos-Ayres gehen, so bedecken sie sich jedesmal mit dem letztern. Die reichern unter ihnen tragen bei dieser Gelegenheit auch einen Hut und eine Weste, und haben noch überdieß eine Decke um die Lenden herum geschlagen; die Kaciken aber haben einen ordentlichen Rock und eine Weste an, womit sie der Vicekönig von Zeit zu Zeit zu beschenken pflegt. Keiner unter allen hat jedoch weder ein Hemde noch Hosen an, und sie machen gewöhnlich immer voraus bekannt, daß man ihnen doch ja keine von diesen Kleidungsstücken schenken mögte; denn sie wären ihnen viel zu beschwerlich, als daß sie dieselben tragen könnten. Die Weibspersonen tragen Ohrengehenke und Halsbänder von geringem Werthe; über den Körper hängen sie einen Poncho, der ihnen den Busen ganz bedeckt und bis über die Knie herabreicht, so daß man durchaus nichts von ihnen zu sehen bekommt, als das Gesicht und die Hände; es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß sie sich zu Hause weniger sorgfältig verhüllen. Diejenigen unter ihnen, die an wohlhabendere Indianer verheirathet sind, und die Töchter derselben putzen sich jedoch weit mehr heraus. Sie befestigen nämlich ungefähr ein Dutzend runde dünne, drei bis sechs Zoll im Durchmesser haltende Stückchen Kupfer in gleicher Entfernung von einander an ihrem Poncho, und tragen auch außerdem Stiefeln

Digitized by Google

von dünnem Leder, die mit kupfernen Nägeln reichlich verziert sind. Die Zügel ihrer Pferde und ihre Sporen sind eben so wie die ihrer Männer mit einer Menge von Silberplättchen überhängt.

Diese Ungleichheit des Reichthums, die sich auf eine so auffallende Art in der Kleidung und in dem Putze zeigt, habe ich bei keiner einzigen von allen andern Indianischen Nationen gefunden. Sie haben auch ihre besondern Oberhäupter oder Kaciken, die, ohne jedoch das Recht zu haben, ihnen das Geringste zu befehlen, sie zu bestrafen, oder irgend etwas von ihnen zu verlangen, doch bei ihnen allen in großer Achtung stehen; gewöhnlich wird alles, was dieselben vorschlagen, unbedingt angenommen, weil man ihnen einen höhern Grad von Talenten, von Klugheit und Tapferkeit zutraut. Jedes Oberhaupt bewohnt mit seiner Horde einen besondern Distrikt; wenn aber das gemeinschaftliche Interesse es erfordert, oder wenn von einem Kriege die Rede ist, so vereinigen sich alle diese Horden mit einander. Uebrigens treiben sie keinen Feldbau, und verrichten überhaupt keine Art von Arbeit; sie verstehen die Kunst zu nähen und Zeuge zu verfertigen nicht; sie haben keine Religion und keinen Gottesdienst; sie kennen weder Gesetze, noch Belohnungen, noch Strafen, noch irgend eine Art von Unterwürfigkeit; sie wissen nichts von musikalischen Instrumenten und von Tänzen; dagegen berauschen sie sich aber sehr häufig. Man findet einige unter ihnen, die etwas weniges von Bart besitzen: allein diese stammen alle von den Knaben und Mädchen ab, die sie uns im Kriege geraubt haben. Die eheliche Anhänglichkeit ist bei ihnen stärker als bei den übrigen Indianern, und daher hat auch selten einer unter ihnen mehr als eine Frau, und noch seltener tritt der Fall ein, daß er sich wieder von derselben scheiden läßt. Für ihre Kinder scheinen sie sehr viele Liebe und Zärtlichkeit zu

Digitized by Google

besitzen, ob sie ihnen gleich durchaus keinen Unterricht ertheilen. Ihre Zelte oder tragbaren Wohnungen sind in der größten Geschwindigkeit aufgeschlagen. Sie befestigen nämlich drei faustdicke Pfähle in die Erde, ungefähr vier Fuß von einander; der mittlere Pfahl ist eine Toise lang, die beiden andern sind etwas niedriger, und alle drei laufen an der Spitze in eine Art von Gabel zu. Ungefähr zwei Toisen von diesen Pfählen stecken sie drei andere vollkommen ähnliche in die Erde, und legen alsdann quer über die an den Spitzen derselben befindlichen Gabeln drei andere Pfähle, über welche sie mehrere Pferdehäute ausbreiten, und hiermit ist das Zelt für die ganze Familie aufgeschlagen. Sie schlafen sämmtlich auf Häuten, und liegen dabei immer auf dem Rücken. Wenn es ihnen in ihrem Zelt zu kalt ist, so bedecken sie es auch noch auf den beiden Seiten mit Häuten. Ihre Art sich zu verheirathen ist die nämliche, wie bei den Charrua's, und die Kinder bleiben so lange bis sie heirathen, ihren Eltern zur Last, und müssen von diesen erhalten werden. Sie kennen weder Bogen noch Pfeile, und ich glaube auch nicht, daß sie sich deren jemals bedient haben. In den ältesten Beschreibungen ist zwar die Rede davon; allein meiner Meinung nach haben sich die Verfasser derselben geirrt, wenn sie auch den Pampa's diese Art von Waffen beilegten, denn allein die Guarany's, ihre Bundesgenossen, die damals beständige Kriege mit den Spaniern führten, haben sich derselben bedient. Ueberhaupt ist keine einzige wilde Nation von ihren uralten Gebräuchen abgewichen, und besonders hat keine ihre Bogen und Pfeile aufgegeben, obgleich einige von ihnen seit der Ankunft der Spanier sich auch noch mehrerer anderer Arten von Waffen bedienen. Die Pampa's hatten in den ältesten Zeiten einen Wurfspieß, oder vielmehr einen zugespitzten Stock, mit dem sie in der Nähe fochten, und zuweilen auch von ferne, in-

Digitized by Google

dem sie ihn auf ihre Feinde hinwarfen; heut zu Tage haben sie diesen Wurfspieß jedoch verlängert und in eine lange Lanze verwandelt, die ihnen zu Pferde weit nützlichere Dienste leistet. Dabei haben sie auch noch immerfort ihre alten Kugeln beibehalten, von denen es zweierlei Arten giebt. Die erstere Art besteht aus drei runden faustdicken Steinen, die mit Kuh- oder Pferdehaut überzogen, und alle drei in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt mit Fingers dicken, drei Fuß langen, ledernen Riemen zusammen gebunden sind. Die kleinste von diesen drei Kugeln nehmen die Indianer in die Hand, schwenken sie mit der größten Gewalt über dem Kopfe herum, und schleudern sie alsdann alle drei bis auf hundert Schritte weit fort. Die Kugeln wikkeln und rollen sich in einem solchen Grade um die Beine, den Hals und den ganzen Körper des Thieres oder des Menschen, der von ihnen getroffen wird, herum, daß es ihm durchaus unmöglich ist, zu entfliehen.

Die andere Art von Kugeln besteht nur in einem einzigen Stein, und diese nennen sie die verlorne Kugel. Sie ist eben so groß, wie die andern; wenn sie aber aus Blei oder aus Kupfer besteht, was zuweilen der Fall ist, so ist sie weit kleiner. Auch diese ist mit Leder überzogen, und an einem drei Fuß langen Riemen befestigt; diesen Riemen fassen die Indianer bei dem äußersten Ende, schwenken die Kugel wie eine Schleuder herum, und wenn sie dieselbe loslassen, so bewirkt sie auf funfzig Schritte und noch weiter einen fürchterlichen Schlag. Auch wenn sie zu Pferde sind, und mit verhängtem Zügel jagen, schleudern sie diese Kugel mit der größten Sicherheit fort, und selten ohne ihr Ziel zu treffen. Wenn der Feind aber ganz in ihrer Nähe ist, so versetzen sie ihm den Schlag mit dieser Kugel ohne sie aus den Händen zu lassen. Die Pampa's besonders sind in dem Gebrauch dieser

Digitized by Google

beiden Kugeln außerordentlich geschickt; sie fangen damit wilde Pferde und alle andere Arten von Thieren, und wenn sie in den Krieg gehen, so nehmen sie immer eine große Anzahl davon mit sich. Zur Zeit der Eroberung wurde in einer Schlacht Don Diego de Mendoza, Bruder des Erbauers von Buenos-Ayres, nebst neun andern von den angesehensten spanischen Officieren, die zu Pferde waren, und außer ihnen noch eine große Anzahl von andern Spaniern, die zu Fuß fochten, von diesen Kugeln umwickelt, gleichsam gefesselt, und alsdann von den Pampa's um's Leben gebracht. Auch haben sie oftmals brennende Strohwische auf diese Kugeln fest gebunden, und damit mehrere Häuser in Buenos-Ayres und sogar auch einige Schiffe in Brand gesteckt. Ihre Art Krieg zu führen, ist die nämliche wie die der Charrua's. Da jedoch ihr Land flacher ist, und sich weniger Flüsse und Wälder in demselben befinden, so sind sie nicht im Stande sich so häufig in einen Hinterhalt zu stellen, und aus diesem über ihre Feinde herzufallen. Diesen Mangel ersetzen sie jedoch durch eine außerordentliche Klugheit, eine unbeschreibliche Tapferkeit, und durch ihre vortrefflichen Pferde, die sie mit der größten Geschicklichkeit zu behandeln wissen.

Westwärts von den Pampa's wohnen die Auca's (die einen Theil von den berühmten Araucano's in Chili auszumachen scheinen) und noch viele andere Indianische Nationen, die sämmtlich verschiedene Namen führen. Alle diese Nationen wohnten nach meinen Dafürhalten vor alten Zeiten in dem Innern der Cordillera's von Chili, und stiegen in der Absicht, sich in den Ländern, die sie jetzt bewohnen, nieder zu lassen, zu der Zeit von ihren Gebirgen herab, als die wilden Heerden, wie ich oben gesagt habe, sich bis in dieselben auszubreiten anfingen. Diese Meinung gründe ich besonders auch darauf, daß wenn die Spa-

Digitized by Google

nier ehemals von Buenos-Ayres zu Wagen nach Chili reißten, wobei sie neben dem Vulkan von Villarica, wo die Cordillera offen ist, und einen flachen, ebenen, ungefähr eine Meile breiten Durchweg bildet, vorbei mußten, auf ihrem ganzen Wege niemals Indianer antrafen. Heut zu Tage hingegen hat man ihrentwegen diesen guten und bequemen Weg ganz aufgeben müssen, und die Reise nach Chili muß immer über Mendoza gemacht werden, wobei der Uebergang über die Cordillera's mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, weil den größten Theil des Jahres hindurch alle Wege durch dieselben mit Schnee ausgefüllt sind. Uebrigens habe ich diese verschiedenen Nationen nicht sämmtlich persönlich kennen gelernt, sondern alles, was ich von ihnen weiß, gründet sich auf Hörensagen. Nach allen mit einander übereinstimmenden Nachrichten haben sie keine oder nur eine äußerst geringe Kenntniß vom Ackerbau, führen ein herumirrendes Leben, und haben sich zuweilen mit den Pampa's vereinigt, um die Spanier zu bekriegen, und die Viehheerden zu Buenos-Ayres wegzustehlen. Jede von diese Nationen hat eine ganz verschiedene Sprache; sie besitzen insgesammt Pferde und auch Schafe, aus deren Wolle sie Decken und Poncho's verfertigen, die sie für Branntwein, Paraguay-Thee und andere Dinge, die von Buenos-Ayres kommen, an die Pampa's verkaufen; zuweilen begeben sie sich auch gemeinschaftlich mit den Pampa's nach Buenos-Ayres, und geben sich alsdann für solche aus. Wirklich sind sie auch diesen sowohl an körperlichem Wuchs als an Tapferkeit vollkommen gleich; dagegen werden sie aber von andern Nationen in beiden Stücken noch übertroffen. Auch haben sie die nämliche Art von Oberhäuptern, kennen weder Religion, noch Gesetze, noch irgend eine Art von Unterwürfigkeit, und gehen ganz wie die Pampa's gekleidet.

Digitized by Google

Auch noch viele andere herumwandernde Nationen von Wilden, die zwischen der Patagonischen Küste und den Cordillera's von Chili vom 41° der Breite an bis an die Magellanische Meerenge wohnen, habe ich nicht selbst gesehen noch kennen gelernt; ich weiß jedoch, daß sich mehrere von ihnen, worunter die Spanier vorzüglich die Balchita's und die Tehuelchu's nennen, häufig mit den Pampa's in ihren Kriegen gegen die Spanier vereinigt haben. Auch noch heut zu Tage, wo wir mit den Pampa's im Frieden leben, begeben sich diese Nationen nicht selten auf die Nordseite des Rio-Negro (schwarzen Flusses), und so gar auch des Rio-Colorado (rothen Flusses), und lassen sich auf einige Zeit südwärts von den Pampa's nieder. Niemals habe ich jedoch gehört, daß diese Nationen unter einander selbst Krieg führten, wie es doch bei denen nordwärts am La Plata-Strome häufig der Fall ist. Sie sind übrigens den Pampa's an Muth und körperlicher Stärke vollkommen gleich, und einige von ihnen scheinen die letztern sogar noch zu übertreffen, besonders die Patagonen, welche ich für die Tehuelchu's der Spanier halte. Zwei von diesen letztern waren einmal in Gesellschaft von Pampa's nach Buenos-Ayres gekommen, und daselbst von einem meiner Bekannten gemessen worden; dieser versicherte mich, daß der eine von ihnen sechs Fuß sieben Zoll groß, und der andere nur zwei Zoll kleiner war. Vielleicht waren jedoch noch mehrere von ihnen, die sich durch ihre Größe nicht besonders auszeichneten, unter der ganzen Anzahl von Wilden: denn ich bin gewiß überzeugt, daß das angeführte Maaß nicht die mittlere Größe der ganzen Nation ist, sondern daß dieselbe nicht über sechs Fuß drei Zoll beträgt. Man darf also denjenigen Schriftstellern, die sie zu ungeheuren Riesen machen, eben so wenig Glauben beimessen, als den andern, die behaupten, daß sie um nichts größer sind als d. Euro-

Digitized by Google

päer. Es ist für alle, die eine Reise in diesen Meeren gemacht haben, eine bekannte Sache, daß man auf diesen Küsten viele Nationen von Indianern antrifft, unter welchen die allerkleinsten unsere Größe haben, die übrigen aber bei weitem größer sind. Man darf sich daher nicht sowohl über die Verschiedenheiten in den Erzählungen der Reisenden, als vielmehr über ihre Uebertreibungen wundern.

Alle die verschiedenen Nationen, die in diesen Gegenden wohnen, haben insgesammt ganz von einander verschiedene Sprachen, und kennen weder Religion, noch Gesetze, noch Spiele, noch Tänze. Heut zu Tage sind sie nicht sehr zahlreich, und werden von der gemeinschaftlichen Versammlung regiert, worin jedoch die Kaciken den größten Einfluß haben. Keine von ihnen giebt sich mit Ackerbau ab, aber alle besitzen sehr viele Pferde, die ihnen nicht nur zum Reiten, sondern auch zur Nahrung dienen. Außerdem leben sie von der Jagd, die ihnen Tatu's, Hasen, Hirsche, Wiesel, Yaguareté's, Guazuara's, Aguaragay's, Strauße und Rebhühner in Menge liefert. Ihre Zelte oder tragbaren Häuser sind eben so beschaffen, wie die der Pampa's; auch ist bei kalter Witterung ihre Kleidung die nämliche, nur daß sie sich anstatt des Poncho's mehrerer Decken bedienen. Diese Decken sind beinahe viereckigt, und können ungefähr vier Fuß lang seyn; der innere Theil derselben besteht gewöhnlich aus Aguaragay-, Guanaco- oder Hasenfellen, und die äußere Einfassung besteht in Yaguareté-Fellen. Auf der Seite, wo keine Haare sind, bringen sie mehrere Mahlereien an, und wenn sie sich ihrer bedienen, so wickeln sie sich ganz in dieselben ein. Eine große Menge von diesen Decken verkaufen sie an die Pampa's, und erhalten dagegen von diesen Branntwein, Paraguay-Thee, Messer und mehrere andere Dinge, die von Buenos-Ayres kommen.

Digitized by Google

Die Guarany's. — Diese Nation allein war zahlreicher und ausgebreiteter, als alle diejenigen zusammengenommen, die ich bisher beschrieben habe und noch beschreiben werde: denn zur Zeit der Entdeckung von Amerika hatte sie alle Länder im Besitz, welche heut zu Tage die Portugiesen in Brasilien inne haben, und wie ich glaube auch noch Guiana. Hier gebe ich jedoch nur diejenigen Gränzen ihres Landes an, die zum Zweck dieser Beschreibung gehören, und nach welchen sie sich nordwärts von den Charrua's, den Bohane's und den Minuane's bis zum 16° ausgebreitet hatten. Auf das westliche Ufer des Paraguay- und weiterhin des Parana-Flusses war jedoch diese Nation nicht hinübergegangen, außer nur an den beiden äußersten Enden derselben. Sie besaß nämlich noch das Gebiet von San-Ysidro und de las Conchas bei Buenos-Ayres, den ganzen südlichen Theil bis zum 30°, und alle Inseln in dem Parana-Flusse; an dem andern Ende verbreitete sie sich westwärts von dem Paraguay-Flusse, und erstreckte sich in die Provinz Chiquitos bis an die Vorberge der großen Andes-Gebirge, wo noch eine große Menge von ihnen unter dem Namen der Chiriguana's gewohnt hat. Hierbei muß ich jedoch bemerken, daß sich zwischen den Chiriguana's und Guarany's, die in der Provinz Chiquito lebten, und mit den erstern eine und die nämliche Nation ausmachten, eine ungeheuer große Strecke Landes befand, auf welcher mehrere andere ganz von einander verschiedene Indianische Nationen lebten. Ferner muß ich auch noch anmerken, daß in den von mir angegebenen Ländern, wo die Guarany's wohnten, sich ebenfalls noch andere Nationen aufhielten, deren Gebiet von den letztern auf allen Seiten eingeschlossen wurde. Alle diese Nationen waren, wie wir weiter unten sehen werden, nicht nur von den Guarany's, sondern auch unter einander selbst wesentlich verschieden.

Digitized by Google

Die Nation der Guarany's bewohnte die von mir angegebene unermeßliche Länderstrecke, ohne daß sie weder durch irgend ein politisches Band zusammengehalten wurde, noch auch irgend ein gemeinschaftliches Oberhaupt hatte. Sie befand sich gerade in der nämlichen Lage, wie die Indianer in Peru, als der erste Ynca sie mit so leichter Mühe seiner Herrschaft unterwarf. Die Guarany's waren durchgängig in sehr kleine von einander unabhängige Horden eingetheilt, wovon jede einen andern Namen führte, den sie entweder von ihrem Kaciken, oder von der Gegend, in der sie wohnte, hergenommen hatte. Zuweilen faßte man unter einem einzigen Namen die verschiedenen Horden, die längs eines Flusses oder in irgend einem Distrikte wohnten, zusammen, und dieß ist der Grund, warum die Eroberer von Amerika der einzigen Nation der Guarany's eine so zahllose Menge von Namen beigelegt haben. Es würde mich jedoch zu weit führen, wenn ich auch nur einen Theil derselben hier angeben wollte.

Das Schicksal der Guarany-Nation ist nicht überall dasselbe gewesen. Alle diejenigen Horden derselben die in den unermeßlichen Ländern, welche heut zu Tage die Portugiesen besitzen, wohnten, wurden von den letztern gefangen genommen, und als Sklaven behandelt; da sie sich nun in dieser Lage mit den aus Afrika eingeführten Negern vermischten, so mußte natürlicher Weise ihr ursprünglicher Stamm nach und nach gänzlich aussterben. Die Portugiesen blieben aber hierbei nicht einmal stehen, sondern machten auch Einfälle tief in das Innere unserer Besitzungen, und schleppten aus denselben nicht nur alle diejenigen Guarany's weg, die noch ihrer vollen Freiheit genossen, sondern auch über achtzehn Stämme derselben, welche die Spanier in Paraguay sich schon unterworfen, und einigermaßen an ein civilisirtes Leben gewöhnt hatten.

Digitized by Google

Die Spanier hingegen benahmen sich auf eine ganz andere Art. Sie haben nicht nur keinen einzigen Guarany jemals verkauft, sondern sie lassen auch jetzt noch viele Tausende derselben, theils in den Jesuitischen und nicht Jesuitischen Kolonieen, theils auch in dem Genusse der vollkommensten Freiheit forleben. In den von mir beschriebenen Ländern giebt es nämlich eine große Menge Horden von Guarany's, die noch ganz eben so frei sind, als sie es vor der Ankunft der Spanier waren. Weiter unten werde ich Gelegenheit haben von denjenigen Guarany's, die den Spaniern unterworfen sind, und in christlichen Ortschaften beisammen leben, ausführlicher zu reden; hier habe ich es bloß mit ihrer Nation im Zustande der vollkommenen Freiheit zu thun. Da jedoch alle diejenigen unter ihnen, die sich noch in diesem Zustande befinden, in den dicksten, unzugänglichsten Waldungen wohnen, wo ich niemals Gelegenheit gehabt habe hinzukommen, so muß ich meine Beschreibung theils aus Manuskripten, die mir zu Gebote standen, schöpfen, theils von denjenigen Personen entlehnen, die zuweilen einige von diesen Indianern gesehen haben; theils aber muß ich sie nach demjenigen entwerfen, was ich selbst an mehreren derselben, die mir zu Gesicht gekommen sind, beobachtet, nnd endlich muß ich auch die Beobachtungen dabei zu Hülfe nehmen, die ich über die zum Christenthum bekehrten Guarany's angestellt habe.

Alle freien Guarany's lebten durchgängig in der Nähe von großen Wäldern, und rings um dieselben herum, oder auf den kleinen freien Stellen, die man zuweilen in dem Innern dieser Waldungen antrifft. Ließen sie sich auch ja zuweilen in einer freien Gegend von einem großen Umfange nieder, so geschahe es doch bloß, wenn sie weiter hin keine andere Nation zu Nachbarn hatten. Ihre Hauptnahrung bestand in Honig und wilden Früchten, aber doch aßen sie auch Affen,

Mborebi's,

Digitized by Google

Mborebi's, und Capibera's, wenn sie eines oder das andere von diesen Thieren erlegen konnten. Außerdem bestand auch noch ein großer Theil ihrer Nahrung in Bohnen, Mais, Kürbissen, Pataten, und den Mandiocasarten, nämlich dem Manioc und dem Camanioc, welche Pflanzen sämmtlich sie selbst baueten. Wenn sie sich in der Nähe eines Flusses befanden, so schossen sie Fische mit Pfeilen todt, oder fischten mit hölzernen Angeln, und einige Stämme unter ihnen besaßen auch eine Art von sehr kleinen Kanots. Zur Zeit der Ernte legten sie mit der größten Sorgfalt Magazine für das ganze Jahr an: denn in der ganzen übrigen Zeit konnten sie nicht so viel Vögel und vierfüßige Thiere auftreiben, als zu ihrem Unterhalte nöthig waren. Daher sammelten sie auch nur in solchen Zeiten, wo die Arbeiten des Ackerbaues ihre Anwesenheit nicht mehr erforderten, Baumfrüchte ein, oder gingen auf die Jagd, und auch alsdann entfernten sie sich niemals sehr weit von ihren Wohnorten, um zu jeder Zeit bereit zu seyn, ihre Feldfrüchte einzusammeln. Hieraus sieht man, daß sie feste Wohnplätze hatten, und nicht aus einer Gegend in die andere herum wanderten, wie es die oben beschriebenen Nationen zu thun pflegten.

Ihre Sprache ist von der aller übrigen indianischen Völkerschaften gänzlich verschieden, allein sie ist die nämliche bei allen einzelnen Zweigen ihrer Nation. Man hätte daher, wenn man die Sprache verstand, in den früheren Zeiten in ganz Brasilien herumreisen, Paraguay in allen Richtungen durchkreuzen, nach Buenos-Ayres hinunter, und wieder nach Peru bis zu den Wohnplätzen der Chiriguane's hinaufgehen können, ohne irgend ein Volk zu finden, dem man sich nicht hätte verständlich machen können. Diese Sprache wird für die allerreichste unter allen Sprachen der Wilden in Amerika gehalten; allein dennoch fehlt es ihr an einer Menge von Ausdrücken, und man kann darin

Digitized by Google

z. B. nur bis auf vier zählen; für alle übrigen Zahlen aber giebt es keine Worte mehr. Der Pater Ludwig Volaños, ein Franciskaner, hat unsern Katechismus in dieselbe übersetzt. Da sich aber sehr viele Nasen- und Kehlentöne darin befinden, so haben die Jesuiten besondere Zeichen erfunden, um die Aussprache derselben aufzufassen und zu bezeichnen; ja sie haben sogar ein Wörterbuch und eine Grammatik für diese Sprache drucken lassen. Allein dessen ungeachtet ist sie außerordentlich schwer zu erlernen, und es gehören mehrere Jahre dazu, ehe man sich nur einigermaßen darin verständlich machen kann.

Die mittlere Größe dieser Nation scheint mir etwas geringer zu seyn, als die der Spanier, und folglich sind sie um vieles kleiner, als die oben beschriebenen Völker. In dem nämlichen Verhältnisse scheinen sie auch untersetzter, fleischigter und häßlicher zu seyn; ihre Farbe ist weniger dunkel und fällt mehr in's Röthliche; die Weibspersonen haben weniger Busen und kleine Hände. Die Mannspersonen zeichnen sich dadurch vor allen andern Indianern aus, daß sehr viele unter ihnen ein wenig Bart haben, ja sogar auch Haare am Körper; allein mit den Europäern sind sie doch in diesem Stücke keinesweges zu vergleichen. Ein Mann, der sehr lange unter den christlichen Guarany's gelebt hatte, hat auf ihren Begräbnißplätzen vielfältig die sonderbare Bemerkung gemacht, daß sich ihre Knochen weit schneller in Erde verwandeln, als die der Spanier. Den übrigen Indianern gleichen sie jedoch vollkommen in Rücksicht des Gesichtes, des Gehörs, der Zähne und des Haarwuchses. Auch hat noch eine andere Sonderbarkeit bei ihnen Statt, die sie mit allen andern Indianischen Völkerschaften gemein haben, und die darin besteht, daß die Geschlechtstheile der Mannspersonen niemals von mehr als mittlerer Größe sind, dahingegen die der Weibspersonen sehr breit,

Digitized by Google

und ihre Schamlefzen außerordentlich angeschwollen sind *). Auch sind sie nicht so fruchtbar wie unsere Weiber: denn ich habe eine Menge Listen und Verzeichnisse von ältern und neuern Stämmen dieser Nation durchgegangen, und nur einen einzigen Vater von zehn Kindern unter ihnen gefunden; im Durchschnitt genommen kamen immer nur vier Kinder auf eine Familie. Die Anzahl der Weibspersonen ist durchgängig stärker, als die der Mannspersonen; sie verhalten sich gegen einander ungefähr wie vierzehn zu dreizehn.

Ihr äußeres Ansehen ist ernsthaft, finster, und niedergeschlagen; sie sprechen wenig und immer sehr leise, ohne jemals weder zu schreien noch laut zu klagen; auch ist ihre Stimme durchaus nicht voll und wohlklingend. Eben so wenig hört man sie laut lachen, und niemals sieht man in ihrem Gesichte irgend eine Leidenschaft abgedrückt. Sie sind über allen Ausdruck schmutzig, wissen weder etwas von irgend einer Gottheit, noch von Gesetzen, Pflichten, Belohnungen und Bestrafungen. Die Person, mit der sie sprechen, sehen sie niemals in's Gesicht an. Bei ihren Heirathen herrscht noch mehr Kälte und Gleichgültigkeit, als bei denen der oben beschriebenen Völker, und es haben nicht die allergeringsten Ceremonieen dabei Statt. Die Eifersucht kennen sie ganz und gar nicht. Den sprechendsten Beweis hiervon findet man in der Bereitwilligkeit und dem Vergnügen, womit sie ihre Weiber und ihre Töchter den ersten Eroberern Preis gaben; das nämliche thun sie auch noch heut zu Tage, wenn sie auch gleich zum Christenthume bekehrt sind. Das weibliche Geschlecht heirathet außerordentlich frühzeitig, und

*) Man erinnere sich hierbei, daß bei der Ankunft der Spanier in Amerika die dasigen Weibspersonen sich ihnen mit einer Art von Wuth Preis gaben, und dadurch nicht wenig zur schnellern Eroberung des Landes beitrugen.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

gewöhnlich schon in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren. Die Männer aber heirathen ein wenig später; aber sobald es geschehen ist, so machen sie auch sogleich eine besondere Familie aus.

In den alten Manuskripten habe ich zwar nicht die geringste Spur gefunden, daß die Guarany's die Musik und den Tanz kennten, allein bei einem von diesen Indianern, der zu einer noch heut zu Tage ganz freien Horde gehörte, habe ich dennoch den unverkennbarsten Beweis davon gefunden. Ich sahe ihn nämlich mehrere Maiskörner in eine leere Kalebasse legen, und sie herumschütteln, um einen hohlen Schall hervorzubringen; dabei tanzte er auf eine äußerst schwerfällige Art, so daß er den Boden gewissermaßen nur mit dem Fuße schlug, ohne sich mehr als zwei Finger breit über denselben zu erheben. Diesen Tanz begleitete er mit einem leisen Gesang, wobei er jedoch nicht ein einziges Wort deutlich aussprach. — Jede Horde dieser Wilden hatte schon ehemals, so wie es auch noch heut zu Tage der Fall ist, ihren besondern Kaciken, dessen Würde gewöhnlich erblich ist, und den sie alle mit einer gewissen Art von Hochachtung behandeln, ohne jedoch den Grund davon angeben zu können. Allein in Rücksicht der Wohnung, der Kleidung und der Lebensart, existirt nicht der allergeringste Unterschied zwischen diesem Kaciken und allen übrigen Indianern; um zu leben, muß er so gut arbeiten wie alle andern, und erhält von den übrigen weder Tribut, noch irgend eine Art von Dienstleistungen.

In einigen heut zu Tage noch wilden Stämmen tragen die Mannspersonen einen Barbot in der Lippe, der aber nicht von Holz, sondern von einem durchsichtigen Harze verfertigt wird, und bei einer Länge von fünf Zoll über vier Linien dick ist. Um ihn zu befestigen, stecken sie inwendig im Munde ein anderes Stückchen von diesem Harze quer wie einen Riegel hindurch.

Digitized by Google

Auf dem Kopfe haben sie eine Tonsur, wie bei uns die katholischen Priester; übrigens tragen sie keine andern Kleider, als einen kleinen Beutel, um die Zeugungstheile darin zu verbergen. Das nämliche thun die Frauenspersonen mit ihren Geburtstheilen, welche sie mit einem Stückchen Zeuge oder einer kleinen Haut verhüllen. Die letztern schneiden sich die Haare nicht ab, und kennen überhaupt keine Art von Putz; allein bei dem ersten Eintritte ihrer monatlichen Reinigung ziehen sie sich von dem obern Theile der Stirn an bis über die Nase herunter mehrere blaue unvertilgbare Streifen in die Haut. Da ihre Wohnungen sehr weit von einander entfernt sind, und es vor der Ankunft der Europäer noch mehr waren, indem damals zwischen den verschiedenen Horden nicht die allergeringste Verbindung Statt hatte, so mußte hieraus nothwendiger Weise einige Verschiedenheit in ihren Sitten und Gebräuchen entstehen. Wirklich kennen auch mehrere von diesen Horden weder die Kunst zu spinnen, noch die, Zeuge zu verfertigen; bei andern schränken sich die gesammten Kenntnisse bloß darauf ein, daß sie baumwollene Decken verfertigen, in die sie sich einwickeln; noch andere haben keinen bestimmten Begräbnißplatz, und pflegen ihre Todten in Gefäßen von gebrannter Erde beizusetzen, welches letztere überhaupt der allgemeine Gebrauch bei dieser Nation zu seyn scheint; ferner müssen auch ehemals mehrere Horden derselben den Gebrauch der Barbots nicht gekannt haben, weil die ältesten Beschreibungen von ihnen dessen durchaus nicht erwähnen; endlich war auch eine Horde unter ihnen, in welcher sich beide Geschlechter die Nase auf beiden Seiten mit kleinen Stückchen von weißen und blauen Steinen belegten, und gleichsam inkrustirten.

Alle anderen Nationen flößen den wilden Horden von dieser Nation einen panischen Schrecken ein; niemals fähren sie Krieg, oder lassen sich in irgend eine

Digitized by Google

Art von Unterhandlungen mit ihnen ein, ja sogar nicht einmal um Frieden von ihnen zu erbitten. Sie vermeiden es durchaus, auf irgend eine Art mit ihnen zusammen zu kommen, und ich zweifle sehr, ob zehn bis zwölf Guarany's es wagen würden, einem einzigen Indianer von den bisher beschriebenen und noch weiter zu beschreibenden Nationen die Spitze zu bieten. Die Jesuiten haben zwar ihre kriegerischen Eigenschaften außerordentlich gerühmt; allein zum Beweise davon wußten sie nichts weiter anzuführen, als zwei oder drei höchst unbedeutende Gefechte mit den Spaniern. Dagegen ist es aber eine bekannte Sache, daß die letztern sie überall mit der größten Leichtigkeit besiegt und sich unterwürfig gemacht haben, was sie doch bis jetzt noch mit keiner einzigen von den übrigen Indianischen Nationen haben bewerkstelligen können. Wirklich sind alle unsere Indianischen Kolonieen auf dieser Seite des Landes fast ausschließlich mit Guarany's bevölkert, und nur selten findet man unter ihnen einige wenige Indianer von andern Nationen. Diejenigen von ihren Horden, die noch in dem ganz wilden Zustande leben, wollen weder Frieden noch irgend ein Verkehr mit den Spaniern haben. Wenn wir in ihr Land kommen, so suchen sie uns von fern her mit Pfeilen todt zu schießen; zu welchem Ende sie sich hinter dicken Bäumen verbergen, so daß man sie nicht sehen kann, und wenn man auf sie zugeht, so ergreifen sie mit der größten Geschwindigkeit die Flucht, ohne sich auch nur im geringsten zur Wehr zu setzen. Ihre Waffen bestehen in einem sechs Fuß langen Bogen, in 4½ Fuß langen Pfeilen, deren Spitze aus einem äußerst harten Holze verfertigt ist, und in einer Marana, einer Art von Keule, die drei Fuß lang und an dem einen Ende weit dicker als an dem andern ist. Sie gehen immer zu Fuße: denn sie haben keine Pferde, und auch sonst keine andere Art von Hausthieren. In den alten Be-

Digitized by Google

schreibungen von ihnen wird zwar behauptet, daß sie welche besäßen, und daß sie unter andern auch Hühner und Enten aufzögen; allein ich glaube es nicht, weil man heut zu Tage weder bei den wilden Guarany's, noch bei irgend einer andern wilden Indianischen Nation die geringste Spur davon antrifft; auch sogar diejenigen unter ihnen, von denen man allenfalls sagen kann, daß sie einige Hausthiere besitzen, haben doch schlechterdings keine andere, als Hunde, Pferde, und äußerst selten einige wenige Schafe.

Die Bogen dieser Wilden bestehen in einer äußerst harten, glatten, wenig biegsamen und in der Mitte beinahe faustdicken Stange; gegen die beiden Enden läuft sie immer dünner zu, und diese Enden selbst sind in einem solchen Grade spitz, daß sie füglich anstatt einer Lanze gebraucht werden können. Die Biegung des Bogens ist so gering und unbedeutend, daß wenn man ein Lineal an die beiden Enden desselben anlegte, höchstens ein zwei Finger breiter Zwischenraum zwischen ihm und dem mittlern Theile des Bogens entstehen würde. Ueberdieß ist dieser Bogen mit Streifen von Baumrinde überzogen, die wie das Band an dem Zopf eines Soldaten über einander gewickelt werden. Er wird durchaus niemals gespannt, als in dem Augenblick, wo man sich seiner bedienen will, und deßhalb wird auch die Sehne immer nur bloß an dem einen Ende festgebunden und daselbst zusammengewickelt. Wenn sie nun schießen wollen, so binden sie diese Sehne auch an dem andern Ende des Bogens fest, drücken mit dem Fuße die eine Spitze desselben ein wenig in die Erde ein, und spannen ihn alsdann so stark sie nur immer können; wie vortrefflich aber diese Wilden zielen und schießen, ist zur Genüge bekannt.

Da die Pfeile sehr lang sind, so bedient sich keine von allen diesen Nationen eines Köchers, ausgenommen die Charrua's und die Minuane's, weil diese

Digitized by Google

kurze Pfeile, so wie auch kleinere Bogen haben, damit sie dieselben zu Pferde desto besser handhaben können. Die Kinder bedienen sich zur Jagd der Vögel und der kleineren Thiere eines weit schwächern Bogens, der aus einem biegsamern und elastischern Holze besteht, weit mehr gekrümmt und nicht über drei Fuß lang ist. Sie befestigen an demselben zwei Sehnen, die in der Entfernung eines Zolles parallel mit einander hinlaufen, und durch zwei gabelförmige Stäbchen an den beiden Enden des Bogens in dieser Richtung erhalten werden. In der Mitte der Sehne ist ein kleines Netz angebracht, auf welches die Bodocke, eine gebrannte thönerne Kugel von der Größe einer Nuß gelegt wird. Sie führen beständig einen Beutel mit solchen Bodocken bei sich, nehmen immer vier oder fünf davon auf einmal mit der linken Hand aus demselben heraus, während sie den Bogen mit der rechten halten, legen sie alle einzeln auf das Netz, und schießen sie alsdann sämmtlich auf die Vögel ab. Die Kugeln fahren bis auf vierzig Schritte weit, und jeder Schuß mit denselben tödtet zu gleicher Zeit eine große Menge von Vögeln. Es ist zu verwundern, daß die Wilden sich dieses Bogens ihrer Kinder nicht auch im Kriege bedienen: denn die Kugeln haben eine solche Gewalt, daß eine einzige derselben auf dreißig Schritte einem Menschen ein Bein entzwei schlagen kann.

Zum Schluß muß ich hier noch anführen, was mir einmal ein Geistlicher erzählt hat: „Ich habe, sagte er, diesen Guarany-Jungen zu mir genommen, als er kaum erst vier Jahre alt war, und habe ihn bis jetzt, wo er vierzehn Jahr alt ist, in meinem Hause auferzogen. Er hat in seinem Leben keinen Fluß gesehen, noch auch sonst irgend ein Wasserbecken, das groß genug gewesen wäre, um darin schwimmen zu können; denn es giebt dergleichen nicht in meiner ganzen Pfarrei: er selbst aber hat dieselbe niemals verlassen, und ist mir

Digitized by Google

nicht einen einzigen Tag aus dem Gesichte gekommen. Nun will ich ihm aber einmal sagen, daß er über diesen Fluß hinüberschwimmen soll (wir befanden uns mit einander auf einer Reise, und der Fluß, an dem wir eben angekommen waren, war ungefähr so breit und tief wie der Mayn), und er wird es unbedenklich thun und glücklich ausführen: denn ich habe häufig die Bemerkung gemacht, daß die Guarany's eben so gut wie die vierfüßigen Thiere von Natur schwimmen können." Wir machten wirklich auf der Stelle die Probe mit ihm, und sie glückte vollkommen. Es wäre vielleicht möglich, daß die Guarany's einen specifisch leichteren Körper als wir hätten! *)

Die Tupy's. — Diese Nation von wilden Indianern war und ist noch heut zu Tage auf allen Seiten von den Guarany's umringt, und ich kann nicht begreifen, auf welche Art sie so gänzlich in die Mitte derselben hat kommen können. Sie wohnt in den Wäldern zwischen den Jesuitischen Kolonieen St. Xaver und St. Angelus, und ob mir gleich nicht bekannt

*) Dieß wäre noch nicht hinreichend dazu, um von Natur und ohne es durch Uebung erlernt zu haben, schwimmen zu können; hierzu müßten sie auch nothwendig specifisch leichter als das Wasser seyn. Zwar können auch die Hunde und andere vierfüßige Thiere, die specifisch schwerer als das Wasser sind, von Natur schwimmen; allein hiervon liegt der Grund darin, daß ihr Körper bei dem Schwimmen in der nämlichen Richtung wie auf der Erde bleibt, und daß die zum Schwimmen erforderliche Bewegung ganz dieselbe ist, deren sie sich auf dem Lande zum Gehen und Laufen bedienen. Ganz ein anderer Fall aber ist es mit dem Menschen, der unfehlbar im Wasser ertrinkt, wenn er, um sich auf der Oberfläche desselben zu erhalten, keine andern Bewegungen macht, als an die er im Gehen und Laufen gewohnt ist. Es gehören im Gegentheil ganz besondere eigenthümliche Bewegungen dazu, die er nur durch häufige Uebung erlernen kann, und ohne welcher sich schlechterdings nicht von Natur über dem Wasser erhalten und auf demselben fortbewegen kann. Ich bin daher vollkommen überzeugt, daß der kleine Guarany ohne Wissen des Pfarrers mehr als einmal seinen Wohnort verlassen und sich im Schwimmen geübt hatte.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

ist, wie weit sie sich gegen Osten und Norden ausdehnt, so weiß ich doch, daß sie das östliche Ufer des Uruguay von St. Xaver bis ungefähr in den 28° der Breite bewohnt, aber sich nicht auf das westliche Ufer dieses Flusses ausgebreitet hat. Sie haben sich oft an dem Ufer desselben gegen St. Xaver über sehen lassen, und dabei ein fürchterliches Gebrüll ausgestoßen; zuweilen haben sie auch die Guarany's in den beiden Kolonieen angegriffen, mehrere von ihnen ermordet und ihnen das Vieh weggeschleppt. Durch diese Angriffe haben sie den Guarany's einen solchen panischen Schrecken eingejagt, daß mir dieselben, als ich mich in ihren Kolonieen befand, die allerübertriebensten Nachrichten von diesen Wilden ertheilt haben. Unter andern erzählten sie mir, daß sie ein herumirrendes Leben führten, und sich niemals länger als zwei Tage an dem nämlichen Orte aufhielten; daß sie gar nicht sprächen, sondern nur bellten wie die Hunde; daß sie Menschenfresser wären, und daß zwei von ihnen, die sie bei zwei verschiedenen Gelegenheiten gefangen genommen hätten, kein Wort gesprochen, nicht die geringste Nahrung zu sich genommen, und sich auf diese Art in kurzer Zeit selbst freiwillig um's Leben gebracht hätten. Auch in mehrern Manuskripten von Jesuiten, die mir in die Hände gefallen sind, werden die nämlichen und noch weit ärgere Dinge von ihnen erzählt, und in dem einen derselben wird sogar behauptet, daß sie in einer Art von Kästchen oder vielmehr in Nestern wie die Vögel auf den Bäumen lebten. Aber von allem diesem glaube ich durchaus nichts; hingegen in die folgenden Nachrichten, die mir von dem Administrator der genannten Kolonieen, Don Francisco Gonzalez, mitgetheilt worden sind, kann ich keinen Zweifel setzen.

Im Jänner 1800 kam ein Haufe von ungefähr zweihundert Tupy's, die von einer gänzlich unbekann-

Digitized by Google

ten Nation verfolgt wurden, aus den dicken Wäldern, worin sie wohnen, heraus, ging durch den damals sehr seichten Uruguay hindurch, und wandte sich gegen Norden bis zu einer neuangelegten Kolonie von Guarany's; jene Wilden verbrannten diese, brachten viele Menschen dabei um's Leben, und flüchteten sich hierauf wieder in ihre Waldungen zurück. Hierbei wurden sie jedoch von den Guarany's aus den umherliegenden Kolonieen unter Anführung der Spanier verfolgt. Die letztern fanden auf ihrem Marsche den Leichnam eines erwachsenen Tupy's, den die Seinigen in ein nicht tiefes, inwendig durchaus mit Palmblättern ausgeschlagenes Grab gelegt hatten; der Leichnam selbst war ebenfalls mit Palmblättern bedeckt, aber nicht mit Erde überschüttet; um das Grab herum lagen der Bogen, die Pfeile und die Keule des Verstorbenen, und an den vier Ecken waren an dicken Pfählen vier Hunde angebunden; die letztern waren jedoch schon todt, als man das Grabmal entdeckte. Die Guarany's wagten es übrigens nicht, die Tupy's anzugreifen; da jedoch diese sich vereinzeln mußten, um Lebensmittel aufzutreiben, so wurden einige Knaben und Weibspersonen von ihnen gefangen genommen. Weil sie aber nicht sehr sorgfältig bewacht wurden, so entflohen sie sämmtlich wieder, bis auf zwei Mädchen von zwölf und achtzehn Jahren, die der nämliche Gonzalez mit sich in seine Wohnung nahm, die aber ebenfalls kurze Zeit nachher wieder die Flucht ergriffen und in ihre Wälder zurückkehrten.

Im Anfange waren diese beiden Mädchen sehr freundlich und zuthätig, und küßten und liebkoseten alle Frauenspersonen, die sie antrafen. Wenn sie in ein Haus kamen, nahmen sie alle Kleidungsstücke, die sie vorfanden, und zogen sie an, wobei sie oft nicht wußten, für welchen Theil des Körpers dieselben bestimmt waren, und dadurch die lächerlichsten Scenen veranlaßten. Gewöhnlich badeten sie sich zwei bis drei

Digitized by Google

Mal im Tage, und zuweilen tanzten sie ganz allein mit einander. In ihrer Sprache befanden sich weder Nasen- noch Kehlentöne, und man konnte sie ohne große Schwierigkeit sprechen und schreiben. Was man von ihren Erzählungen verstehen konnte, beläuft sich ungefähr auf folgendes:

Diese Wilden kennen den Ackerbau, und säen jährlich Mais, Kalebassen, Patáten, Manioc, Bohnen u. s. w. Aus dem Mais und dem Manioc bereiten sie auch eine Art von Brot. Sie wohnen immer an einem und dem nämlichen Orte, und verlassen diesen nur in der Zeit, wo die Ernte noch nicht reif ist, um Baumfrüchte und wilden Honig einzusammeln. Ihre Hütten sind mit Palmblättern bedeckt. Sie gehen ganz nackt. Die Weibspersonen schneiden sich die Haare rings um den Kopf herum ab, tragen Halsbänder von kleinen, runden und flachen Muscheln, wovon manche Schnüre so groß sind, daß sie bis auf den Bauch herunter hängen, und reißen sich eben so wie die Mannspersonen die Augenbraunen und Augenwimpern, so wie überhaupt alle Haare am ganzen Körper sorgfältig aus. Diese Indianer leben mit keiner andern Nation in Frieden, sondern in fortwährendem Kriege, wobei sie weder Alter noch Geschlecht verschonen. Sie haben sechs Fuß lange Bogen, 4½ Fuß lange Pfeile, an deren Spitze sich ein Knochen oder ein Kieselstein befindet, und eine kurze Keule. Auch besitzen sie steinerne Aexte, wovon ich selbst eine gesehen habe, mit der es mir jedoch gänzlich unmöglich schien, das geringste entzwei hauen zu können. Auf den Schultern tragen sie beständig eine Art von Korb, der aus Rohr geflochten, und, wie ich mich selbst durch den Augenschein überzeugt habe, vortrefflich gearbeitet ist; diesen binden sie mit einem Strick um die Stirne herum fest, und heben ihre Lebensmittel und was sie sonst eßbares unterweges antreffen, darin auf. Ihre Größe ist die nämliche,

Digitized by Google

wie die der Guarany's, aber ihre Farbe ist ein wenig heller; auch sind ihre Züge weit schöner und angenehmer, und ihre ganze Physiognomie ist in einem auffallenden Grade offener, fröhlicher und ausdrucksvoller. Sehr merkwürdig war es, daß die beiden gefangenen jungen Mädchen durchaus nicht allein schlafen, sondern schlechterdings einen Guarany bei sich haben wollten; sie gaben sich immer alle mögliche Mühe, einen zu finden, der dazu bereit war, und wenn man sie davon abhalten wollte, so geriethen sie in die allerfürchterlichste Wuth.

Die Guayana's. — Diese Nation muß man nicht mit mehrern Horden von Guarany's verwechseln, denen die Einwohner von Paraguay den nämlichen Namen beilegen. Sie wohnt mitten in den dichten Waldungen auf dem östlichen Ufer des Uruguay von dem Flusse Guairay an gegen Norden zu, so wie auch in den Wäldern auf dem östlichen Ufer des Parana oberhalb der Kolonie del Corpus. Diese Wilden haben eine besondere Sprache und einen starken gellenden und unangenehmen Ton der Stimme. Sie sind von der nämlichen Größe wie die Spanier; ihr Körper ist gut gebaut, aber ein wenig zu mager. Sie unterscheiden sich von allen Wilden, die ich kenne, durch ihre auffallend hellere Farbe; einige unter ihnen haben blaue Augen und ein weit offeneres heiterers Aussehn. Sie haben keinen Bart, reißen sich aber die Augenbraunen und die wenigen Haare am Körper nicht aus. Die Fremden behandeln sie auf eine sehr gastfreie Art, und sind überhaupt wohlwollend und friedfertig. Die Mannspersonen tragen eine Binde um die Stirn, an der eine große Menge von Federn befestigt ist, unter welchen sie die rothen allen andern dazu vorziehen. Außerdem gehen sie vollkommen nackt, und bloß die Frauenspersonen bedecken sich die Geburtstheile mit einem kleinen Stückchen Zeug. Sie haben ebenfalls keine

Digitized by Google

Religion, und errichten ihre Hütten auf die nämliche Art wie die Tupy's. Auch bauen sie die nämlichen Pflanzen, und leben noch außerdem von Honig und wilden Früchten; Hausthiere besitzen sie nicht. Die ganze Nation scheint in eine große Anzahl von kleinen, unabhängigen Horden abgetheilt zu seyn. Die Bogen, deren sie sich bedienen, sind zuweilen 7½ Fuß lang, und die Pfeile 5½ Fuß. Da sie an den Armen und Beinen, eben so wie die Charrua's und mehrere andere Nationen, eine Menge Narben haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieselben von den Wunden herrühren, die sie sich selbst beibringen, wenn sie um einen Verstorbenen Leid tragen, oder auch bei Gelegenheit der Feste, die ich weiter unten beschreiben werde.

Die Nuara's. — Diese zur Zeit der Eroberung ziemlich zahlreiche Nation war, eben so wie die beiden vorhergehenden, auf allen Seiten von den Guarany's umringt; allein die Portugiesen haben sie seitdem bis auf den letzten Mann fortgeschleppt, und sie als Sklaven nach Brasilien verkauft. Man findet daher bloß noch in alten Manuskripten einige Nachrichten von ihnen.

Die Nalikuéga's. — Alles was ich von dieser Nation weiß, habe ich von den wilden Indianern, die wir unter dem Namen Mbaya's kennen lernen werden, erfahren: denn diese sind die einzigen, die sie jemals gesehen haben. Nach ihrer Versicherung wohnen dieselben im 21° der Breite zwei Tagereisen ostwärts von der Ebene von Xerez; sie bestehen nur aus einer geringen Anzahl von Familien, haben eine besondere Sprache, wohnen in Höhlen unter der Erde, gehen durchaus nackt, und beten keine Art von Gottheit an. Sie sollen außerordentlich feig und furchtsam seyn, und sich, wenn sie angegriffen werden, aus ihren Höhlen heraus, ohne dieselben aber nur einen Augenblick

Digitized by Google

zu verlassen, mit ihren Bogen und Pfeilen vertheidigen. Uebrigens sollen sie ebenfalls die Erde bauen, und hauptsächlich von Mais, Bohnen, Pataten und Manioc leben.

Die Guasarapo's. — Ich behalte diesen Namen, unter welchem die ersten Eroberer diese Nation kannten, hier bei, weil die wilden Indianer sie noch immerfort so nennen, obgleich die Einwohner von Paraguay ihr den Namen Guachié beigelegt haben. Sie hat niemals ihre Wohnorte, die sich in den Lagunen oder überschwemmten Gegenden im Innern des Landes befinden, verlassen. Aus diesen Lagunen entspringt ein Fluß, der sich in 19° 46′ der Breite von Osten her in den Paraguay-Strom ergießt. Auf diesem Flusse schiffen diese Wilden in einer Art von Kanots in den Paraguay hinunter, wenn sie die Mbaya's, ihre alten vertrauten Freunde und Bundesgenossen, besuchen wollen.

Da ihre Wohnorte zu Lande gänzlich unzugänglich sind, und man auch zu Wasser nicht ohne die größten Kosten, und viel Mühe und Gefahren dahin kommen kann, so kennt man diese Nation bloß aus den Erzählungen der Mbaya's, bei denen man auch von Zeit zu Zeit, jedoch äußerst selten, einige von ihnen antrifft. Sie sind sehr wohl gebaut, und ihre mittlere Größe beträgt ungefähr fünf Fuß sechs Zoll. Beide Geschlechter gehen vollkommen nackt, außer daß sie zuweilen eine Decke um sich hängen, wenn sie eine solche von den Mbaya's bekommen oder im Kriege erbeuten können. Die Haare auf dem Kopfe schneiden sie sich so äußerst kurz ab, daß man sie für geschoren halten könnte; Bart haben sie ganz und gar nicht, und die Augenbraunen, Augenwimpern und die übrigen wenigen Haare am Körper reißen sie sich mit der Wurzel heraus. Die Mannspersonen tragen einen Barbot. Sie haben übrigens weder eine Religion, noch Gesetze,

Digitized by Google

noch sonstige Gebräuche, die ihnen Pflichten und Verbindlichkeiten auflegten, noch auch irgend eine Art von Oberhäuptern. Die ganze Nation besteht höchstens aus sechzig streitbaren Männern. Sie geben sich weder mit dem Ackerbau noch mit der Jagd ab, und kennen auch keine Art von zahmen Hausthieren. Sie leben bloß von dem wilden Reiß, der in ihren Lagunen freiwillig wächst, und von den Fischen, die sie entweder mit Pfeilen tödten, oder mit hölzernen und zuweilen auch mit eisernen Angeln fangen, wenn sie dergleichen von den Mbaya's bekommen können, die sie von uns und den Portugiesen holen: denn mit uns selbst stehen die Guasarapo's-Indianer durchaus in keinem unmittelbaren Verkehr. Ihre Waffen bestehen in Pfeilen und in einer Art von Keule; niemals führen sie jedoch ganz allein Krieg, weil ihre Volksmenge zu gering ist; sie besitzen aber doch so vielen Muth und Tapferkeit, daß sie sich auf den ersten Wink mit den Mbaya's vereinigen, wenn diese entweder irgend eine andere Indianische Nation, oder auch unsere Kolonieen in der Provinz Chiquitos anzugreifen gesonnen sind.

Die Guato's. — Diese Nation lebte zur Zeit der Eroberung, so wie auch noch heut zu Tage in einer Lagune, die von den Jesuiten Laguna de la Cruz genannt wurde, und die mit dem Paraguay-Strome in Verbindung steht. Sie hat niemals mit andern Nationen das geringste Verkehr gehabt, und niemand hat jemals einen von diesen Indianern in der Nähe gesehen. Man glaubt, daß die ganze Nation zusammengenommen keine dreißig erwachsene Mannspersonen, und vielleicht nicht einmal viel über zwölf ausmacht. Man weiß durchaus nichts Bestimmtes von ihnen: denn sie verlassen niemals ihre Lagune, und schiffen in derselben in einer Art von sehr kleinen Kanots herum, worin sich immer zwei Personen, wahrscheinlich Mann und

Digitized by Google

und Frau befinden. Sobald sie irgend einen Fremden von ferne erblicken, so ergreifen sie sogleich die Flucht, und verbergen sich in dem dickſten Schilfe, so daß sie gewiſſermaßen an ihrer Lagune hängen, wie eine Auſter an ihrer Schale. Was für Begriffe müſſen aber dieſe Menſchen haben! — Uebrigens ſcheinen ſie auch wenig fruchtbar zu ſeyn, denn in einem Zeitraum von 300 Jahren hat ihre Anzahl weder zu- noch abgenommen.

Die Aguiteguedichaga's. — Dieſer Name wird dieſer Nation von den Mbayas-Indianer gegeben; denn ſie ſind die einzigen, die dieſelbe kennen. Ich hätte ſehr gewünſcht dieſe Wilden ſelbſt in der Nähe beobachten zu können; allein ob ſie gleich auf unſerm Gebiete wohnten, ſo war es mir doch, der Portugieſen wegen, nicht möglich ſie zu beſuchen: denn dieſe haben ſich neuerlich, ungeachtet aller auch noch ſo beſtimmten Verträge und Friedensſchlüſſe, auf dem weſtlichen Ufer des Paraguay-Stromes niedergelaſſen, und verſtatten uns ſeitdem nicht mehr den obern Theil deſſelben zu befahren. Ich kann daher auch von dieſen Wilden nichts weiter anführen, als was mir die Mbaya's von ihnen erzählt haben. Sie ſcheinen mir der Reſt von den alten Cacocy's zu ſeyn, welche die erſten Eroberer Orejone's, oder Langohren, genannt haben. Sie wohnen zwiſchen dem zehnten und neunzehnten Grad der Breite, auf einem kleinen Berge in der Nähe des Paraguay-Stromes. Ihre Anzahl iſt ſo gering, daß ſie ſich wahrſcheinlich nicht über 50 ſtreitbare Männer beläuft. Ihre Hütten bauen ſie auf die nämliche Art wie die Pampa's, ausgenommen daß ſie dieſelben nicht mit Häuten, ſondern mit Strohdecken überhängen. Da ſie feſte Wohnſitze in einem Lande haben, wo es nicht viel Wildbret geben kann, und ſie auch von allen Flüſſen ziemlich entfernt ſind, ſo leben ſie allein von Mais, Manioc, Pataten, Kürbiſſen und dergleichen. Sie haben eine eigene Sprache, fangen niemals Krieg

Digitized by Google

mit irgend einer Nation an, und führen zu ihrer Vertheidigung Bogen und Keulen. Beide Geschlechter gehen vollkommen nackt. Die Mannspersonen erkennt man an den kleinen bunten Steinchen, die sie in den Ohren und in den beiden Seiten der Nase tragen. Die Weibspersonen aber sind an ihren langen Ohren kenntlich, die ihnen fast bis auf die Schultern herabhängen. Um ihnen diese Form zu geben, bohren sie in ihrer frühesten Kindheit ein Loch hindurch, und stekken ein Stückchen Holz hinein; mit zunehmendem Alter wird hierauf das Gewicht dieses Holzes immer mehr erhöht.

Die Ninaquiguila's. — Auch diese Nation konnte ich der Portugiesen wegen nicht genauer kennen lernen. Nach den Erzählungen der Mbaya's wohnt sie in dem Innern eines großen Waldes in neunzehnten Grad der Breite, der einige Stunden von dem Paraguay-Strome seinen Anfang nimmt, gegen Südwesten hin sich tief in die Provinz Chaco erstreckt, und gegen Süden die Provinz Chiquito's von denjenigen Ländern trennt, in welchen die Guana's und die Mbaya's wohnen. Die Nation ist in mehrere Horden abgetheilt, die aber insgesammt ihre Wälder niemals verlassen. Mit denen unter ihnen, die am südlichsten wohnen, stehen die Mbaya's in ziemlich freundschaftlichen Verhältnissen; mit den nördlichen hingegen sind sie in beständige Kriege verwickelt. Diese wilden Indianer beten übrigens eben so wenig wie alle andern irgend eine Gottheit an, auch haben sie weder Gesetze noch Oberhäupter. Sie sind ziemlich zahlreich; und bedienen sich Bogen und Keulen zu Waffen, womit sie jedoch in ihren Kriegen nur einen schwachen Widerstand leisten. Sie reißen sich weder die Augenbraunen und die übrigen Haare am Körper aus, noch schneiden sie sich auch die Haare auf dem Kopfe ab. Gemeiniglich gehen sie nackt, zuweilen umhüllen sie sich jedoch mit

Digitized by Google

einer Decke, wenn sie nämlich eine bekommen können; die Weibspersonen tragen Halsbänder von bunten Bohnen, und die Mannspersonen haben Kronen von Federn auf dem Kopfe.

Die Guana's. — Diesen Namen legen die Einwohner von Paraguay einer Indianischen Nation bei, die jedoch bei andern Indianischen Nationen eine Menge anderer Namen führt. Da sie sich nämlich in acht verschiedene Horden abtheilt, so geben die umher wohnenden wilden Indianer einer jeden derselben einen besonderen Namen, und wenn man sie fragt, ob diese sämmtlich auch eben so viele besondere Nationen ausmachten, so sagen sie, ohne sich zu bedenken, ja; denn sie haben keinen Begriff von einer Nation, und halten jede einzelne Horde für eine besondere. Zugleich geben sie auch die Gegend an, wo jede Horde wohnt, und daher kommt es, daß auf allen unsern Karten eine Menge von Namen steht, die aber insgesammt nur die einzige Nation der Guana's ausmachen. Das Nämliche ist auch der Fall mit allen andern wilden Indianischen Nationen, und dieß ist der Grund, warum wir in allen Beschreibungen und auf den Karten eine so ungeheure Menge von Namen angezeigt finden. Allein diese Unterabtheilungen der Nationen verändern nach einiger Zeit ihre Namen wieder, und wenn man sich alsdann nach ihnen erkundigt, so findet man sie nicht mehr, sondern an ihrer Statt ganz neue Nationen, ohne erfahren zu können, was aus den alten geworden ist. Auf den von den Jesuiten verfertigten Karten der Provinz Chaco ist kaum Platz genug für alle die zahllosen Namen der verschiedenen Nationen; man sieht jedoch, wie durchaus unrichtig dieses ist, und ich bin vollkommen überzeugt, daß es von dem La Plata-Strome an gegen Norden zu schlechterdings keine andre Nation giebt, als diejenige, welche ich hier beschreiben werde. Bloß die südwärts und westwärts von den

Digitized by Google

Pampa's-Indianern wohnenden Nationen müssen noch genauer bestimmt werden.

Bei der ersten Ankunft der Spanier wohnte diese Nation der Guana's in der Provinz Chaco, zwischen dem zwanzigsten und zwei und zwanzigsten Grad der Breite, und blieb daselbst bis in's Jahr 1673, wo sich ein großer Theil von ihr auf der Ostseite des Paraguay-Stromes nordwärts vom Wendekreise niederließ, von wo sie sich seitdem mehr gegen Süden ausgebreitet hat. Die ganze Nation ist heut zu Tage in sechs Haupthorden abgetheilt, von welchen mehrere aus 1800 bis 2000 Seelen bestehen, und die insgesammt von dem sechs und zwanzigsten bis zum ein und zwanzigsten Grade der Breite pstwärts von dem Paraguay-Flusse wohnen.

Einige Personen geben die gesammte Bevölkerung der Guana's auf 20,000 Seelen an, allein nach einer von mir angestellten sehr sorgfältigen Berechnung beläuft sie sich nicht höher als auf 8300 Seelen. Dessen ungeachtet ist sie immer noch, nach den Guarany's, die zahlreichste Nation in diesem ganzen Lande, und zugleich ist sie auch die am wenigsten wilde. Jede ihrer Horden nimmt im Verhältniß zu ihrer Volksmenge mit ihren Hütten einen mehr oder weniger großen viereckigen Platz ein. Der topographische Plan von jeder dieser Hütten besteht in zwei Parallellinien, die $8\frac{1}{2}$ Toisen lang, $4\frac{1}{2}$ Toisen von einander entfernt sind, und sich an beiden Enden in einem Halbzirkel vereinigen. In der Richtung dieser Parallellinien stecken die Indianer Zweige von Bäumen in die Erde, und biegen dieselben gegen einander herum, so daß das Ganze aus mehrern Bogen besteht; hierauf binden sie andere Zweige quer auf die erstern fest, und bedecken das Ganze mit Stroh, das sie im Felde zusammensammeln, und auf die Zweige fest binden. Hieraus entsteht nun ein cylindrisches Gewölbe, das an den beiden Enden

Digitized by Google

in ein konisches Gewölbe ausläuft. Andere Wände als dieses Gewölbe haben sie nicht, und auch keine andere Oeffnung als die Thüre, und dennoch dient eine solche Hütte zur Wohnung für zwölf Familien, die ohne Scheidewand und ohne die geringste Absonderung gemeinschaftlich darin leben. Allein diese Hütten werden täglich rein ausgefegt, und hierdurch zeichnen sich diese Indianer vor allen andern aus, so wie auch durch ihren Gebrauch auf Bettstellen und in Betten zu schlafen, und nicht bloß auf Häuten, die auf die bloße Erde ausgebreitet werden. Um diese Bettgestelle und Betten zu verfertigen, stecken sie vier gabelförmig zulaufende Pfähle in die Erde, legen vier andern quer über dieselben, und binden sie fest; auf dieses Bettgestelle legen sie nachher eine Menge kleiner Baumzweige, und auf diese Stroh, das sie zuletzt mit mancherlei Häuten bedecken.

Ihre Sprache ist von der aller übrigen Indianer gänzlich verschieden, und wegen der vielen darin vorkommenden Nasen- und Kehlentöne außerordentlich schwer. Ihr körperlicher Wuchs ist gerade, sehr verhältnißmäßig und schön, so wie überhaupt der von allen Indianern: denn ich habe unter diesen Volke durchaus niemals einen schlecht gewachsenen oder gar bucklichten Menschen angetroffen. Ferner gleichen sie auch allen übrigen durch ihre ernsthafte Physiognomie, in der niemals der allergeringste Ausdruck von irgend einer Leidenschaft zu sehen ist, durch ihre Farbe, durch die außerordentliche Schärfe ihres Gesichtes und ihres Gehörs, durch ihre blendend weißen, dauerhaften Zähne, ihre schwarzen langen Haare, die geringe Anzahl von Haaren am Körper, den gänzlichen Mangel an Bart, die kleinen Hände und Füße, den dicken Busen und Hintern der Frauenspersonen, das kleine Maaß der männlichen Geschlechtstheile, so wie durch den entgegengesetzten Fehler bei den Weibspersonen,

Digitized by Google

durch die geringe monatliche Reinigung der letztern, durch den leisen Ton ihrer Stimme, der weder volltönend ist, noch sich jemals zu einem Geschrei oder zu lauten Klagen erhebt, und endlich dadurch, daß sie weder den Tanz, noch den Gesang, noch irgend eine Art von gesellschaftlichen Spielen, noch auch musikalische Instrumente kennen.

Eben so wenig wissen sie etwas von Achtung und Ehrerbietigkeit gegen andere, noch von Belohnungen, Bestrafungen und Religion. Wenn ihnen die Spanier, mit denen sie vielen Umgang haben, von dem Christenthume und den Belohnungen und Bestrafungen in dem künftigen Leben vorsprechen, und zuweilen auch Fragen über diese Gegenstände an sie thun, so besteht ihre gewöhnliche Antwort darin, daß es ein körperliches materielles Wesen gebe, von dem man nicht wisse, wo es sich aufhalte, das aber die Guten belohne und die Bösen bestrafe, die Guana's aber immer belohne, weil diese unmöglich böse seyn oder etwas übeles thun könnten. Allein die wenigen Wilden, die dergleichen Ideen äußern, haben sie offenbar schon aus ihrem Umgange mit den Spaniern geschöpft: denn kein einziger Guana betet die Gottheit an, oder giebt auch nur die geringste Kenntniß einer solchen durch irgend eine Art von äußerer oder innerer Verehrung zu erkennen. Auch bei dieser Nation werden die Streitigkeiten immer von den Parteien selbst ausgemacht, und dies geschieht zuletzt gewöhnlich mit Faustschlägen. Sie scheinen sich dagegen auch ein wenig mehr durch Gespräche mit einander zu unterhalten, und zuweilen sogar, aber freilich äußerst selten, absichtlich zusammen zu kommen, um mit einander zu plaudern.

Alle Fremden, die zu ihnen kommen, sie mögen seyn wer sie wollen, nehmen sie mit vieler Gastfreundschaft auf, beherbergen sie, geben ihnen zu essen, und begleiten sie alsdann gewöhnlich bis zu der Kolonie,

Digitized by Google

oder dem Volke, wo dieselben hinzugehen gesonnen sind. Sie besitzen nur eine geringe Anzahl von Pferden, Kühen und Schafen, und leben größtentheils vom Ackerbau: denn sie bauen durchaus die nämlichen Pflanzen wie die Spanier in Paraguay. Sie tragen den Barbot wie die Charrua's, und reißen sich sorgfältig die Augenbraunen und Augenwimpern, so wie alle Haare am ganzen Körper aus; die Haare auf dem Kopfe aber schneiden sie in der Mitte der Stirn ab, und scheeren sie über beiden Ohren halb mondförmig weg; die übrigen aber lassen sie ungehindert wachsen, und frei über die Schultern herunter hängen. Einige unter ihnen pflegen sich jedoch die Haare auf dem ganzen Kopfe abzuscheeren, und nur einen Büschel derselben oben auf der Scheitel stehen zu lassen. In der Art sich zu kleiden gleichen sie vollkommen den Payagua's, von denen ich weiter unten reden werde; allein diejenigen unter ihnen, die vielen Umgang mit den Spaniern haben, kleiden sich gewöhnlich wie diese, d. h. sie tragen einen Hut, einen Poncho, und sogar auch weiße lange Hosen.

Ihre Heirathsceremonieen schränken sich bloß darauf ein, daß der Bräutigam der Braut ein kleines Geschenk macht, nachdem er sie vorher förmlich von ihrem Vater zur Ehe verlangt hat; allein dieser ertheilt seine Einwilligung jedesmal ganz unbedenklich, weil durchaus keine Art von Ungleichheit der Stände und der sonstigen Verhältnisse unter ihnen Statt hat. Dagegen aber willigt keine Frauensperson in die ihr vorgeschlagene Heirath ein, ohne vorher mit dem Bräutigam, seinem Vater und seinen Verwandten sehr genaue und umständliche Verabredungen wegen ihrer künftigen Art zu leben, und ihrer sämmtlichen gegenseitigen Verhältnisse, die nicht in jeder Haushaltung die nämlichen sind, getroffen zu haben. Es wird hierbei gewöhnlich ausgemacht, ob die Frau verbunden seyn soll, Decken

Digitized by Google

für den Mann zu verfertigen? ob sie ihm helfen muß, seine Hütte zu erbauen und das Feld zu bestellen, und wie weit diese Hülfe gehen soll? ob sie das benöthigte Holz herbeitragen muß? ob sie alle Nahrungsmittel ohne Ausnahme, oder bloß die Gemüse zubereiten muß? ob der Mann nur eine einzige Frau, die Frau aber mehrere Männer, und wie viele, haben darf? und in dem letztern Falle, wie viele Nächte sie auf ihren Antheil mit ihm zuzubringen hat? Außerdem erstrecken sich aber auch noch diese Bedingungen und vorläufigen Stipulationen von Seiten der Braut bis auf die allergeringsten Kleinigkeiten, die ihnen im täglichen Leben vorzukommen pflegen. Dtssen ungeachtet steht es beiden Geschlechtern vollkommen frei, die Ehe wieder zu trennen, und die Frauen besonders sind auch hiezu sehr geneigt. Der Grund von dieser Bereitwilligkeit des weiblichen Geschlechtes, sich von ihren Männern wieder zu scheiden, liegt aber darin, daß die Anzahl der Weibspersonen weit geringer ist, als die der Männer. Diese Ungleichheit ist jedoch keineswegs das Werk der Natur, sondern vielmehr dieser Weiber selbst, bei denen das grausamste Verfahren, was man sich nur denken kann, zur allgemeinen Gewohnheit geworden ist. Sie bringen nämlich die meisten Mädchen, so wie sie von ihnen entbunden worden, sogleich um's Leben. Um dieses ungestört thun zu können, begeben sie sich, sobald sie fühlen, daß die Zeit ihrer Entbindung herannaht, ganz allein an einen entlegenen Ort im Felde; sind sie nun hier niedergekommen, so machen sie ein Loch in die Erde, begraben ihr Kind lebendig in dasselbe, und gehen alsdann ganz ruhig und gelassen wieder nach Hause zurück. Die Spanier haben sehr häufig solchen schwangern Frauen Geld, Kostbarkeiten und andere lockende Geschenke angeboten, wenn sie ihnen ihre neugebornen Kinder überlassen, oder sie doch bei'm Leben erhalten wollten; aber

Digitized by Google

niemals haben dieselben darin gewilligt, sondern im Gegentheil alle erſinnlichen Vorkehrungen getroffen, um ihr Vorhaben so geheim als möglich, und ohne auf irgend eine Art daran gehindert zu werden, ausführen zu können. Nicht alle Frauen begehen zwar diese abscheuliche Handlung; allein man kann doch sagen, daß der bei weitem größere Theil sich derselben schuldig macht. Auch bringen sie nicht alle ihre Kinder insgesammt um's Leben, sondern verschonen immer ungefähr die Hälfte derselben, wobei sie jedoch sehr sorgfältig darauf Bedacht nehmen, daß sie weit mehr Söhne als Töchter aufziehen. Dieß geschieht, wie sie sagen, bloß darum, damit die Mädchen in der Folge mehr gesucht werden und ein glücklicheres Leben führen mögen!

Dieser Zweck wird auch wirklich dadurch erreicht: denn wenn sich bei ihnen ein Mädchen recht spät verheirathet, so geschieht es in einem Alter von neun Jahren; dahingegen die Mannspersonen oft bis in das zwanzigste Jahr und wohl noch länger ledig bleiben, weil sie bis zu diesem Alter selten Fertigkeiten und Geschicklichkeiten genug besitzen, um ihren sämmtlichen Mitbewerbern den Sieg streitig machen zu können. Die Frauenspersonen dieser Nation suchen auch durch größere Reinlichkeit, durch ein gefälliges einnehmendes Betragen und eine Art von wirklicher Koketterie, die bei allen andern Indianischen Nationen gänzlich unbekannt ist, die Eifersucht unter den Mannspersonen zu unterhalten und immer mehr in Flammen zu setzen. Hieraus folgt aber natürlicher Weise, daß auch die Mannspersonen nicht nur weit weniger unreinlich sind, und mehr Sorgfalt auf ihren Putz verwenden, sondern daß sie sich auch zuweilen gegenseitig ihre Weiber rauben, und mit ihnen auf und davon gehen. Die Frau, die im Ehebruch angetroffen wird, hat keine Art von Strafe zu befürchten; al-

Digitized by Google

lein sehr häufig läßt der betrogene Ehemann einige seiner Freunde und Verwandten zusammenkommen, und diese müssen ihm helfen, dem Galane eine so derbe Bastonnade zu geben, daß er zuweilen den Geist darüber aufgiebt. Aus allem bisher Gesagten läßt es sich leicht denken, daß bei diesem Volke noch mehr wie bei den übrigen die Polygamie äußerst selten seyn muß.

Jede einzelne Horde von Guana's hat mehrere Kaciken oder erbliche Oberhäupter, und jeder von diesen hat eine gewisse Anzahl von Indianern, die von ihm abhängen; denn nach einem allgemein bei ihnen eingeführten Gebrauch werden alle diejenigen für Unterthanen von dem Sohne des Kaciken und nicht von seinem Vater gehalten, die einige Monate vor und nach diesem Sohne geboren werden. Unter diesen vielen Kaciken befindet sich jedoch einer, der für den vornehmsten unter ihnen gehalten wird; allein weder er noch die übrigen zeichnen sich weder durch ihre Kleidung noch durch ihre Wohnung vor dem geringsten Indianer aus, und sie müssen schlechterdings selbst arbeiten, um zu leben, weil ihnen niemand etwas giebt, und auch niemand die geringsten Dienste leistet. Sie haben durchaus nichts zu befehen: allein dennoch scheint man einige Achtung für sie zu haben, und in den nächtlichen Versammlungen, wo über die öffentlichen Angelegenheiten gesprochen wird, haben sie einen größeren Einfluß als alle übrigen. Der älteste Sohn folgt dem Vater immer in der Würde des Kaciken nach, und wenn keine Söhne vorhanden sind, so erbt dieselbe auch auf die Tochter fort. Zuweilen wird jedoch auch ein anderer Indianer zum Kaciken erhoben, wenn ihn nämlich die übrigen seiner besondern Verdienste wegen dazu ernennen; in diesem Falle setzen sie den alten Kaciken unbedingt ab: denn so weit erstreckt sich ihre Freiheit.

Bei der ersten Ankunft der Spanier pflegten ganze

Digitized by Google

Haufen von Guana's, wie es auch noch heut zu Tage geschieht, zu den Mbaya's zu gehen, um ihnen zu gehorchen, ihnen ohne den geringsten Lohn Dienste zu leisten und ihre Felder zu bestellen. Dieß ist der Grund, warum die Mbaya's sie gewöhnlich nur ihre Sklaven zu nennen pflegen. Diese Sklaverei ist jedoch äußerst gelinde und von ganz eigener Art: denn der Guana begiebt sich freiwillig in dieselbe, und kann sie wieder endigen, sobald es ihm beliebt. Auch ertheilen ihnen ihre Herren sehr wenige Befehle, sprechen niemals in einem gebieterischen Tone mit ihnen, und lassen sie an allen ihren Genießungen Theil nehmen, sogar auch an den fleischlichen: denn die Mbaya's sind nichts weniger als eifersüchtig. Ich war selbst einmal Augenzeuge, daß ein Mbaya, dem fror, seine Decke suchte, um sich darein zu wickeln; als er aber sah, daß ein Guana, sein Sklave, sich ihrer in der nämlichen Absicht schon vor ihm bemächtigt hatte, so nahm er sie ihm nicht allein nicht weg, sondern ließ auch nicht einmal merken, daß er sie zu haben wünschte.

Fast täglich kommen Haufen von Guana's, die oft aus funfzig bis hundert Mann bestehen, nach Paraguay, und verdingen sich bei den Spaniern zur Besorgung des Feldbaues, und sogar auch als Matrosen, wo sie alsdann bis nach Buenos-Ayres hinunter zu gehen pflegen. Sie arbeiten jedoch mit einer erstaunenden Langsamkeit, und um auch nicht dabei getrieben zu werden, so übernehmen sie gewöhnlich die Arbeit überhaupt für einen gewissen Preis, ohne die Zeit zu bestimmen, wann sie fertig seyn soll. Bei ihrer Ankunft auf dem Spanischen Gebiete legen sie ihre Waffen in dem ersten Orte bei dem dasigen Richter nieder, und holen sie wieder bei ihm ab, wann sie nach Hause zurückkehren. Manche unter ihnen heirathen eine Indianerinn oder auch wohl eine Negerinn aus den Spanischen Ortschaften, lassen sich auf immer daselbst nie-

Digitized by Google

der, und bekehren sich zum Christenthum. Andere erbauen sich in der Nähe der Spanischen Ortschaften eine Hütte, leben vom Ackerbau, halten sich daselbst so lange auf als es ihnen gefällt, und gehen alsdann entweder anders wohin oder wieder in ihr Vaterland zurück. Dieß letztere ist jedoch gewöhnlich nach einem oder zwei Jahren der Fall, und dabei nehmen sie alles, was sie diese Zeit über erworben haben, und was in Kleidungsstücken und eisernen Geräthschaften besteht, mit sich. Zuweilen stellt sich auch ein Kacike bei ihnen ein, der sie auffordert, wieder nach Hause zurück zu kehren, oder er schickt jemand an sie ab, der sie in seinem Namen dazu bewegen soll. Aeußerst selten nehmen die Guana's auf solchen Reisen Weibspersonen mit sich, weil diese nicht nur überhaupt seltener bei ihnen sind, sondern weil sie auch auf keine andere Art reïsen wollen als zu Pferde, und mit so vielerlei Bequemlichkeiten, daß nur wenige Indianer im Stande sind, sie ihnen zu verschaffen. Eben so wenig bringen sie auch Kinder mit: denn diese würden eine so weite Reise nicht aushalten können, da sie dieselbe fast durchgängig zu Fuß machen, und unterwegs keine andern Lebensmittel haben, als das Wildbret, das sie selbst erlegen.

Ob sie gleich durchaus keine Gewalt über ihre Kinder besitzen, und die letztern bis zu ihrer Verheirathung keine Art von Arbeit verrichten, so sieht man doch nicht selten, daß sie dieselben auszanken und ihnen sogar auch Ohrfeigen geben, um sie in den gehörigen Schranken zu halten. Wenn die Kinder ungefähr das Alter von acht Jahren erreicht haben, so feiern dieselben ein ganz eigenthümliches, höchst sonderbares Fest. Sie begeben sich nämlich des Morgens ganz frühe auf das Feld, und halten sich den ganzen Tag über, ohne irgend etwas zu essen, daselbst auf; gegen Abend kommen sie Paarweise und in der größten Stille wieder nach Hause zurück. Hier hat man unterdessen alle An-

Digitized by Google

falten getroffen, um ihnen bei ihrer Ankunft den Rükken und die Schultern tüchtig durchzugerben, und wenn man damit fertig ist, so kommen einige alte Weiber herbei, die sie überall am ganzen Körper kneipen, und ihnen besonders zu wiederholten Malen die Arme mit einem spitzigen Knochen durchstechen. Die Kinder ertragen diese grausame Behandlung ohne zu weinen und ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Erst wenn sie alles dieses überstanden haben, geben ihnen ihre Mütter eine Portion Mais und Bohnen in Wasser gekocht zu essen.

Die Männer haben ebenfalls ihre besondern Feste, und zwar bei Gelegenheit, daß ihnen ein Sohn geboren wird, oder daß bei einer Tochter die erste monatliche Reinigung eintritt, oder bei irgend einer andern Veranlassung, die sie selbst nach Willkühr vermehren. Diese Feste bestehen jedoch allein darin, daß sie sich auf das ärgste berauschen: denn dieses ist ein ausschließliches Vorrecht der verheiratheten Männer, und weder die unverheiratheten noch die Frauenspersonen dürfen Antheil daran nehmen. Außerdem feiert aber auch noch jeder einzelne Wohnort einmal im Jahre ein allgemeines großes Fest, das ich weiter unten bei Gelegenheit der Payagua's-Indianer umständlicher beschreiben werde.

Die Guana's haben auch Aerzte, die sie ganz auf die nämliche Art zu heilen suchen, wie die der Charrua's. Bei ihnen wird jedoch dieses Gewerbe nicht von Mannspersonen getrieben, sondern bloß von alten Weibern, denen es ausschließend vorbehalten ist, an den Magen der Kranken zu saugen. Uebrigens scheinen diese Indianer keinen solchen Abscheu vor den Todten zu haben, wie die übrigen Nationen: denn sie begraben dieselben unmittelbar vor dem Eingang ihrer Hütten, um, wie sie sagen, recht oft an sie zu denken.

Digitized by Google

Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und Macana's oder Keulen; diejenigen aber, die Pferde besitzen, bedienen sich auch einer sehr langen Lanze. Ihr politisches System besteht hauptsächlich darin, daß sie mit allen andern Nationen in Frieden leben und niemals einen Angriffskrieg anfangen; wenn sie aber beleidigt oder feindlich überfallen werden, so fechten und vertheidigen sie sich mit sehr vieler Tapferkeit. Alle Mannspersonen über zwölf Jahre, die ihnen in die Hände fallen, bringen sie um's Leben; die Kinder aber und die Frauenspersonen verschonen sie und nehmen sie als die ihrigen bei sich auf, wie ich es auch schon oben von den Charrua's erzählt habe.

Die Mbaya's. — Bei der Ankunft der Spanier wohnten die Mbaya's in der Provinz Chaco, zwischen dem zwanzigsten und zwei und zwanzigsten Grad der Breite, und waren in eine große Menge von einzelnen Horden abgetheilt. Schon damals hatten sie, wie es noch heut zu Tage der Fall ist, sehr viele Guana's bei sich, die, wie ich oben angeführt habe, freiwillig ihre Sklaven oder Dienstboten waren. Im Jahre 1661 begaben sich die Mbaya's auf das östliche Ufer des Paraguay-Stromes, und griffen daselbst die an diesem Flusse in 22° 5′ der Breite gelegene und unter der Direktion der Jesuiten gestandene Kolonie der Guarany's, die den Namen St. Maria de Fée führte, an. Sie brachten daselbst eine große Menge Menschen um's Leben, und zwangen die übrigen die Gegend ganz zu verlassen. Hierauf rückten sie weiter gegen Osten vor, und zerstörten die spanische Stadt Xerez von Grund aus. Eine große Anzahl von ihnen kehrte auch nicht wieder in die Provinz Chaco zurück, sondern ließ sich auf dem östlichen Ufer des Paraguay-Stromes nieder. Im Jahre 1672 entdeckten sie den Flecken Ypané, überfielen denselben in der Nacht, und kamen auch wirklich, mit Hülfe ihrer Lanzen, mit de-

Digitized by Google

nen sie eine Brücke verfertigten, über den schmalen Graben, der ihn umringte, hinüber; allein da sie gewahr wurden, daß die Einwohner sie gehört, und zu den Waffen gegriffen hatten, so zogen sie sich schleunigst wieder zurück, und nahmen nur einige alte Pferde mit, die sie außerhalb des Grabens auf der Weide angetroffen hatten. Dieß waren die ersten Pferde, die sie jemals eigenthümlich besaßen; da sie aber eine außerordentliche Freude darüber hatten, so kehrten sie wenige Monate nachher wieder an dem nämlichen Ort zurück, und dieß Mal glückte es ihnen mehrere andere Pferde, worunter sich auch einige Stuten befanden, zu stehlen. Dieser gute Erfolg brachte sie auf den Gedanken, den Flecken Ypané, nebst noch einem andern in der Nähe gelegenen, gänzlich zu zerstören; sie rückten auch wirklich im December 1673 mit aller ihrer Macht auf denselben los; da aber die Einwohner von dem ihnen drohenden Angriff Nachricht erhalten hatten, so verließen sie insgesammt ihre Wohnorte, und flüchteten sich in die Hauptstadt von Paraguay. Auf diese Art blieben die Mbaya's Meister von der ganzen damaligen Provinz Ytati, die im 24° 7′ der Breite an dem Flusse Jesuy ihren Anfang nahm, und sich gegen Norden bis an den See Xarayes, jedoch nicht auf das westliche Ufer des Paraguay-Stromes, erstreckte. Eine Folge davon war, daß sie dem ganzen Lande, allen Distrikten und den Flüssen andere Namen beilegten, und hiedurch ist nun in der Geographie dieser Länder eine große Verwirrung entstanden.

Mit diesen Eroberungen waren jedoch die Mbaya's nicht zufrieden, sondern drangen auch weiter gegen Süden vor, und richteten in dem Gebiete von dem Flecken Tobaty in 25° 1′ 35″ solche Verwüstung an, daß die Einwohner sich ebenfalls genöthigt sahen, ihren Wohnort zu verlassen. Hierauf griffen sie die Spanier selbst an, brachten mehrere hundert von ihnen

Digitized by Google

um's Leben, und zerstörten sogar alle Meierhöfe bis dicht vor die damalige Hauptstadt Assumption. Es fehlte in der That sehr wenig, daß sie damals die Spanier in Paraguay gänzlich ausgerottet oder vertrieben hätten. Endlich nahm im Jahre 1746 dieser lange blutige Krieg ein Ende, und der Friede dauerte wirklich ununterbrochen fort bis in's Jahr 1796, wo ein spanischer Kapitain einige Mbaya's um's Leben brachte. Diese hatten nach dem Frieden ihre Waffen gegen andere Indianische Nationen gekehrt, und überall, wo sie hinkamen, Tod und Verderben verbreitet. Nach wieder erneuertem Kriege haben sie auch unsere Kolonieen in der Provinz Chiquito's wiederholt angegriffen, die Einwohner von vielen derselben gezwungen auszuwandern, und auch sogar die angränzenden Portugiesen feindlich angefallen. Allein heut zu Tage ist der Friede glücklicher Weise wieder hergestellt, und sie leben nunmehr vollkommen ruhig.

Gewöhnlich wird diese Nation in eine große Menge von Horden eingetheilt; allein diese lassen sich insgesammt auf vier Haupthorden zurückbringen. — Die erste derselben, die den Namen Catiguebo führt, theilt sich wieder in zwei verschiedene Theile ab, wovon der erste aus ungefähr tausend Seelen besteht, und im 21° 5′ der Breite dicht auf dem westlichen Ufer des Paraguay-Stromes in der Lagune, die ehemals den Namen Ayolas führte, wohnt. Ihr Kacike, den ich selbst persönlich kenne, ist sechs Fuß zwei Zoll groß, und gab einem Spanier, der ihn im Jahr 1794 um sein Alter befragte, zur Antwort: „Ich weiß nicht eigentlich, wie alt ich bin; aber als man anfing, die Kathedralkirche zu Assumption zu erbauen, war ich schon verheirathet und Vater eines Kindes." Nun ist aber diese Kathedralkirche im Jahre 1689 erbauet worden, und wenn man annimmt, daß dieser Kacike damals funfzehn Jahr alt war, so muß er zu der Zeit,

wo

Digitized by Google

wo er diese Antwort erheilte, ein Alter von 120 Jahren gehabt haben. Als ich ihn, noch einige Jahre später, kennen lernte, so ging er zwar ziemlich gebückt, seine Haare waren zur Hälfte grau, und sein Gesicht auch nicht ganz so scharf, wie es die Indianer gewöhnlich zu haben pflegen; allein es war ihm noch kein Haar ausgefallen, und es fehlte ihm auch kein einziger Zahn im Munde. Er ritt noch täglich, schwang die Lanze mit vieler Kraft, und zog noch eben so gut wie die übrigen in den Krieg. Der andere Theil der Catiguebo's ist wieder in zwei besondere Horden eingetheilt, die beide auf dem östlichen Ufer des Paraguay-Stromes wohnen. Die eine derselben besteht ungefähr aus 500 Seelen, und die andere aus 300. — Die drei andern Haupthorden von dieser Nation machen zusammen genommen eine Volksmenge von ungefähr 2000 Seelen aus, und leben zwischen 20°, 40', und 21° der Breite auf dem östlichen Ufer des Paraguay's.

Die mittlere Größe dieser Indianer beträgt nach meinem Dafürhalten 5 Fuß 8 Zoll; an Ebenmaaß des Körpers und Schönheit der Formen übertreffen sie nicht nur die Europäer, sondern vielleicht auch alle andere Nationen der Erde. Mit den Guana's und mehreren andern Indianischen Völkerschaften stimmen sie in sehr vielen Sitten und Gebräuchen überein; auch wissen sie durchaus nichts von Belohnungen, von Strafen, und von irgend einer andern Art von Unterwürfigkeit oder Gehorsam, und alle ihre Privatzwiste werden ebenfalls durch Faustschläge geendigt. Uebrigens haben sie einen offeneren Blick und sind auch unter einander gesprächiger. Die Mannspersonen tragen alle den Barbot, und diese sowohl als das weibliche Geschlecht reißen sich die Augenbraunen, Augenwimpern und die Haare am ganzen Körper, so wie sie heranwachsen, unaufhörlich aus, weil sie, wie sie sagen, keine Pferde sind, die Haare auf dem Leibe haben. In

Digitized by Google

Rücksicht ihrer Kleidung, ihrer Feste, ihres Hanges zur Völlerei, ihrer Kaciken und der Art, wie sie ihre Kranken curiren, gleichen sie vollkommen den Guana's und den Payaguas, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß ihre Aerzte keine Weibspersonen, sondern Mannspersonen sind. Den Kopf pflegen sie sich ganz zu rasiren, und nur das weibliche Geschlecht läßt von der Stirne an bis auf die Scheitel einen Zoll breiten Streif von Haaren stehen. Ihre Hütten sind denen der Pampa's, die ich oben beschrieben habe, vollkommen ähnlich; nur sind dieselben größer und höher, und werden wie die der Payagua's mit Matten bedeckt.

Ihre Sprache ist von der aller andern Indianer sehr verschieden, aber leicht auszusprechen, denn es sind durchaus keine Nasen- und Kehltöne darin; merkwürdig ist es aber, daß der Buchstabe F gänzlich darin fehlt. Uebrigens herrscht bei ihnen in Rücksicht der Sprache eine Sonderbarkeit, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann: die Mädchen und die jungen Mannspersonen geben, nämlich so lange sie noch unverheirathet sind, den Wörtern eine ganz andere Endung, als die verheiratheten Personen, und bedienen sich auch sehr häufig ganz anderer Ausdrücke, so daß, wenn man sie reden hört, man glauben sollte, sie sprächen eine ganz andere Sprache. Etwas dem ähnliches findet man auch in der Stadt Curuguaty in Paraguay. Die Weibspersonen sprechen daselbst durchaus keine andere als die Guarany-Sprache, und die Männer, von welchem Alter sie seyn mögen, sprechen auch mit ihnen ausschließend nur in dieser Sprache; dahingegen sie unter einander selbst beständig Spanisch reden. Dieß ist noch um so viel sonderbarer, wenn man bedenkt, daß alle andere Spanier in Paraguay beständig die Guarany-Sprache reden, und daß nur allein die allervornehmsten und gebildetsten unter ihnen die spanische Sprache verstehen. Diese Son-

Digitized by Google

derbarkeit hat aber ihren Grund darin, daß die Spanier, welche die Stadt Curuguaty erbauten, sich größtentheils mit Indianerinnen verheiratheten. Ihre Kinder erlernten nun, wie natürlich, die Sprache ihrer Mütter, und behielten vielleicht die Spanische nur aus Stolz bei, um zu beweisen, daß sie von einer edlern Herkunft wären. Ganz anders dachten aber die Spanier in dem übrigen Theile dieser Provinz: denn diese vergaßen ihre Muttersprache, und setzten eine andere, die sie von den Guarany's erlernten, an die Stelle derselben. Das Nämliche ist auch der Fall in der ganzen ungeheuren Provinz San Pablo, wo die Portugiesen ebenfalls ihre Muttersprache vergessen haben, und keine andere als die Guarany-Sprache reden. Aus diesem allem scheint mir nun zu folgen, daß es die Mütter sind, und keinesweges die Väter, durch welche die Sprachen fortgepflanzt werden, und, daß so lange die Regierung nicht die Einheit der Sprache für das weibliche Geschlecht bestimmen und anbefehlen wird, alle Vorschriften über den Gebrauch der Sprachen gänzlich vergeblich seyn werden.

Die Mbaya's halten sich für die edelste, großmüthigste, tapferste Nation in der Welt, und die auch ihr gegebenes Wort mit der größten Rechtlichkeit zu halten gewohnt ist. Da sie auch an körperlicher Größe, an Schönheit der Formen, so wie an physischen Kräften die Spanier weit übertreffen, so halten sie die europäische Menschenrace für weit unvollkommener als die ihrige. Was ihre Religion anbetrifft, so beten sie durchaus kein göttliches Wesen an, und ich habe niemals das geringste bei ihnen bemerkt, was auf diesen Gegenstand oder auf ein zukünftiges Leben den geringsten Bezug gehabt hätte. Wenn man die verständigsten unter ihnen über ihren ersten Ursprung befragt, so bekommt man gewöhnlich folgende Antwort: „Gott schuf im Anfang keinesweges einen Mann und eine

Digitized by Google

Frau, sondern zu gleicher Zeit alle Nationen in der nämlichen Anzahl, wie sie noch heut zu Tage vorhanden sind, und breitete sie über die ganze Oberfläche des Erdbodens aus. Späterhin fiel es ihm ein, auch einen Mbaya mit seiner Frau zu erschaffen; da er aber schon die ganze Erde unter die übrigen Nationen vertheilt hatte, so daß durchaus kein Land mehr übrig war, so schickte er den Vogel Caracara an sie ab, und ließ ihnen sagen, daß es ihm leid wäre, daß er ihnen kein Land mehr geben könne, daß er aber aus dieser Ursache nur zwei Mbaya's erschaffen habe, und daß er, um dem Uebel abzuhelfen, ihnen befehlen ließe, daß sie immerfort in den Ländern der andern Nationen herumwandern, und nicht einen Augenblick aufhören sollten, mit allen diesen Nationen Krieg zu führen, alle erwachsenen Mannspersonen derselben umzubringen, und die Kinder und Weibspersonen, um ihre eigene Anzahl zu vermehren, für die ihrigen anzunehmen."

Niemals ist auch ein göttlicher Befehl genauer und pünktlicher befolgt worden, als dieser: denn die Mbaya's wandern unablässig in allen Ländern herum, wobei sie sich von der Jagd und dem Fischfang ernähren, führen beständig mit allen Einwohnern ohne Unterschied Krieg, und ermorden ihre Feinde oder nehmen sie unter die Ihrigen auf, ganz wie es ihnen der Caracara befohlen hat.

Mit der einzigen Nation der Guana's machen sie jedoch hierin eine Ausnahme: denn mit dieser sind sie ununterbrochen durch die engsten Bande der Freundschaft verbunden. Die Mbaya's haben, wie ich schon oben erzählte, immer eine Menge Guana's bei sich, die freiwillig ihre Sklaven sind, an ihrer Statt das Feld bauen, und außerdem auch noch manche andere Dienste verrichten. Außer diesen freiwilligen Sklaven oder Dienstboten, haben aber die Mbaya's auch noch viele

Digitized by Google

andere, nämlich die Kinder und Frauenspersonen, die sie im Kriege gefangen nehmen, und zwar nicht allein von Indianern, sondern auch von Spaniern; so daß der allerärmste Mbaya zum wenigstens drei bis vier Sklaven besitzt. Diese Sklaven holen Holz herbei, bereiten die Speisen zu, schlagen die Zelte oder Hütten auf, und besorgen die Pferde; außerdem haben sie auch noch alle Arbeiten auf dem Felde zu verrichten, die jedoch sehr gering und unbedeutend sind. Die Mbaya's selbst behalten sich keine andere Beschäftigung vor, als die Jagd, den Fischfang und den Krieg. Sie schämen sich auch jeder Handlung, die nicht auf eine von diesen Beschäftigungen Bezug hat, und es ist mir selbst begegnet, als ich einmal einen Mbaya ein Geschenk machte, daß er es nicht selbst im Empfang nahm, sondern einem von seinen Sklaven befahl, mir es abzunehmen. Uebrigens kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Mbaya's ihre Sklaven außerordentlich lieb haben, und sehr schonend milde behandeln. Niemals ertheilen sie ihnen irgend einen Befehl in einen strengen herrschenden Ton; niemals fällt es ihnen ein, sie mit Worten hart anzufahren, sie zu schelten oder gar zu schlagen, und noch weit weniger sie zu verkaufen, wenn es auch gleich Gefangene sind, die sie im Kriege gemacht haben. Sie verlassen sich ganz auf den guten Willen und die Ehrlichkeit der Sklaven, sind mit jeder Arbeit zufrieden, die sie nach eigenem Gutdünken verrichten und theilen mit ihnen alles was sie besitzen. Die natürliche Folge hiervon ist, daß kein Kriegsgefangener, ungeachtet der Sklaverei worinn er sich befindet, sie jemals wieder verlassen will, und sogar auch nicht einmal die Spanierinnen, die von ihnen gefangen genommen werden, obgleich viele von ihnen schon erwachsen waren, und einige sogar schon Kinder hatten, als sie in ihre Hände fielen. Wie sehr sticht dieses mit der Behandlung ab, welche die unglück-

Digitized by Google

glücklichen Afrikaner von uns Europäern zu erleiden haben!

Die Mbaya's leben von dem Ackerbau, der durch ihre Sklaven getrieben wird, von dem Fischfang und der Jagd. Seit einige Zeit haben auch einige von ihnen angefangen, kleine Heerden von Kühen und Schafen zu halten, ohne jedoch die Milch derselben auf irgend eine Art zu genießen: denn gegen diese haben sie, wie alle wilden Indianer, einen entschiedenenen Abscheu. Sie besitzen auch Pferde, und halten dieselben so äußerst hoch, daß sie selten eines derselben verkaufen. Besonders wenden sie die größte Sorgfalt auf dasjenige, das bestimmt ist in der Schlacht von ihnen geritten zu werden, und sie würden dasselbe für keinen denkbaren Preis verkaufen, oder auch nur an einen andern auf einige Stunden verborgen. Sie reiten ohne Sattel, und sitzen dabei fast ganz hinten auf dem Kreuz des Pferdes. Einige von ihnen bedienen sich eines eisernen Gebisses, andere aber nehmen an dessen Statt zwei kleine Stäbchen, oder sie binden auch bloß an die untere Kinnlade einen Riemen fest, und knüpfen an diesen auf beiden Seiten zwei andere an, die ihnen anstatt der Zügel dienen.

Der Gebrauch der Kugeln, wovon ich oben gesprochen habe, ist ihnen gänzlich unbekannt. Im Kriege bestehen ihre Waffen nur allein in einer sehr langen Lanze, und in einer Macana oder einem 3 Fuß langen, und über einen Zoll im Durchmesser dicken Prügel, der aus einem sehr schweren und harten Holze verfertiget ist; sie besitzen zwar auch Bogen und Pfeile, allein sie bedienen sich derselben nur allein zur Jagd, und zum Fischfang. Wenn sie unter einander den Beschluß gefaßt haben, den Feind anzugreifen, so besteigen sie ihr allerschlechtestes Pferd, und führen dasjenige, das sie bloß im Gefechte reiten wollen, an dem Leitseile nach. Sobald sie jedoch mit dem Feinde zusammentreffen, so

Digitized by Google

besteigen sie das letztere, und lassen das schlechte laufen, ohne sich weiter um dasselbe zu bekümmern. Nunmehr geben sie sich alle erſinnliche Mühe, um den Feind unversehens zu überfallen; wenn ihnen aber dieses nicht glückt, so greifen sie ihn auch von vorn an, und zwar immer in einer halb Mondförmigen Schlachtordnung, um ihn wo möglich zu umzingeln. Sehen sie, daß der Feind in Reih und Gliedern steht, und sie ohne Furcht erwartet, so machen sie sämmtlich in der Entfernung eines starken Flintenschusses Halt. Hierauf steigen einige von ihnen von ihren Pferden ab, und gehen auf mehreren Punkten einzeln zu Fuße nahe an den Feind heran; hier machen sie allerlei Bocksſprünge, und schleppen auch eine Haut von einem Yaguareté auf der Erde hin und her, oder schütteln sie in der Luft, um theils die Pferde der Feinde dadurch zu erschrecken, und die Reihen derselben in Unordnung zu bringen, theils auch um die Feinde zur Abfeurung ihrer Gewehre anzureizen. Wenn sie so glücklich sind diesen letztern Zweck zu erreichen, so stürzen sie sich sogleich sämmtlich mit der Schnelligkeit des Blitzes über ihre Gegner her, und man kann alsdann gewiß überzeugt seyn, daß ihnen kein einziger von allen entrinnen wird.

Die Spanier, die durch eine lange Erfahrung hieran gewöhnt sind, bleiben daher ohne zu wanken in Reih und Glied stehen; sobald aber die Wilden, welche solche Thierhäute auf der Erde nachschleppen, näher herankommen, so lassen sie einige ihrer besten Schützen aus dem Centrum und den beiden Flügeln von ihren Pferden absteigen, und sie einzeln und so nahe, daß sie nicht fehlen können, auf die Wilden feuern. Wenn sie nur einen einzigen von ihnen todtschießen, so tragen die andern sogleich seinen Leichnam weg, und wenn man sie ungehindert gehen läßt, so zieht sich nach wenigen Minuten das ganze Heer wieder zurück. Allein hierbei muß man sehr auf seiner Hut seyn: denn, wenn

Digitized by Google

man sie verfolgt, ohne dabei beständig in geschlossenen Reihen zu bleiben; wenn man einzelnen unter ihnen nachjagt, oder wenn man sich gar damit abgibt, die schlechten Pferde, die sie haben laufen lassen, zusammen zu treiben, so kommen sie mit der Schnelligkeit des Blitzes wieder zurück, und stürmen in die Feinde ein. Auch verstehen sie sich auf solche Angriffe und auf Anlegung der gefährlichsten Hinterhalte; kurz wenn man ihnen nicht an Mannschaft überlegen ist, so darf man ungeachtet der Feuergewehre, nicht hoffen, einen Sieg über sie davon zu tragen. Sie haben übrigens im Kriege eben so wenig als im Frieden irgend eine Art von Oberhaupt oder Anführer; alle ihre Regierungsanstalten bestehen ausschließlich in den oben angeführten allgemeinen Zusammenkünften, in welchen die Kaciken, die Greise und einige der angesehensten Indianer auf die Stimmen der übrigen einen wichtigen Einfluß haben. Bei jedem Kriegszuge begnügen sie sich mit einem einzigen errungenen Siege; dieß ist aber für uns ein großes Glück: denn außerdem würde wahrscheinlich heut zu Tage kein Spanier mehr in Paraguay, und kein Portugiese mehr in der an sie angränzenden Provinz Cuyaba existiren!

Bei den Mbaya's essen die Mannspersonen alles was ihnen vorkommt, allein die verheiratheten Frauenspersonen essen niemals Fleisch von Kühen und Affen, und wenn sie ihre periodische Reinigung haben, so genießen sie durchaus nichts als Gemüse und Obst, und kosten unter keinerlei Vorwand auch nur einen Bissen von irgend etwas, das fett ist, oder es doch wenigstens seyn könnte. Zur Ursache davon führen sie an, daß einmal einer Frau, die in dieser kritischen Zeit fette Fische gegessen habe, Hörner aus der Stirne gewachsen wären. Eine Frau mit Hörnern müßte doch in der That ein sonderbarer Anblick seyn. — Bei der Nahrung des weiblichen Geschlechtes bei den Mbaya's hat aber

Digitized by Google

auch noch eine andere Sonderbarkeit Statt: die ledigen Mädchen essen nämlich durchaus niemals Fleisch, von welcher Art es auch sey, ja nicht einmal große Fische, d. h. solche, die einen Fuß und drüber lang sind. Sie leben schlechterdings bloß von Vegetabilien und kleinen Fischen, ohne übrigens einen Grund davon angeben zu können. Bis zu diesem Grade der Enthaltsamkeit haben es bei uns nicht einmal die Karthäuser gebracht! — Uebrigens sind die Frauen der Mbaya's die allergefälligsten unter allen Indianerinnen, und ihre Männer sind nicht im geringsten eifersüchtig. Die Polygamie ist bei ihnen erlaubt, so wie es ihnen auch frei steht, die Ehen nach Belieben zu trennen, wie es bei allen andern indianischen Nationen der Fall ist; allein Beispiele von dem einen wie von dem andern werden sehr selten bei ihnen gefunden.

Die Frauen der Mbaya's feiern von Zeit zu Zeit ein besonderes Fest, das darin besteht, daß sie eine Procession um ihre Hütten herum anstellen, und dabei auf der Lanze ihrer Männer das Haupthaar, die Knochen und die Waffen der Feinde, welche diese im Kriege erschlagen haben, herumtragen, und dabei die Heldenthaten ihrer Männer wetteifernd preisen. Um den Muth der letztern anzufeuern, und um denselben zugleich zu zeigen, daß es ihnen ebenfalls nicht daran fehlt, sondern daß sie ihres Vertrauens und ihrer Liebe vollkommen würdig sind, fallen sie am Ende des Festes mit den Fäusten wüthend über einander her, und prügeln so lange auf einander los, bis sie sich Nase und Mund blutig und nicht selten ein Paar Zähne aus dem Munde geschlagen haben. Hierauf wünschen ihnen die Männer zu ihrer bewiesenen Tapferkeit Glück, und das ganze Fest endigt sich damit, daß sich die Männer insgesammt tüchtig betrinken, jedoch nicht die Weiber: denn diese trinken niemals irgend eine Art von geistigen Getränken.

Digitized by Google

Daß sich diese Indianerinnen ohne die geringste Schwierigkeit den Lüsten der Mannspersonen Preis geben, habe ich schon oben gesagt; unbegreiflich ist es aber, daß sie den barbarischen und fast unglaublichen Gebrauch, immer nur einen Sohn oder eine Tochter aufzuziehen, alle ihre übrigen Kinder aber um's Leben zu bringen, so allgemein haben annehmen können. Gewöhnlich suchen sie das letzte Kind, mit dem sie schwanger werden, wenn sie, ihres Alters oder ihrer abnehmenden Kräfte wegen, keine Kinder mehr zu bekommen glauben, am Leben zu erhalten. Irren sie sich jedoch in dieser Rechnung, und werden sie nach der Geburt desjenigen Kindes, das sie am Leben erhalten haben, noch einmal schwanger, so tödten sie dieses letztere, oder treiben es vielmehr, sobald sie es empfangen haben, wieder ab. Manche hingegen bleiben auch ganz ohne Kinder, weil sie immer geglaubt haben, daß sie noch eines bekommen würden. Ich befand mich einmal mitten unter einer Anzahl von diesen Weibern, die sämmtlich ihre Männer bei sich hatten, und glaubte die Gelegenheit benutzen zu müssen, um den letztern die bittersten Vorwürfe zu machen, daß sie so grausam seyn könnten, ihre eigenen Kinder umbringen zu lassen, und so unverständig, nicht einzusehen, daß ihre Nation dadurch sehr bald ganz und gar ausgerottet werden müßte, indem sie doch begreifen würden, daß dieses nicht ausbleiben könnte, sobald in jeder Ehe immer nur ein einziges Kind gezeugt würde. Sie gaben mir aber mit Lachen zur Antwort, daß dieses bloß Angelegenheiten der Weiber wären, um die sich die Männer nicht zu bekümmern hätten.

Ich wandte mich hierauf an die Weiber selbst und sprach über diesen Gegenstand so ernstlich und nachdrücklich mit ihnen, als möglich; sie hörten mir aber ziemlich zerstreut zu, und als ich fertig war, so gab

Digitized by Google

mir eine von ihnen zur Antwort: „wenn wir schwanger werden und zur gehörigen Zeit niederkommen, so werden wir dadurch häßlich und vor der Zeit alt, und alsdann mögen uns die Männer nicht mehr; auch fällt es uns äußerst schwer, mehrere Kinder aufzuziehen, und sie auf unsern vielen Märschen und Wanderungen, wo wir selbst oft nichts zu essen haben, mit uns herum zu schleppen; darum haben wir uns entschlossen, jedes Mal, sobald wir fühlen daß wir schwanger sind, die Frucht sogleich abzutreiben, denn alsdann ist sie noch klein und geht leichter ab." Ich fragte sie hierauf, durch was für Mittel sie dieses zu bewirken pflegten. „Du sollst es gleich sehen," gab sie mir zur Antwort. Nunmehr legte sie sich vollkommen nackt mit dem Rücken auf die Erde nieder, und zwei alte Weiber fingen an, ihr mit den Fäusten die heftigsten Schläge auf den Unterleib zu versetzen, und so lange mit dieser wüthenden Behandlung fortzufahren bis das Blut aus den Geburtstheilen heraus lief; dieß war für sie ein Zeichen, daß die Frucht im Abgehen begriffen wäre, und ich erfuhr auch nach wenigen Stunden, daß sie wirklich abgegangen war. Zu gleicher Zeit sagte man mir aber auch, daß manche von diesen Weibern für ihr ganzes übriges Leben die nachtheiligsten Folgen davon empfänden, und daß viele sogar, theils während der Operation selbst, theils an den Folgen derselben stürben. Da diese Wilden sich durchaus keine Begebenheit ihres Lebens, und kein wichtiges Ereigniß bei ihrer Nation auf irgend eine Art anmerken, so können sie auch die Epoche, wann dieser abscheuliche Gebrauch bei ihnen eingeführt worden ist, nicht angeben; allein sie versichern insgesammt, daß sie in vorigen Zeiten nichts davon gewußt hätten, und dieß ist auch sehr glaublich: denn in keiner einzigen alten Handschrift findet man die geringste Nachricht davon. Allein heut zu Tage ist sie bei allen Weibern dieser, und, wie wir weiter un-

Digitized by Google

ten sehen werden, noch mehrerer anderer Indianischen Nationen eingeführt.

Ihre Kranken heilen sie bloß dadurch, daß sie ihnen, wie ich oben erzählt habe, an dem Magen saugen; wenn sie jedoch genöthigt sind, ihren Wohnort zu verändern, und einer ihrer Kranken ist nicht im Stande ihnen zu folgen, oder seine Krankheit scheint sich in die Länge zu ziehen, so lassen sie ihn liegen und bekümmern sich nicht weiter um ihn. Uebrigens wird der Todte von seiner Familie und ihrer Verwandtschaft sehr beweint, besonders wenn es ein Kacike oder sonst ein berühmter Mann gewesen ist. Die Leichname werden an den gemeinschaftlich dazu bestimmten Orte mit allen Kostbarkeiten, Kleidungsstücken und Waffen des Verstorbenen zur Erde bestattet, und zugleich werden auch auf dem Grabhügel vier bis sechs seiner besten Pferde umgebracht. Dieser Gebrauch hat seinen Grund darin, daß alle wilden Indianer einen außerordentlichen Abscheu vor den Todten haben, und durchaus nichts behalten und um sich leiden wollen, was sie an dieselben erinnern kann. Die Trauer um die Verstorbenen dauert drei bis vier Monate lang und besteht nur allein darin, daß die Weibspersonen und die Sklaven diese ganze Zeit hindurch durchaus nichts als Vegetabilien, aber keine Art von Fleisch und nicht einmal Fische essen, und dabei ein so strenges Stillschweigen beobachten, daß sie auf keine Frage, die man an sie thut, auch nur mit einer Sylbe antworten.

Die Payagua's. — Diese starke und mächtige Nation hat dem Paraguay-Strome seinen Namen gegeben: denn er hieß ehemals Payagnay oder Fluß der Payagua's, und ist von uns erst in den heutigen Namen verwandelt worden. Bei der ersten Ankunft der Spanier war diese Nation in zwei Horden eingetheilt, welche sich in die Herrschaft über den Paraguay-Strom getheilt hatten, und durchaus nicht zugaben,

Digitized by Google

daß irgend eine andere Nation ihn beschiffte. Die eine von diesen Horden wohnte in 21° 5′, wo heut zu Tage ein Theil der Mbaya's wohnt, und die andere in 25° 17′ der Breite. Die gesammte Nation führte den Namen Rayagua, und die einzelnen Horden unterschieden sich von einander durch die Namen Cadigué und Magach; die Spanier behielten jedoch den gemeinschaftlichen Namen bei, allein heut zu Tage nennt man den nördlicher wohnenden Theil dieser Nation Sarigué, und den andern Tacunbu, obgleich die beiden Horden selbst sich immer noch durch ihre alten Namen unterscheiden.

Die Tacunbu's ermordeten 15 Spanier von der Armee des Sebastian Gaboto, der unter allen Europäern zuerst den Paragnay-Strom hinauf fuhr. Nicht lange nachher lieferten sie auch den Spaniern, die unter der Anführung von Johann Ayolas den Fluß hinauffuhren, in ihren Canots ein wüthendes Treffen, und brachten dabei gegen 20 spanische Soldaten um. Ayolas beharrte aber dennoch in seinem Vorsatze und fuhr mit seinen bei sich habenden 200 Spaniern den Fluß noch weiter hinauf; allein hier wurden sie von diesen Wilden sämmtlich ermordet, so daß kein einziger von ihnen wieder zurück gekommen ist. Es währte hierauf nicht lange, so zerstörten diese Wilden auch einen spanischen Flecken, am Flusse Jesui, und eine neu angelegte Kolonie von Indianern; auch waren alle übrigen Ortschaften in dieser ganzen Gegend beständig von ihnen bedroht. Seit dieser Zeit sind diese Indianer unaufhörlich die erbittertsten, listigsten und grausamsten Feinde der Spanier, der Portugiesen in der Provinz Cupaba und außerdem aller Indianer, ohne Ausnahme gewesen. Wenn sie zuweilen mit der einen oder der andern dieser Nationen Frieden geschlossen haben, so geschah es bloß in der Absicht, sich mit ihr gegen andere Nationen zu verbinden, oder um gegen sie selbst irgend einen verrätherischen Streich ausgehen zu

Digitized by Google

lassen: denn Rechtlichkeit, Treue und Glaube sind ihnen von jeher fremde Worte gewesen. In dem Archive zu Assumption findet man eine Menge Aktenstücke, worin ihre Heldenthaten verzeichnet sind; es wäre überflüssig, einen Auszug daraus mitzutheilen, aber anführen muß ich doch, daß sie mehrere tausend Spanier umgebracht haben, und daß es ihnen zu wiederholten Malen beinahe geglückt wäre, alle in der Provinz Paraguay befindlichen Spanier auszurotten.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts merkte jedoch diese listige Nation, daß die Anzahl der Spanier in Paraguay immer mehr zunahm, und daß sie auch leicht von Buenos-Ayres Unterstützung erhalten konnten. Eben so sahen sie auch die Verstärkung der Portugiesen in Cuyaba, und überzeugten sich daher von der Unmöglichkeit, den wiederholten Angriffen dieser beiden Nationen länger zu widerstehen, weil sie bei weitem nicht mächtig und zahlreich genug waren, um alle ihre Feinde immerfort zu besiegen. Sie faßten daher den Entschluß in allem Ernste mit den Spaniern Frieden zu schließen, und sich sogar auf das engste mit ihnen zu verbinden. Sie machten daher den Spaniern das Anerbieten, daß sie ein Schutz- und Trutzbündniß gegen alle Nationen, ohne Ausnahme, mit ihnen abschließen wollten, wobei die hauptsächlichsten Bedingungen darin bestanden, daß sich diese ganze Horde zu Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, wohnhaft niederlassen wollte, daß man sie daselbst von Seiten der Spanier ihre gewohnte Lebensart fortführen und ihre bisherigen Sitten und Gebräuche ruhig und ungestört beobachten lassen sollte, und daß es ihnen auch zuweilen verstattet seyn sollte, mit solchen Indianische Nationen, die mit den Spaniern keinen besondern Vertrag abgeschlossen hätten, und in keinem Verkehr mit ihnen ständen, für sich allein Krieg zu führen.

Digitized by Google

Wirklich ließ sich auch die ganze Horde Tacunbu im Jahre 1740. zu Assumption nieder, und seitdem sind sie nicht nur im Kriege sehr treue Bundesgenossen, sondern auch außerdem äußerst nützliche Einwohner der Stadt: denn sie liefern den Spaniern Fische, Schilfrohr, Weiden, Futter für die Pferde, Canots, große und kleine Ruder, Decken und noch manche andere geringere Artikel, und leisten ihnen auch sonst noch sehr viele nützliche Dienste. Alles was sie durch diesen Handel gewinnen, verthun sie sogleich wieder in Branntwein, Fleisch, Bohnen, Zuckerwaaren und dergleichen, ohne daß es ihnen jemals einfällt, etwas davon für die Zukunft aufzusparen. Dabei behalten sie ihre Sitten und Gebräuche unabweichlich, und ohne das geringste daran zu verändern, bei, und bekümmern sich um die der Spanier nicht im geringsten. Im Jahr 1790 kam auch die andere Horde, die Cadigue's, nach Assumption, und vereinigte sich mit den Tacunbu's, so daß sie gegenwärtig beide in der Hauptstadt von Paraguay wohnen, und zusammen genommen noch ungefähr eine Volksmenge von 1000 Seelen ausmachen. Im Jahr 1792 ließ der spanische Gouverneur, um sich dadurch bei Hofe ein wichtiges Ansehen zu geben, 153 von ihren Kindern, unter 12 Jahren, taufen; allein man hat seitdem auf das deutlichste gesehen, daß sie schlechterdings keine Christen werden wollen, und daß, wenn man sie mit Gewalt dazu zwingen wollte, sie insgesammt fortgehen und den Krieg auf's neue anfangen würden.

Ihre Sprache ist von der aller übrigen Indianer sehr verschieden; sie wird so stark durch die Kehle gesprochen, daß man die Töne unmöglich mit unsern Buchstaben bezeichnen kann, und dabei ist sie so außerordentlich schwer, daß bis jetzt noch kein Spanier in Assumption im Stande gewesen ist, sie zu erlernen. Dagegen aber verstehen und sprechen sehr viele Payagua's die Gua-

Digitized by Google

rany-Sprache: denn in der Stadt, wo sie wohnen, wird beinahe keine andere gesprochen. — Die mittlere Größe dieser Indianer beträgt nach meinem Dafürhalten nicht mehr als 5 Fuß 4 Zoll; sie sind aber sehr gut gewachsen, und scheinen mir leichter und gewandter, als irgend eine andere indianische Nation, und sogar auch als die Spanier zu seyn. Daß keiner unter ihnen verwachsen ist, oder überhaupt irgend einen körperlichen Fehler hat, brauche ich gar nicht anzuführen: denn dieß ist ein Vorzug, den alle Indianer, ohne Ausnahme, besitzen. Die Farbe ihrer Haut ist jedoch etwas weniger dunkel, und ihre Physiognomie offener und weniger finster. Mit den Guana's haben sie darin Aehnlichkeit, daß sie sich beständig die Augenbraunen, die Augenwimpern und die Haare am Körper ausraufen, und daß sie keine Art von Pflichten, von Gehorsam, von Belohnungen und Bestrafungen kennen. — Ihre Weibspersonen beobachten einen ganz eigenthümlichen, sonderbaren Gebrauch: sobald nämlich der Busen ihrer jungen Mädchen ausgewachsen ist, und seine natürliche Größe erreicht hat, so fangen sie an, ihn entweder mit ihren Mänteln oder auch mit einem ledernen Riemen zusammen zu pressen, um ihn hinunterwärts gegen den Gürtel zu ziehen, so daß er, ehe sie noch 24 Jahr alt werden, wie ein Beutel an ihnen herabhängt. Ohnehin hat aber auch schon der Busen von allen Indianerinnen, ohne Ausnahme, weit weniger Elasticität, als der der Europäerinnen, und fällt weit früher abwärts. Es ist daher auch gar nichts seltenes, daß man sie ihren Kindern unter dem Arm weg, oder über die Schultern die Brust reichen sieht.

Wenn die Weibspersonen spinnen wollen, so geben sie vorerst der Baumwolle die Gestalt einer langen fingersdicken Wurst, ohne sie dabei im geringsten zu drehen; hierauf setzen sie sich mit ausgestreckten Beinen

auf

Digitized by Google

auf die Erde nieder, ergreifen ihre Spindel, die beinahe zwei Fuß lang ist, und fangen ihre Arbeit an, wobei ihnen die Spindel beständig auf den nackten Schenkeln herum kollert. Sie drehen jedoch den Faden nur äußerst wenig; wenn sie aber alle zubereitete Baumwolle aufgesponnen haben, so winden sie das Garn von der Spindel auf den Arm, ab, um es noch einmal zu spinnen, und alsdann stärker zu drehen. So wie nun dieses zum zweiten Mal gesponnene Garn beschaffen ist, und ohne daß sie es doppelt oder dreifach machen, gebrauchen sie es zur Verfertigung ihrer Decken, aber niemals zum Nähen: denn diese Art von Arbeit kennen sie durchaus nicht.

Diese Decken, oder Mäntel, bestehen bloß in einem Stück Baumwollenzeug, das je nach seiner Bestimmung größer oder kleiner ist. Diejenigen, so die alten Weiber tragen, sind höchstens lang genug, um sie von den Schultern bis auf die Waden herab zu bedecken, und nur so breit, daß sie anderthalb Mal um den Leib herumgeschlagen werden können. Sie verfertigen sie ganz ohne Weberstuhl, indem sie die Fäden über zwei Stäbe aufspannen, die im Verhältnisse der Länge, die der Mantel haben soll, von einander entfernt sind; hierauf ziehen sie die Fäden ganz ohne Spulen und bloß mit den Fingern quer hindurch, und schlagen sie zuletzt mit einem hölzernen Messer oder einer Art von Lineal dicht zusammen. Diese Art zu spinnen und Zeuge zu fertigen, ist bei allen Nationen, von denen ich angemerkt habe, daß sie gewebte Kleidungsstücke zu tragen pflegen, vollkommen die nämliche.

In diese Mäntel wickeln sich die Weibspersonen von dem Magen und oft sogar auch von den Schultern an bis hinunter auf die Knöchel; außerdem tragen sie auch noch ein anderes Stück Zeug, das ungefähr einen Fuß in's Gevierte groß ist, und mit einer Schnur um die Hüften herum befestigt wird, so daß es gerade

Digitized by Google

über die Geschlechtstheile herunterhängt. Die Mannspersonen hingegen gehen beständig vollkommen nackt; bei kalter Witterung, oder wenn sie irgend in ein Haus in der Stadt gehen wollen, werfen sie sich jedoch zuweilen einen ähnlichen Mantel über die Schultern, um sich wenigstens im Nothfall die Geschlechtstheile bedekken zu können. Einige unter ihnen tragen auch eine Art von kleinem Hemde, das weder Halskragen noch Aermel hat, und kaum so lang ist, daß es die Schaam bedeckt. Manche unter ihnen mahlen sich auch mit allerlei bunten Farben ein Hemde, ferner noch über dasselbe eine Art von Weste, und zuweilen auch ein Paar Hosen auf den bloßen Leib, und gehen in diesem Zustande, so nackt sie auch dabei wirklich sind, überall herum.

Der Barbot ist das charakteristische Kennzeichen der Mannspersonen; außerdem tragen dieselben aber auch an den Armen und um die Knöchel an den Füßen mehrere Armbänder, die in Rücksicht der Formen und der Materie, woraus sie bestehen, sehr von einander verschieden sind. An den Armgelenken haben sie zuweilen Hirschklauen hängen, die, wenn sie an einander anschlagen, eine Art von Geklingel verursachen. Auf dem Kopfe tragen sie kleine Federbüsche, und bei denjenigen unter ihnen, die einen Feind erschlagen haben, stehen diese auf dem Hinterkopfe gerade in die Höhe. In das Gesicht und auf dem ganzen Körper mahlen sie sich mit mancherlei Farben eine Menge von Figuren, die man nicht beschreiben kann, und die von der Willkühr eines jeden abhängen. Sie gehen jedoch nicht täglich auf diese Art geputzt, sondern nur von Zeit zu Zeit, wenn es ihnen eben einfällt. Die Haare schneiden sie sich vorn dicht am Kopfe ab, auf den beiden Seiten aber nur so weit, daß die Ohren noch bedeckt bleiben, und die Hinterhaare lassen sie ganz wachsen und binden sie mit einem Riemen zusammen, der aus einer Affenhaut, woran noch die Haare befindlich sind, besteht.

Digitized by Google

Wenn bei den jungen Mädchen die monatliche Reinigung zum ersten Mal eintritt, so machen sie dieses Ereigniß jedermann bekannt, und bringen sogleich auch auf ihren Körper die Zeichnungen, die ein charakteristisches Kennzeichen sind, daß sie das jungfräuliche Alter erreicht haben. Diese Zeichnungen bestehen in einem Streifen, der oben über der Stirne anfängt, und sich in gerader Linie über die Nase herab bis an die Spitze des Kinnes ziehet, jedoch mit Uebergehung der ganzen obern Lippe. Außerdem laufen noch ungefähr 7 bis 9 Linien senkrecht über die Stirn herab bis auf das obere Augenlied; und von den beiden Mundwinkeln an mahlen sie sich zwei kleine Ketten, die sich parallel mit der untern Kinnlade bis nahe an die Ohren hinziehen; außerdem mahlen sie auch noch zwei andere ähnliche Kettchen in's Gesicht, die an den äußern Augenwinkeln anfangen, und bis auf die Hälfte der Backen herunterlaufen. Alle diese Zeichnungen sind von violetter Farbe, und nicht vergänglich, wie die der Mannspersonen, sondern bleibend und unvertilgbar: denn sie stechen sich dieselben in die Haut ein, damit die Farbe in das Innere hinein dringen könne. Manche Frauenspersonen, die einen höhern Grad von Eitelkeit und Gefallsucht besitzen, bemahlen sich auch mit rother Farbe das Gesicht, den Busen und die Schenkel, und zeichnen sich eine braune Kette mit weiten Gelenken auf die ganze obere Seite des Armes von der Hand an bis auf die Schulter hinauf; allein diese Zeichnungen werden nicht wie die erstern in die Haut eingestochen. Sie schneiden sich eben so wie die Mannspersonen die vordern Haare dicht am Kopfe weg, aber alle übrigen lassen sie ungehindert wachsen, und frei über den Körper herunter hängen, ohne sie jemals zusammen zu binden. Halsbänder tragen sie nicht, aber dagegen an allen Fingern Geschmeide von mancherlei Art.

Digitized by Google

Ihre Hütten werden auf die nämliche Art erbaut wie die oben beschriebenen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie dieselben mit Binsen bedecken, die nicht geflochten sind, sondern der Länge nach aufgelegt und mit Schnüren fest gebunden werden. Die Geschäfte des weiblichen Geschlechts bestehen im Aufschlagen der Hütten und in Verfertigung der Mäntel und der irdenen Schüsseln und Töpfe. Alle diese Geschirre sind mit mancherlei Zeichnungen verziert, aber äußerst schlecht gebrannt. Auch müssen die Frauenspersonen alle Arten von Zugemüse kochen, und zuweilen auch die Fische, aber diese letztern jedoch äußerst selten; denn der Regel nach kommt es den Männern zu, Holz herbei zu holen, und Fleisch und Fische zu kochen. Die Frauenspersonen essen übrigens niemals Fleisch, und führen keinen andern Grund davon an, als weil es ihnen, wie sie sagen, schädlich seyn würde.

Diese Wilden gleichen allen übrigen indianischen Nationen darin, daß sie essen, sobald sie hungrig sind, und unter den zubereiteten Speisen diejenige für sich aussuchen, die ihnen ansteht, ohne den übrigen davon zu sagen, oder auf sie zu warten; daß sie, so lange sie essen, weder trinken, noch auch ein Wort reden; daß sie sich weder der Gabeln noch der Messer bedienen, und dabei immer in einiger Entfernung von einander sitzen, was sogar zwischen Mann, Frau und Kindern der Fall ist; daß sie, um Brühe und sonstige Flüssigkeiten in den Mund zu bringen, bloß den Zeige- und Mittelfinger gebrauchen, und dennoch so gut und so geschwind damit fertig werden, als wenn sie einen Löffel hätten; daß sie, wenn sie Fische essen, die auch noch so viele Gräten haben, diese doch niemals anders, als durch eine Bewegung mit der Zunge von dem Fleische absondern, und sie im Munde, seitwärts in der Backenhöle, wie die Affen, bei Seite legen und aufheben, um sie nachher, wenn sie mit Essen fertig sind, sämmt-

Digitized by Google

lich auf einmal heraus zu werfen; daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor der Milch haben; und daß sie endlich ihre Hände, ihr Gesicht und ihren Körper niemals waschen, und auch ihre Wohnungen niemals reinigen. Sie verstehen auch wie alle übrige Indianer die Kunst, ohne Feuerzeug, und bloß vermittelst zweier Stückchen Holz, die sie stark an einander reiben, Feuer anzumachen. Wie allen andern wilden Indianern flößt auch ihnen unsere Art von Häusern Angst ein: theils weil sie ihnen zu dunkel sind, theils auch weil sie beständig fürchten, daß sie ihnen über dem Kopfe zusammenstürzen könnten, und sie würden sich deßhalb um nichts in der Welt dazu bewegen lassen, auch nur eine einzige Nacht in denselben zuzubringen.

Der jetzige Kacike von dieser Nation ist der älteste Sohn des Kaciken Cuaty, den ich selbst gekannt habe, und der damals zum mindesten eben so alt als der Greis, von dem ich oben gesprochen habe, d. h. über 120 Jahr alt war. Auch er versicherte, daß er schon verheirathet und Kacike gewesen sey, als man angefangen habe, die Kathedral-Kirche in Assumption zu erbauen. Er hatte eben so wie der vorige noch alle seine Zähne, die so weiß und schön geordnet waren, als sie sich nur ein junger Europäer wünschen kann; auch besaß er noch alle seine Haare, und nur ungefähr der dritte Theil derselben war weiß geworden. Nur allein sein Gesicht hatte abgenommen; allein dessen ungeachtet fischte, ruderte, und verrichtete er noch alle Arten von Arbeiten, betrank sich auch ganz eben so wie alle übrigen. Als ich ihn zum ersten Male sah, saß er ganz nackt auf dem Boden, und während ich mich mit ihm unterhielt, ließ er, ohne bei Seite zu gehen, oder irgend etwas arges dabei zu denken, sein Wasser laufen. — Auch bei den Payagua's besitzen die Kaciken eben so wenig wie bei allen übrigen Indianern die geringste Gewalt, oder zeichnen sich durch irgend etwas vor den an-

Digitized by Google

dern aus; es leistet ihnen keiner die geringsten Dienste, und keiner zahlt ihnen Tribut. Die gesammten Regierungsanstalten der Nation bestehen in den allgemeinen Versammlungen, die täglich bei Untergang der Sonne gehalten werden, allein auch in diesen kann Niemand etwas befohlen werden: denn jeder Payagua ist vollkommen frei, und erkennt außer dem Kaciken, der aber im Grunde ganz und gar nichts zu sagen hat, durchaus keine Art von Ungleichheit der Stände an.

Da alles bei dieser Nation erlaubt ist, so ist es auch die Ehescheidung, ob sie gleich nur sehr selten unter ihnen Statt hat. Geschieht es aber, so kehrt die Frau wieder zu ihren Aeltern zurück, und nimmt alle ihre Kinder mit sich; außerdem gehören ihr auch alle Materialien, woraus ihre Hütte erbaut ist, ferner das Kanot, und die sämmtlichen in dem Hause befindlichen Geräthschaften. Dem Manne bleibt außer seinen Waffen und seinen Kleidungsstücken durchaus nichts übrig. Sind hingegen keine Kinder vorhanden, so behält jedes von beiden Theilen, was ihm zugehört. — Bei den Niederkunften wird den Indianerinnen von Niemand Beistand geleistet; wenn sich jedoch eine von ihnen in Kindesnöthen befindet, und es besonders lange damit dauert, oder ihre Nachbarinnen sie dabei stöhnen hören, so kommen diese mit kleinen Schellen oder Klappern in der Hand herbei gelaufen, und schütteln diese eine kleine Weile, so stark sie können, über dem Kopfe der Gebärenden; hierauf gehen sie wieder fort, und überlassen sie ihrem Schicksal. Wenn die Niederkunft vorüber ist, so stellen sich die sämmtlichen Freundinnen und Verwandtinnen der Wöchnerin von ihrem Hause an bis an den in allen Fällen sehr nahen Fluß in zwei Reihen, und breiten auf beiden Seiten ihre Kleider aus, als wenn sie den Durchgang des Windes abhalten wollten; die neue Wöchnerin geht hierauf mitten

Digitized by Google

durch sie hindurch, und wirft sich in den Fluß, um sich zu baden.

Auch darin gleichen die Payagua's allen andern Indianischen Nationen, daß sie keine andere Art von Vergnügen oder Belustigung kennen, als daß sie sich betrinken. An dem Tage, wo sie sich vorgenommen haben sich zu berauschen, essen sie durchaus nichts, trinken aber dagegen eine ungeheure Menge Branntwein, und halten sich sehr über die Trunkenbolde unter den Spaniern auf, die, wie sie sagen, so viel dabei äßen, daß kein Platz mehr für das Getränk übrig bliebe. Diejenigen unter ihnen, die noch nicht verheirathet sind, und folglich noch ohne zu arbeiten auf Kosten ihres Vaters leben, trinken durchaus niemals Branntwein. Auch die Weiber trinken nur äußerst selten welchen, und zwar bloß, wenn sie im Stande sind, ihn selbst zu bezahlen: denn die Männer geben ihnen nicht nur von den ihrigen keinen Tropfen ab, sondern trinken vielmehr auch noch die größere Hälfte von dem, den sich ihre Frauen zuweilen kaufen. Der betrunkene Mann wird beständig von seiner Frau oder einem Freunde begleitet; wenn diese sehen, daß er sich nicht mehr auf den Beinen erhalten kann, so führen sie ihn in seine Hütte, und lassen ihn auf die Erde niedersitzen. Nunmehr fängt der Betrunkene an, aber immer mit leiser Stimme, auszurufen: „Wer wagt es, sich mit mir zu messen? Er komme nur her, einer, zwei oder mehrere, ich strotze von Muth und Tapferkeit, und will sie alle in Stücke zerreißen." Dieß wiederholt er mehrere Male, führt alsdann die heftigsten Faustschläge in die Luft, als wenn er sich mit jemand herumschlüge, und setzt dieses so lange fort, bis er in einen tiefen Schlaf verfällt. Es ist jedoch kein Beispiel vorhanden, daß ein betrunkener Mann zu den Waffen gegriffen, oder irgend jemand Schaden zugefügt, oder auch seine Frau gemißhandelt hätte. Uebrigens be-

Digitized by Google

nutzen sie allen möglichen Vorwand, so äußerst unbedeutend er auch oft ist, um solche Feste, die bloß darin bestehen, daß sie sich besaufen, anzustellen.

Außer diesen Privatfesten begehen sie auch noch ein anderes im Monat Junius, auf eine sehr feierliche aber äußerst barbarische Art. Die ganze Nation, außer dem weiblichen Geschlechte und den jüngern Männern, die nicht schon Familienväter sind, nimmt an demselben Antheil, und außerdem wird es auch von den Mbaya's, den Guana's und mehrern andern Indianischen Nationen gefeiert. Am Abend vor dem Feste bemahlen sich die Männer das Gesicht und den ganzen Körper, so gut sie nur immer können, und schmücken sich den Kopf mit einer Menge von Federn von so auffallenden Farben und in so sonderbaren Formen und Gestalten aus, daß man sie unmöglich beschreiben, und ohne Erstaunen nicht ansehen kann. Auch bedecken sie drei oder vier irdene Gefäße mit Häuten, und schlagen mit Stäbchen, die weit dünner sind, als die geringste Schreibfeder, ganz langsam und leise auf dieselben, so daß man den Ton davon kaum auf 15 Schritte weit hören kann. Am Morgen des folgenden Tages trinken sie vorerst allen Branntwein auf, den sie im Vermögen haben, nnd wenn sie insgesammt recht tüchtig betrunken sind, so kneipen sie sich gegenseitig in die Arme, die Schenkel und die Beine, wobei sie jedesmal mit den Fingern so viel Fleisch, als sie können, zu fassen suchen, und durchstechen alsdann das, was sie gekneipt haben, mit einem Splitter von Holz, oder mit einer sehr dicken Rochengräte. Diese Operation wiederholen sie von Zeit zu Zeit bis der Abend hereinbricht. so daß sie zuletzt an den beiden Schenkeln, den Beinen und den beiden Armen, vom Faustgelenke bis an die Schulter hinauf, und immer nur in der Entfernung eines Zolles von einander, ganz mit solchen Splittern oder Gräten gespickt sind. Da sie dieses Fest sogar

Digitized by Google

auch zu Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, und zwar ganz öffentlich begehen, so steht es jedermann frei, ihnen dabei zuzusehen, und gewöhnlich ist auch der Zulauf von Menschen außerordentlich groß. Auch vornehme Spanierinnen begeben sich dahin, um dieses sonderbare und barbarische Schauspiel mit anzusehen; wenn es jedoch nicht mehr bei den verschiedenen Stichen bleibt, die ich eben genannt habe, sondern wenn sie auch anfangen, sich die Zunge und das männliche Glied durch und durch zu zerstechen, so ergreifen gewöhnlich die spanischen Damen unter lautem Geschrei die Flucht; die Indianerinnen hingegen, die doch persönlich dabei interessirt sind, sehen auch diesem Theile des Schauspiels mit kaltem Blute zu.

Das Blut, das aus der Zunge herausfließt, fassen die Indianer in der holen Hand auf, und beschmieren sich das ganze Gesicht mit demselben; dasjenige hingegen, welches aus dem männlichen Gliede herauströpfelt, lassen sie in ein kleines Loch laufen, das sie mit dem Finger vor sich in die Erde graben; um das Blut hingegen, das aus allen übrigen Wunden herausfließt, bekümmern sie sich nicht im geringsten. Ich habe dieser Ceremonie mehrere Jahre hinter einander beigewohnt, und habe immer so nahe dabei gestanden, daß ich die Indianer, an denen die Operation verrichtet wurde, mit der Hand berühren konnte; ich kann aber auf das feierlichste versichern, daß ich niemals einen einzigen von ihnen weder stöhnen und seufzen gehört, noch auch auf ihren Gesichtern und in den Bewegungen ihres Körpers jemals die geringste Spur von Schmerz oder auch nur von Gefühl bemerkt habe; man hätte wetten mögen, daß sie insgesammt hölzerne Figuren wären. Sie wissen keinen Grund von diesem abscheulichen Gebrauche anzuführen, und gestehen selbst ganz offenherzig, daß sie sich aus keiner andern Ursache so schrecklich mißhandeln, als um zu zeigen, daß sie

Digitized by Google

Männer von Muth wären. Auf ihre Wunden legen sie nichts; diese dauern daher auch sehr lange, und füllen sich mit Eiter, den die Indianer bloß von Zeit zu Zeit herausdrücken; manche unter ihnen baden sich sogar in diesem Zustande. Nach allem diesen kann man sich aber wohl vorstellen, daß sie bald nach der Operation am ganzen Körper über und über schwellen und einen scheußlichen Anblick gewähren. Auch behalten sie, wie natürlich, die Narben von diesen Wunden ihr ganzes Leben hindurch. Da die meisten von ihnen mehrere Tage nach dem Feste nicht im Stande sind auszugehen, und für die nothdürftigsten Lebensmittel zu sorgen, so leiden unterdessen ihre Familien oft den bittersten Mangel. Es ist zwar eine bekannte Sache, daß die Indianer insgesammt weit länger als wir hungern können, allein dagegen nehmen sie auch wieder eine weit größere Masse von Lebensmitteln auf einmal zu sich. Hierin gleichen sie vollkommen den Raubvögeln, und vielerlei Arten von fleischfressenden Quadrupeden.

Wenn der Sturmwind ihre Hütten umwirft, was sehr häufig geschieht, so nehmen sie einen Brand aus dem Feuer, laufen damit eine Strecke weit gegen den Wind an, und bedrohen ihn mit ihrem Brande; andere thun, um dem Sturme Furcht einzujagen, eine Menge Faustschläge in die Luft. Das nämliche geschieht auch zuweilen, wenn sie zum ersten Male den wiederkehrenden Mond bemerken; allein dieß thun sie, wie sie sagen, bloß um ihre Freude darüber auszudrükken. Manche Personen haben aber hieraus schließen wollen, daß sie den Mond anbeteten; es ist jedoch eine völlig ausgemachte Sache, daß sie von keinem Schöpfer etwas wissen, daß sie durchaus kein göttliches Wesen anbeten oder ihm irgend eine Art von Verehrung erzeigen, und daß sie schlechterdings keine Religion besitzen. Ich habe zu wiederholten Malen von dem zukünftigen

Digitized by Google

Leben mit ihnen gesprochen; aber die meisten haben mich versichert, daß sie gar nicht wüßten, was dieses für ein Leben wäre; andere haben mir jedoch zur Antwort gegeben, daß die Payagua's nach ihrem Tode an einen Ort kämen, der voll von Kesseln und Feuer wäre, und einige wenige unter ihnen haben mich versichert, daß nur allein die bösen Payagua's an diesen letztern Ort gingen, die Seelen der guten hingegen wohnten immerfort unter Wasserpflanzen, und nährten sich daselbst von Fischen und Yacarré's *). Wenn ich nun diese letztern fragte, warum sie denn nicht in den Himmel der Spanier gingen, gaben sie mir zur Antwort; daß dieses nicht möglich wäre, weil sie einen ganz andern Ursprung als die Spanier hätten. Hierauf suchte ich zu erfahren, was sie für eine Idee von diesem ersten Ursprung hätten; allein gewöhnlich wußten sie mir nichts darauf zu antworten. Ich fand unter ihnen allen nur zwei, die mir folgendes zur Antwort gaben: „unser erster Vater war der Fisch, den wir Pacu nennen; der eurige war der Fisch, der bei euch Goldfisch (Dorade) heißt, und der von den Guarany's war eine Kröte. Darum ist auch eure Farbe heller und schöner als die unsrige, was aber auch das einzige ist, das ihr vor uns voraus habt, denn in allen übrigen Stücken übertreffen wir euch weit; ferner ist dieß auch der Grund, warum die Guarany's so lächerlich und verächtlich wie die Kröten sind."

Ihre Aerzte beobachten das nämliche Verfahren, wie die von allen übrigen Nationen; wenn jedoch der Kranke ein Mann von Ansehen ist und gut bezahlt, so beobachten sie weit größere Ceremonieen dabei. Der

*) Wenn sie also einen Begriff von einem zukünftigen Leben haben, so haben sie auch eine Art von Religion, und die mancherlei abergläubischen Gebräuche, die unser Verfasser beschrieben hat, geben einen offenbaren Beweis davon.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Arzt kommt nämlich alsdann vollkommen nackt zu dem Kranken, den Körper mit mancherlei sonderbaren Mahlereien beschmiert, und mit einer ungeheuer großen Binde von Werg um den Hals, die ihm bis auf die Hüften herunter hängt. Sobald er in diesem Aufzuge in die Hütte eintritt, so nimmt er eine Tabackspfeife und zündet sie an. Diese Pfeife besteht in einem Fußlangen, Fausdicken, und der Länge nach durchbohrten Stabe, an dessen einem Ende sich ein Mundstück befindet, um den Rauch dadurch an sich zu ziehen. In die andere Hand nimmt er eine zwei Fuß dicke, inwendig hohle Kalebasse, die an jedem Ende ein Loch hat, wovon das größte beinahe drei Zoll im Durchmesser enthält. Hierauf bläs't er Tabacksrauch durch das kleinere Loch der Kalebasse, und spült sie wieder sorgfältig aus. Dieses wiederholt er drei bis vier Mal. Alsdann legt er den Rand der größern Oeffnung an die Oberlippe dicht an der Nase, so daß er mitten in der Oeffnung ganz bequem den Mund aufmachen kann, und schreit hierauf in dieselbe hinein, wobei seine Stimme mancherlei höchst sonderbare Töne hervorbringt; allein die Zuhörer verstehen nicht das geringste davon, und der Arzt versichert, daß es lauter Worte wären, vor denen die Krankheit in Furcht und Schrekken geriethe. Hiermit fährt er einige Zeit und zuweilen über zwei Stunden lang ununterbrochen fort, wobei er immer mit dem linken Fuße taktmäßig auf die Erde tritt, eine Menge Verdrehungen des Körpers macht, und sich gegen den Kranken, der ganz nackt vor ihm auf der Erde liegt, zu wiederholten Malen tief verbeugt. Endlich setzt er sich neben ihn nieder, befühlt einige Minuten lang stillschweigend mit der Hand seinen Magen, und fängt alsdann an, mit einer außerordentlichen Gewalt an demselben zu saugen. Zuweilen hört er auf einige Augenblicke damit auf, spei't in seine Hand, und zeigt hierauf den Umstehenden eine

Digitized by Google

kleine Fischgräte, ein Steinchen oder einige Tropfen Blut. Diese Dinge hatte er nämlich vorher in den Mund genommen, um die Zuschauer glaubend zu machen, daß er mit denselben die Krankheit aus dem Körper des Patienten herausgezogen habe.

Ueberhaupt sind die Payagua's, so wie alle wilde Indianer fest überzeugt, daß der Arzt alle Arten von Krankheiten kenne und heilen könne, und daß niemand sterben würde, wenn der Arzt den guten Willen hätte, ihn zu kuriren. Das nämliche versichern auch die Aerzte selbst, und suchen jedermann fest davon zu überzeugen, um sich ein desto größeres Ansehen zu verschaffen und reichlichere Bezahlung zu erhalten. Dieß ist ihnen auch wirklich in einem solchen Grade geglückt, daß nach der Behauptung vieler Personen sogar die ersten Gunstbezeigungen aller ihrer Mädchen für die Aerzte bestimmt sind. Um sich diesem Stande zu widmen, braucht man übrigens bloß glauben zu machen, daß man die erforderliche Geschicklichkeit dazu besitze, und gewöhnlich sind diese Aerzte die trägsten und verfoffensten Müssiggänger. Die Grundlage ihrer ganzen Wissenschaft besteht aber darin, daß sie dem Kranken schlechterdings nicht erlauben, irgend etwas anderes als ein klein wenig Gemüse und Obst zu essen. Es geschieht daher, was auch bei uns der Fall ist, daß die meisten Kranken genesen, wodurch denn der Arzt einen großen Ruf bekommt, und daß die übrigen ihrer letzten Krankheit endlich unterliegen. Trägt es sich jedoch zu, daß viele Kranke hinter einander sterben, so gerathen die Wilden in einen erschrecklichen Zorn gegen den Arzt, lassen Schläge über Schläge auf ihn herunter regnen, und bringen ihn sogar nicht selten um's Leben.

Die Payagua's erreichen, so wie überhaupt alle diese wilde Nationen, ein sehr hohes Alter. Ich habe selbst mehrere außerordentlich Alte unter ihnen gekannt,

Digitized by Google

worunter sich besonders die zwei oben angeführten Kaciken befanden, die zum wenigsten 120 Jahr alt waren. In Europa hält man zwar allgemein dafür, daß durch das übermäßige Branntweintrinken das Leben des Menschen verkürzt wird; allein diese Indianer sind im höchsten Grade Trunkenbolde, und dennoch ist es eine ausgemachte Sache, daß sie weit länger leben als wir. Sie genießen dabei einer dauerhaften fast ununterbrochen guten Gesundheit. Ferner habe ich niemals bemerkt, daß einer unter ihnen eine venerische Krankheit gehabt hätte, und es ist mir kein Fall bekannt, daß ein Spanier nach einem vertrauten Umgang mit einer wilden Indianerin diese Krankheit bekommen hätte. Unter den christlichen, der Spanischen Herrschaft unterworfenen Guarany's ist diese Krankheit zwar ebenfalls äußerst selten, aber dessen ungeachtet bekommen die Spanier, die sich mit den Weibern dieser Indianer in einen vertrauten Umgang einlassen, sehr häufig und fast durchgängig eine Art von venerischer Krankheit, die sich aber nicht wie bei uns in Europa an den Mandeln am Halse äußert, sondern an der Nase, und die außerordentlich schwer zu heilen ist. Ich möchte daher beinahe vermuthen, daß diese häßliche Krankheit überhaupt bloß durch die Vermischung ganz von einander verschiedener Menschenracen entstanden sey, und daß man sie in Amerika vor der Ankunft der Spanier gar nicht gekannt habe.

Sobald ein Payagua gestorben ist, wickeln ihn einige alte Weiber mit seinen Waffen und sämmtlichen Kleidungsstücken in seinen Mantel ein, und die Familie bezahlt einen eigenen Menschen, der ihn auf den Begräbnißplatz trägt. Vor nicht langer Zeit pflegten sie noch ihre Todten sitzend zu begraben, und zwar so, daß der Kopf aus dem Grabe herausragte, aber mit einem großen irdenen Topfe bedeckt war. Weil es aber sehr häufig geschah, daß die Tatu's und wilde

Digitized by Google

Schweine sowohl die Köpfe als die herausgescharrten Leichname auffraßen, so nahmen diese Wilden unsern Gebrauch, sie ganz und der Länge nach in die Erde zu begraben, sehr bereitwillig an. Auf den Gräbern reißen sie sorgfältig alles Gras aus, halten dieselben sehr rein, bedecken sie mit Hütten, die denen, worin sie wohnen, ähnlich sind, und stellen auf das Grab von solchen Männern, die ihnen besonders lieb und werth waren, eine Menge buntbemahlter irdener Töpfe auf einander, und zwar so, daß die Oeffnung derselben abwärts gekehrt ist. Die Mannspersonen tragen durchaus niemals Leid, es sey um wen es wolle; die Weibspersonen hingegen weinen um ihren Vater oder ihren Mann zwei oder drei Tage lang in der Einsamkeit. War es jedoch ein besonders geachteter und berühmter Mann, oder ist er vor dem Feinde gefallen, so beweinen sie ihn auch länger, und laufen dabei Tag und Nacht heulend und schreiend um ihre Wohnplätze herum.

Die Payagua's kennen keine Art von Ackerbau, und geben sich bloß mit dem Fischfang ab. Ihre Kähne sind zwischen 10 und 20 Fuß lang, und die größeste Breite derselben, die nicht mehr als drei bis vier Spannen beträgt, befindet sich im zweiten Drittheil ihrer Länge von dem Vordertheile an gerechnet. Dieses Vordertheil läuft ganz spitz zu, und das Hintertheil beinahe eben so. Ihre Ruder sind neun Fuß lang; sie sitzen nicht bei'm Rudern, sondern stehen, und zwar auf der äußersten Spitze des Hintertheiles; wenn sie hingegen mit der Angel fischen, so setzen sie sich in die Mitte des Kanot's, und lassen sich durch die Strömung des Flusses forttreiben. Zuweilen geschieht es, daß das schmale Kanot umschlägt, wenn sie besonders große Fische, die sich gewaltsam zerarbeiten und um sich schlagen, in dasselbe werfen. In einem solchen Falle sieht man diesen Indianern mit wahrem Erstaunen zu, wie

Digitized by Google

sie, nicht tiefer im Wasser als bis an die Brust, obgleich die Tiefe des Flusses 6 Toisen und drüber beträgt, ihr Kanot so geschickt zu behandeln, in weniger als drei Minuten es wieder umzukehren, ganz von Wasser zu leeren, und sich in dasselbe hinein zu setzen wissen, ohne dabei weder Angel, noch Ruder, noch Bogen, noch Pfeile, noch irgend etwas von allem, was sie bei sich hatten, zu verlieren.

Wenn sie in den Krieg ziehen, so stellen sich immer sechs oder acht von ihnen der Länge nach in jedes Kanot, rudern dabei alle zu gleicher Zeit, und treiben dadurch das Kanot so außerordentlich schnell vorwärts, daß sie zum allerwenigsten in einer Stunde sieben Seemeilen zurücklegen. Sie sind dabei mit der Macana oder der oben beschriebenen Keule, mit sieben Fuß langem Bogen und 4½ Fuß langen Pfeilen bewaffnet, welche letztere sie in einen Bündel gebunden auf dem Rücken tragen, ohne sich eines Köchers zu bedienen. Mit diesen Waffen wissen sie äußerst geschickt umzugehen, und wenn sie einen Vogel, oder irgend ein anderes kleines Thier lebendig haben wollen, so umwickeln sie vorher mit irgend etwas die Spitze des Pfeiles, so daß das Thier durch den Schuß nur betäubt, aber nicht getödtet wird. In ihren Kriegen bringen sie übrigens alle erwachsenen Männer, ohne Ausnahme, um's Leben, und schenken dasselbe nur den Weibspersonen und den Kindern, wie es auch die meisten andern Indianischen Nationen zu thun pflegen. Den Feind suchen sie immer unerwartet zu überfallen und beobachten dabei sehr genau die Vorsicht, daß sie sich niemals allzuweit von dem Flusse entfernen, weil sie sonst von denjenigen Nationen, die gewöhnlich zu Pferde fechten, unfehlbar besiegt werden würden.

Die Guaicuru's. — Dieß war eine der berühmtesten Nationen in der Geschichte und in den ältesten Beschreibungen dieser Länder; auch war sie eine

der

Digitized by Google

der zahlreichsten, stärksten, stolzesten, tapfersten und mächtigsten unter allen. Sie wohnte in der Provinz Chaco, beinahe gegen Assumption über; ihre Sprache, in welcher sich außerordentlich viele Kehlentöne befanden, war von der aller übrigen Nationen gänzlich verschieden; sie kannte den Ackerbau nicht, und lebte bloß von der Jagd. Von dieser ganzen so zahlreichen und mächtigen Nation ist heut zu Tage nur noch ein einziger Mann übrig, der sechs Fuß sieben Zoll groß und vortrefflich gewachsen ist; er hat drei Weiber, und um nicht ganz einsam zu leben, hat er sich zu den Toba's gesellt und auch ihre Kleidungsart angenommen. Der Grund von der gänzlichen Vertilgung dieser tapfern Nation ist jedoch nicht allein in den beständigen Kriegen zu suchen, die sie mit den Spaniern und allen andern Indianischen Nationen geführt hat, sondern hauptsächlich in dem oben bei den Mbaya's beschriebenen und auch bei ihnen allgemein eingeführten barbarischen Gebrauche ihrer Weiber, alle ihre Kinder vor der Zeit abzutreiben, und nur allein das letzte darunter zur Reife gelangen zu lassen. Man hat sogar Grund zu vermuthen, daß dieser unerhörte Gebrauch zuerst bei den Guaicuru's aufgekommen ist, und sich alsdann von ihnen unter die übrigen Nationen verbreitet hat; ganz zuverläßig gewiß ist es aber, daß sie denselben in den ältern Zeiten ebenfalls nicht gekannt hatten.

Um sich einen Begriff zu machen, wie furchtbar zerstörend dieser abscheuliche Gebrauch ist, braucht man nur zu bedenken, daß aus acht Ehen höchstens nur acht Kinder erzeugt werden. Nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit von der Dauer des menschlichen Lebens erreichen von diesen acht Kindern nur vier das Alter von acht Jahren, und von diesen vieren werden nur zwei über dreißig Jahr alt. Aus wie viel Familien soll also, wenn jedes Ehepaar nur ein einziges

Digitized by Google

Kind aufzieht, die zweite Generation bestehen? Wenn die erste nur acht Kinder hervorbrachte, so muß die folgende in der geometrischen Proportion von 8 zu 2 abnehmen, und folglich alle Nationen, bei denen dieser Gebrauch Statt hat, bald gänzlich von dem Erdboden vertilgt seyn. Es ist äußerst zu beklagen, daß die stärksten Nationen und die den größten und schönsten körperlichen Wuchs besitzen, sich selbst so vorsetzlich ausrotten! Auch ist bis jetzt nicht abzusehen, wie irgend eine Vorkehrung dagegen getroffen werden kann. Ich hatte immer geglaubt, daß den Vätern und vorzüglich den Müttern die Liebe zu ihren Kindern von der Natur selbst eingeflößt, und daß dieses ein so allgemein herrschendes Gefühl sey, daß es bei allen lebendigen Wesen gefunden werden müsse; allein diese Indianer liefern den Beweis, daß auch Ausnahmen von dieser Regel Statt haben.

Die Lengua's. — Dieß ist der Name, den die Spanier dieser Nation wegen der sonderbaren Form ihrer Barbots beigelegt haben. Sie führten ehemals in der Provinz Chaco ein herumwanderndes Leben, und machten eine der furchtbarsten und angesehensten Nationen aus. Sie waren wild und grausam, stolz, rachsüchtig, unversöhnlich und so gänzlich dem Müßiggange ergeben, daß sie außer dem Krieg und der Jagd durchaus keine Art von Beschäftigung kannten. Ihre Waffen bestanden ebenfalls in einer Lanze, einer Keule und einigen langen Pfeilen. Auch ritten sie ohne Sattel, und behandelten diejenigen von ihren Pferden, die sie in der Schlacht reiten wollten, mit einer ganz vorzüglichen Sorgfalt. In ihren Kriegen pflegten sie ebenfalls alle erwachsenen Mannspersonen um's Leben zu bringen, und nur die Weibspersonen und die Kinder zu verschonen.

Wenn ich bisher von dieser Nation, als wenn sie schon nicht mehr existirte, gesprochen habe, so geschah

Digitized by Google

es darum, weil sie in der That im Begriff ist, gänzlich auszusterben. Im Jahr 1794 bestand sie nur noch aus vierzehn Manns- und acht Weibspersonen von verschiedenem Alter, von denen sich einige bei Don Francisco Amansio Gonzalez niedergelassen, die übrigen aber sich mit zwei andern indianischen Nationen vereinigt hatten. Ihre mittlere Größe scheint mir fünf Fuß neun Zoll zu betragen, und ihr körperlicher Wuchs ist so schön, als man sich ihn nur denken kann. Ihre Haare schneiden sie vorn auf der halben Stirn ab, auf den übrigen Seiten aber nur in der Höhe der Schultern, und binden sie niemals zusammen. Gleich in der Stunde ihrer Geburt werden ihnen die Ohren durchstochen und es wird ein Stückchen Holz in die Oeffnung gesteckt; dieses Holz wird ihr ganzes Leben hindurch allmählig immer vergrößert, so daß nicht nur die Oeffnung selbst außerordentlich groß wird, und in spätern Jahren gewöhnlich ein Loch von mehr als zwei Zoll im Durchmesser ausmacht, sondern daß auch die Ohren selbst ihnen bis auf die Schultern herunter hängen. Man sollte es wirklich für ganz unmöglich halten, daß sich sowohl die Ohren als die Oeffnung in denselben in einem solchen unnatürlichen Grade vergrößern können!

Der Barbot ist bei allen indianischen Nationen das charakteristische Kennzeichen des männlichen Geschlechtes; bei den Lengua's aber ist er von ganz besonderer Art. Er besteht nämlich in einem hölzernen sechszehn Linien im Durchmesser enthaltenden Halbzirkel, den sie in einen horizontalen Einschnitt in die untere Lippe, welcher bis auf die Zahnwurzeln hindurchgeht, quer hineinstecken. Dieß hat ihnen von Seiten der Spanier den Namen Lengua's zugezogen, weil dieses Stückchen Holz oder der Barbot ganz aussieht wie eine Zunge. Da er aber niemals vollkommen in den Einschnitt paßt, so ist die nothwendige Folge davon,

Digitized by Google

daß unaufhörlich Speichel aus demselben herausläuft, was ihnen ein sehr ekelhaftes Aussehen giebt. Bei den Kindern ist dieser Einschnitt nur sehr klein; allein sie sind ihr ganzes Leben hindurch darauf bedacht, ihn zu vergrößern, und stecken zu diesem Ende von Zeit zu Zeit immer größere Stückchen Holz in demselben.

Die Lengua's verstehen nicht ein Wort von den Sprachen aller übrigen Indianer, was offenbar beweis't, daß die ihrige gänzlich von denselben verschieden ist. Ich glaube also vollkommen Recht zu haben, wenn ich behaupte, daß alle diese Nationen eine besondere eigenthümliche Sprache besitzen, die von der aller übrigen gänzlich abweicht, und das nämliche glaubt auch Don Francisco Amanstо. In Rücksicht ihrer Gebräuche, und sogar auch ihrer Kleidung, haben übrigens diese Indianer sehr viele Aehnlichkeit mit den Mbaya's. Sie verehren keine Gottheit, haben weder Oberhäupter noch Gesetze, und sind in allen Stücken vollkommen frei. Es hat jedoch eine sonderbare Höflichkeitsformel bei ihnen Statt, wenn sie sich nach einer langen Abwesenheit zufälliger Weise wieder einmal zu sehen bekommen; ehe sie nämlich ein Wort mit einander reden, müssen beide Theile einige Thränen vergießen, und es wäre eine große Beleidigung oder wenigstens ein Beweis, daß ihnen das Wiedersehen dieser Person vollkommen gleichgültig sey, wenn sie diesen Gebrauch nicht beobachteten. Den Ackerbau kennen sie durchaus nicht, und ihre einzige Beschäftigung besteht in Krieg, in der Jagd und darin, daß sie den Spaniern ihre Viehherden wegstehlen. Die Ausrottung dieser Nation rührt ebenfalls von dem Gebrauch ihrer Weiber her, ihre Kinder bis auf das letzte abzutreiben. Uebrigens enthält sich auch bei ihnen das weibliche Geschlecht des Fleisches und überhaupt aller Speisen, die möglicher Weise fett seyn können, so lange sie ihre periodische Unpäßlichkeit haben, so wie auch drei Tage nach ihrer

Digitized by Google

Niederkunft. Bei dieser Niederkunft wird ihnen jedoch von niemand auch nur der geringste Beistand geleistet, und unmittelbar nach derselben treiben sie wieder alle ihre Geschäfte wie zuvor.

Ihre Kranken suchen sie bloß durch eine strenge Diät zu kuriren, indem sie ihnen nichts als einiges Obst zu essen, und warmes Wasser zu trinken geben; wenn sie aber nicht bald wieder genesen, so geben sie sie ganz auf, und lassen sie allein und hülflos umkommen. Sie haben einen solchen Abscheu vor dem Tode, daß sie niemals einen von den Ihrigen in ihrer Hütte sterben lassen, sondern ihn, wenn sie glauben, daß er bald sterben wird, bei den Beinen ergreifen, und ungefähr 50 Schritte von der Hütte wegschleppen. Hier legen sie ihn auf den Rücken, und zwar mit dem Hintern gerade über ein Loch, das sie absichtlich in die Erde graben, damit er seine Nothdurft hinein verrichten könne. Hierauf zünden sie auf der einen Seite von ihm ein Feuer an, und stellen auf die andere einen Topf mit Wasser hin, im Fall er Durst bekommen sollte. Weiter geben sie ihm aber von nun an nichts mehr, sondern nähern sich ihm nur von Zeit zu Zeit, nicht um ihn Beistand zu leisten, oder mit ihm zu sprechen, sondern bloß um zu sehen, ob er noch nicht todt ist. Sobald er nun den letzten Athemzug ausgehaucht hat, so kommen einige alte Weiber herbei, die von den Verwandten dafür bezahlt werden, und wickeln ihn, so geschwind sie können, mit allen Kleidungsstücken, die er besitzt, in seine Decke von Zeug oder von Fellen ein; hierauf fassen sie ihn bei den Beinen an, und schleppen ihn ungefähr 100 Schritte weit fort; hier graben sie ein Loch in die Erde, und legen ihn hinein, wobei jedoch kaum der ganze Körper oberflächlich mit Erde zugedeckt wird. Die Verwandten beweinen den Verstorbenen drei Tage lang; allein weder sie, noch irgend ein anderer Indianer sprechen jemals seinen Na-

Digitized by Google

men wieder aus, so wie überhaupt kein Verstorbener jemals genannt wird, selbst auch in dem Fall nicht, wenn sie in der Folge eine merkwürdige Handlung von ihm erzählen. Aeußerst sonderbar aber ist es, daß jedesmal, wenn irgend einer von ihnen stirbt, die übrigen alle ihre Namen verändern, so daß in der ganzen Nation nicht ein einziger alter Name mehr vorhanden ist. Wenn nämlich ein Todesfall bei ihnen Statt hat, so bilden sie sich ein, der Tod wäre bei ihnen gewesen, und habe das Verzeichniß von allen noch lebenden mitgenommen, um bald wieder zu kommen, und abermals einen oder den andern abzuholen. Sie behaupten daher, daß wenn sie sämmtlich die Namen veränderten, der Tod denjenigen, den er alsdann sucht, nicht finden, und folglich wieder fortgehen würde, um ihn anderwärts aufzusuchen.

Die Machicuy's. — Diesen Namen legen die Spanier einer Indianischen Nation bei, die in dem Innern der Provinz Chaco an dem Ufer eines Baches wohnt, der sich in dem Pilcomayo ergießt, ehe sich dieser mit dem Paragnay vereinigt. Zuweilen läuft er jedoch auch nicht in denselben, sondern verliert sich in den überschwemmten Distrikten. Ihre ganz eigenthümliche Sprache hat nicht nur eine solche Menge von Nasen- und Kehlentönen, sondern die Worte in derselben sind auch so lang, und so überladen mit Consonanten, daß Don Francisco Amansio Gonzalez, der sie einmal, wiewohl vergebens, von den bei ihm befindlichen Indianern zu erlernen gesucht hat, nicht einmal begreifen konnte, wie die Kinder sie zu lernen im Stande sind.

Die ganze Nation besteht aus neunzehn Horden, wovon jede einen besondern Namen führt, die man aber insgesammt unmöglich aussprechen, und noch weniger schreiben kann. Zur Probe will ich jedoch einige davon anführen, so wie mein Ohr den Ton derselben aufgefaßt hat; ich bin aber gewiß überzeugt,

Digitized by Google

daß wenn man zwanzig Personen diese Namen in die Feder dictirte, sie von allen zwanzigen auf eine ganz verschiedene Art geschrieben werden würden. Eine von diesen Horden nennt sich Guiabanaelmayesma, eine andere Guiguailyeguaypon, eine dritte Yeteaguayenene, eine vierte Sanguotaiyamoctoc u. s w. Vier von diesen Horden, die zusammen genommen ungefähr zweihundert streitbare Männer auf die Beine stellen können, gehen zu Fuß, und besitzen keine Pferde; die übrigen Horden aber, die ungefähr tausend Mann ausmachen, haben ziemlich viele Pferde, und reiten sie, wie die Mbaya's und die Lengua's, ohne Sattel. Eine von diesen Horden wohnt in Hölen, die sie sich in die Erde gräbt; diese Hölen sind äußerst unreinlich, und werden nur durch das kleine Loch, das anstatt des Einganges dient, ein klein wenig erhellt. Die übrigen Horden schlagen aber ordentliche Zelte oder Hütten auf, und haben sehr viele Aehnlichkeit mit den Lengua's, sowohl in Rücksicht des körperlichen Wuchses und der Stärke, als auch der langen Ohren und des allgemeinen Gebrauches, sich häufig an selbst erfundenen Festtagen zu besaufen. Auch herrscht bei ihren Weibern die unglückselige Gewohnheit, daß sie bis zu ihrer letzten Schwangerschaft alle ihre Kinder abtreiben. Dagegen sind aber diese Indianer darin von den genannten Nationen verschieden, daß sie einen Barbot wie die Charrua's tragen, und niemals anders als zu ihrer eigenen Vertheidigung Krieg führen. Ihre vorzüglichste Nahrung gewinnen sie durch die Jagd und durch einige Schafe, die sie besitzen; dennoch genießen sie auch häufig die Produkte ihres Ackerbaues, die in Mais, Manioc, Bohnen u. dgl. bestehen. Es ist noch nicht lange her, daß sie in den Besitz von einigen Hunden gekommen sind, und seitdem haben sie für diese Thiere eine solche außerordentliche Vorliebe, daß sie

Digitized by Google

ihnen sogar verstatten, von Zeit zu Zeit einige Schafe weg zu fressen.

Die Enimaga's. — Unter diesen Namen kennt man in Paraguay eine Indianische Nation, die nach einer sich bei ihr im Umlauf befindlichen Tradition bei der ersten Ankunft der Spanier in zwei verschiedene Horden abgetheilt war, welche beide das östliche Ufer des Flusses Pilcomayo in dem Innern der Provinz Chaco bewohnten. Vor dieser Epoche sollen sie die benachbarten Mbaya's in eine Art von Unterwürfigkeit und Sklaverei gehalten haben; da sie aber ein äußerst wildes und stolzes Volk waren, das mit allen Nationen rings umher beständig Krieg führte, so opferten sie dabei nach und nach eine so unzählige Menge von Menschen auf, daß ihre Bevölkerung in einem auffallenden Grade abnahm. Diesen geschwächten Zustand hatten nun, wie man erzählt, die Mbaya's benutzt, um sich ganz von ihnen loszureißen, und weiterhin gegen Norden festzusetzen. Dessen ungeachtet fuhren aber die Enimaga's immer fort, mit allen umherwohnenden Nationen Krieg zu führen, so daß endlich eine von ihren Horden, die durch den beständigen Verlust an Menschen bis auf 150 streitbare Männer zusammen geschmolzen war, sich genöthiget sah, das Land, worin sie bisher gewohnt hatte, ganz zu verlassen, und sich weiter gegen Norden hin an dem Ufer eines Flusses, der mitten durch die Provinz Chaco hindurchfließt, und sich in 24° 24′ der Breite in den Paraguay ergießt, nieder zu lassen. Die andere Horde aber, die gar nur noch aus zwei und zwanzig streitbaren Männern, und einer verhältnißmäßigen Anzahl von Weibern und Kindern bestand, nahm ihre Zuflucht zu Don Francisco Amansio Gonzalez, und schlug bei denselben ihre Wohnstätte auf.

Die Sprache dieser Indianer ist äußerst schwer auszusprechen. In ihrer Kleidung, ihrem körperlichen Wuchse, ihrer Farbe, ihren Sitten und Gebräuchen,

Digitized by Google

haben sie die größte Aehnlichkeit mit den Lengua's, außer daß ihr Barbot eben so, wie der von den Charrua's gestaltet ist, und unter ihren Weibern der barbarische Gebrauch, ihre Kinder abzutreiben, nicht Statt hat. Ihre Nahrung gewinnen sie heut zu Tage durch die Jagd und durch ein wenig Ackerbau, den sie treiben. Sie scheinen mehr als irgend eine andere Indianische Nation zu Ehescheidungen geneigt zu seyn, und ich habe selbst einen unter ihnen gekannt, der in einem Alter von 30 Jahren sich schon von sechs Frauen getrennt hatte, und eben damals die siebente befaß.

Die Guentusé's wohnten ehemals neben den Enimaga's, und waren vertraute Freunde von ihnen; deßhalb sind sie ihnen auch nachgefolgt, als diese die Provinz Chaco verließen, und haben sich dicht neben ihnen an dem oben erwähnten Flusse niedergelassen. Ihre Anzahl beläuft sich ungefähr auf 300 streitbare Männer. Ihre Sprache ist eine Mischung von der Sprache der Lengua's und der Enimaga's, was wahrscheinlich von dem beständigen Verkehr, den sie mit diesen beiden Nationen treiben, herrührt. Auch sie haben die nämlichen Sitten und Gebräuche wie die Lengua's, außer daß ihr Barbot dem von den meisten Indianischen Nationen ähnlich ist, und daß ihre Weiber die Kinder nicht abzutreiben pflegen. Sie nähren sich übrigens von dem Ackerbau und der Jagd, und leben ohne Oberhäupter, ohne Gesetze und ganz ohne Religion. Man bilde sich jedoch nicht ein, daß weder diese Indianer, noch andere Indianische Nationen sich bei ihrem Ackerbau des Pfluges oder des Beistandes von Thieren bedienen; sie besitzen vielmehr keine andere Art von Werkzeugen, als spitzige Stäbe, mit denen sie Löcher in die Erde stechen, um das Samenkorn hinein zu legen. Hieraus kann man sich aber eine Idee von dem Zustande machen, worin sich der Ackerbau bei ihnen be-

Digitized by Google

findet. Sogar auch die Guana's, die doch alle andere Nationen in dieser Rücksicht übertreffen, bedienen sich dabei anstatt der Hacke bloß des Schulterblattes von einem Pferde oder einem Ochsen, das an der Spitze eines Stockes befestigt ist. Da auch sogar diejenigen unter diesen Nationen, die wirklich einigen Ackerbau treiben, doch immer noch mehr oder weniger ein herumwanderndes Leben führen, so pflegen sie in allen Gegenden, durch die sie auf ihren Wanderungen kommen, einige Pflanzen zu säen, und alsdann zur Zeit der Reife derselben wieder an den nämlichen Ort zurückzukommen, um sie einzuärnten.

Die Toba's können ungefähr aus 500 Kriegern bestehen, und wohnen im District Chaco zwischen den Flüssen Pilcomayo und Vermejo. Ihre Sprache weicht von der aller übrigen Nationen gänzlich ab, und ist äußerst schwer zu erlernen. In Rücksicht der Ohren, des Barbots und des Gebrauchs, alle ihre Kinder aufzuziehen, gleichen sie den Payagua's; allein in Rücksicht ihrer Größe, des körperlichen Wuchses, der vollkommenen Freiheit und Gleichheit, und des Mangels an Religion und Gesetzen haben sie mehr Aehnlichkeit mit den Lengua's. Sie haben auch fast durchaus die nämlichen Gebräuche wie die letztern, und nähren sich wie diese größtentheils von der Jagd; doch besitzen sie auch einige, aber nicht zahreiche Heerden von Kühen und Schafen. Sowohl die Jesuiten, als die Gouverneurs der Provinz haben es mehrmals versucht, Kolonieen von diesen Indianern anzulegen, allein keine unter allen ist jemals von Bestand gewesen.

Die Pitilaga's. — Diese Nation besteht aus 200 Kriegern, die nicht weit von dem Pilcomayo in einer Gegend, wo es mehrere salzige Lagunen giebt, in einer einzigen Horde beisammen leben. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den eben beschriebenen Toba's; auch vereinigen sie sich gewöhnlich mit denselben, wenn

Digitized by Google

sie über den Paraguay-Strom setzen, um den Spaniern ihre Pferde und ihre Viehheerden zu stehlen.

Die Aguilot's. — So nennen die Enimaga's diese Nation: denn die Spanier haben ihr noch keinen besondern Namen beigelegt. Die Anzahl ihrer Krieger beläuft sich nicht über hundert. Ehemals wohnten sie in dem Innern von Chaco, an dem Ufer des Vermejo; allein vor ungefähr zehn Jahren haben sie diesen Wohnsitz verlassen, und sich mit den Pitilaga's vereinigt. In Rücksicht ihrer Größe und ihrer Gebräuche haben sie viele Aehnlichkeit mit den Macoby's, und auch ihre Sprache ist nicht wesentlich von der der letztern verschieden. Uebrigens haben sie weder eine Religion, noch Oberhäupter, noch Gesetze.

Die Macoby's. — Diese stolze, kriegerische und furchtbare Nation wohnt an den Ufern des Vermejo und des Ypita in dem Innern der Provinz Chaco, und besteht aus vier Haupthorden, die zusammengenommen ungefähr 2000 Krieger auf die Beine stellen können. Den Ackerbau kennen sie durchaus nicht, sondern leben bloß von der Jagd und von dem Fleische der Kühe und Schafe, wovon sie theils selbst einige Heerden besitzen, theils auch jährlich eine beträchtliche Anzahl den Spaniern in Paraguay wegstehlen. Sie haben eine von der aller übrigen Indianer gänzlich verschiedene Sprache, die nicht nur außerordentlich schwer ist, sondern die wir auch, wie alle Sprachen, in denen sich viele Nasen- und Kehlentöne befinden, unmöglich mit unsern Buchstaben schreiben können. Ihre mittlere Größe kann ungefähr fünf Fuß sechs Zoll betragen, und sie haben dabei einen sehr proportionirten starken Körperbau. Sie reiten vortrefflich und immer ohne Sattel. Ihre Waffen bestehen in einer Lanze und einer Keule, und wenn sie zu Fuße fechten, auch noch in Bogen und Pfeilen. Sie haben ebenfalls die Gewohnheit, in ihren Kriegen alle erwachsenen Mannsperso-

Digitized by Google

nen um's Leben zu bringen, und nur allein die Weibspersonen und die Kinder zu verschonen. Sie haben dieselbe Farbe und die nämlichen ernsthaften Gesichtszüge, wie alle übrigen Indianer; auch kennen sie weder eine Gottheit, noch eine Religion, noch Oberhäupter, noch Gesetze. Man hat sich von je her alle mögliche Mühe gegeben, um diese Nation, die den Spaniern durch das häufige Stehlen ihrer Viehheerden vielen Schaden zugefügt hat, zu civilisiren und in Kolonieen zu vereinigen. Noch zu meiner Zeit hat man unermeßliche Summen auf diesen Gegenstand verwendet, und eine Menge Kolonieen von diesen Indianern angelegt. Allein sie haben alle keinen Bestand gehabt, und es sind gegenwärtig nur noch drei von denselben übrig. Auch wird man in einem der folgenden Kapitel, wo ich ausführlicher von diesen Kolonieen, und von der Art, wie man sie anzulegen und zu verwalten pflegt, sprechen werde, sehen, daß auch von den in den übrig gebliebenen Kolonieen befindlichen Indianern kein einziger weder civilisirt, noch ein Christ ist.

Die Abiponen. — Diese Indianer wohnten ehemals in der Provinz Chaco, gegen den 28° der Breite hin. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts ließen sie sich jedoch in einen blutigen Krieg mit den Macoby's ein, denen sie an Stolz, Größe und körperlicher Stärke nichts nachgaben; da sie jedoch weit weniger zahlreich waren, so sahen sie sich zuletzt genöthigt, die Spanier um ihre Vermittelung und um ihren Schutz anzuflehen. Diese legten einige Kolonieen von ihnen an, und übertrugen den Jesuiten die Aufsicht über dieselben; allein sie sind nach und nach sämmtlich wieder eingegangen. Da jedoch die Rachsucht der Indianer äußerst schwer zu befriedigen ist, so wurde auch zwischen diesen Nationen der Krieg von beiden Theilen mit der äußersten Erbitterung immer fortgesetzt, so daß

Digitized by Google

zuletzt ein groſser Theil von den Abiponen ihre Wohnsitze verlassen und über den Parana-Strom gehen mußte, wo sie im Jahr 1770 die Kolonie de las Garzas anlegten. Ich bin selbst an diesem Orte gewesen, und habe mich schon aus dem, was mir der daſige Pfarrer und einige andere Spanier erzählten, vollkommen überzeugt, daß die Abiponen sich noch heut zu Tage ganz in dem nämlichen Zustande befinden, wie ehemals, d. h. daß sie fast alle ihre alten Gebräuche beibehalten haben, und weder civilisirt sind, noch auch die geringste Kenntniß vom Christenthume besitzen. Als ich sie in der Folge genauer kennen lernte, wurde ich auch in dieser Meinung vollkommen bestärkt. Die meisten unter ihnen pflegen sich die Augenbraunen, Augenwimpern und die Haare am Körper auszureissen und sich die Kopfhaare von der Stirn an bis oben auf die Scheitel dicht an der Haut abzuschneiden. Sie gleichen übrigens den andern Indianischen Nationen in allem, was ich oben von diesen erzählt habe, besonders aber darin, daß sie sich häufig berauschen und ebenfalls die oben beschriebenen barbarischen Feste feiern; daß sie ihre Kranken auf die nämliche Art zu heilen suchen; daß sie keinen Begriff von einer Gottheit haben, und weder Religion noch Gesetze, noch die geringste Verschiedenheit der Stände kennen; daß sie den Barbot tragen, die nämliche Art von Hütten und dieselbe Kleidertracht haben; daß sie ihre Sklaven äußerst milde behandeln, und endlich, daß sie den heftigsten Abscheu gegen die Todten äußern. Dieser Abscheu geht so weit, daß sie den Leichnam keine Minute lang in ihrer Hütte leiden, sondern ihn sogleich auf den Begräbnißplatz schleppen; hier begraben sie ihn in eine nichts weniger als tiefe Grube, und mit ihm alles, was ihm in seinem Leben zugehört hat, damit durchaus nichts übrig bleibe, wodurch sie noch fernerhin an ihn erinnert werden könnten; in dieser Absicht bringen

sie auch auf seinem Grabe die Pferde um, die er in seinem Leben am häufigsten geritten hatte.

Da sie jedoch heut zu Tage ziemlich vielen Umgang mit den Spaniern haben, so haben nicht nur mehrere unter ihnen keinen Barbot mehr, ob sie gleich noch das Loch in der Lippe haben, in das er gesteckt werden soll, sondern sie tragen auch anstatt der baumwollenen Mäntel wollene Poncho's und alte Hüthe, die ihnen entweder die Spanier schenken, oder die sie sich selbst anschaffen. Auch lassen sich einige von ihren Frauenspersonen die Augenbraunen wachsen, schneiden sich die Haare über der Stirn nicht mehr ab, und kleiden sich ganz eben so wie die ärmere Klasse der Spanierinnen.

Die Vilela's und Chumipy's. — Von diesen beiden Nationen weiß ich nichts weiter, als was mir die Lengua's und Enimaga's von ihnen erzählt haben, nämlich: daß sie im District Chaco, in der Gegend der Stadt Salta, auf dem südlichen Ufer des Vermejo wohnen; daß sie sehr friedfertig gesinnt sind, und außer der Jagd und dem Fischfange hauptsächlich von dem Ackerbau leben; daß jede von ihnen nur eine einzige Horde ausmacht, die ungefähr aus 100 Kriegern besteht, und daß ihre beiderseitigen Sprachen weder mit einander selbst, noch mit der aller übrigen Indiaschen Nationen die geringste Aehnlichkeit haben.

Die Jarayes. — Bei der Ankunft der Europäer wohnte diese Nation in einem sumpfigen, häufig überschwemmten Lande, das die Portugiesen heut zu Tage Matogroso nennen. Ihre Bevölkerung war nicht beträchtlich; sie waren groß und stark gewachsen, hatten eine ganz andere Sprache als alle übrige Nationen, und waren eben so arm wie alle wilden Indianer. Die Mannspersonen gingen vollkommen nackt, und steckten anstatt des Barbots die Schale von einer sehr großen Frucht durch das Loch in der Unterlippe. Die Frauenspersonen bedeckten sich bloß die Ge-

Digitized by Google

schlechtstheile, und zeichneten sich eine Menge unauslöschbarer Streifen und Figuren in's Gesicht. Wahrscheinlich sind diese Indianer die nämlichen, denen die Portugiesen heut zu Tage den Namen Bororo's beilegen. Dieß ist jedoch durchaus alles, was ich mit Zuverlässigkeit von dieser Nation habe erfahren können: denn alle Beschreibungen von ihrer Macht, ihren Eigenschaften, und sogar auch von dem Lande, das sie bewohnen, die sich in ältern und neuern Geschichten befinden, sind durchaus falsch und ungegründet.

Außerdem befanden sich ehemals in der Provinz Chiquitos gegen Westen von dem Paraguay-Strome noch eine Menge anderer Indianischer Nationen, die nicht sehr zahlreich waren, aber ganz von einander verschiedene Sprachen hatten. Sie waren alle von mehrern kleinen Horden von wilden Guarany's umringt. Heut zu Tage sind sie jedoch sämmtlich von den Spaniern besiegt, und mit Hülfe der Jesuiten in mehrere civilisirte Kolonieen vereinigt worden.

Neuntes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die wilden Indianer.

Verschiedene Gelehrte haben sich eingebildet, daß die ersten in Gesellschaft beisammen lebenden wilden Menschen sich bloß von den Früchten genährt hätten, welche die Erde freiwillig hervorbrachte, und daß eine sehr lange Zeit vergangen wäre, ehe die wilden Menschen die Gewohnheit, von der Jagd, dem Fischfang und dem Ackerbau zu leben, angenommen hätten. Wo ist aber das Land, das in allen Jahreszeiten ohne alle Kultur Früchte hervorbringt, und zwar in hinlänglicher

Digitized by Google

Menge, um mehreren zahlreichen Gesellschaften von wilden Menschen zur Nahrung zu dienen? So viel kann ich wenigstens bestimmt versichern, daß die Länder, deren Beschreibung ich hier liefere, diese Eigenschaft keinesweges besitzen. Außerdem muß es aber auch den ersten Wilden höchst wahrscheinlich nicht weniger Ueberwindung gekostet haben, eine wilde Baumfrucht oder eine Wurzel zu essen, als das Fleisch von einem vierfüßigen Thiere. Dieß mag aber auch seyn, wie es wolle, so ist es doch eine ausgemachte Sache, daß alle in dem vorigen Kapitel beschriebene Nationen von wilden Indianern schon bei der ersten Ankunft der Spanier, eben so wie noch heut zu Tage, von der Jagd, dem Fischfang und dem Ackerbau gelebt haben, und daß keine einzige darunter ein Hirtenleben geführt hat: denn die vierfüßigen Hausthiere und sogar auch das zahme Geflügel waren ihnen gänzlich unbekannt. Allerdings scheint das Hirtenleben und die damit verbundenen Arbeiten dem rohen Naturmenschen weit weniger angenehm zu seyn, als die Jagd, weil vielleicht bei der letztern das Vergnügen durch die mancherlei dabei vorkommenden Ueberraschungen, und durch die Siege, die man dabei erringen kann, erhöhet, und der Eitelkeit der Menschen dadurch geschmeichelt wird. Wenigstens ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß alle diese Wilden heut zu Tage die Jagd, dem Hirtenleben, und den Ackerbau weit vorziehen, ob es ihnen gleich nicht schwer fallen würde, sich unsere sämmtlichen Hausthiere anzuschaffen. Sogar auch diejenigen unter ihnen, die wirklich eine Anzahl derselben besitzen, wenden wenig oder gar keine Sorgfalt auf ihre Erhaltung und Vermehrung, das Pferd allein ausgenommen, das ein wesentlich nöthiges, höchst wichtiges Thier für sie ist. Die erste Beschäftigung des wilden Menschen scheint also unstreitig die Jagd gewesen zu seyn; der Fischfang hängt schon weniger von eigener Wahl,

Digitized by Google

Wahl, als von dem Zufall, ob sich ein Wasser in der Nähe befindet, ab. Diejenigen Wilden, die sich dieses glücklichen Zufalls zu erfreuen haben, wie z. B. die Payagua's, und die Guato's, ziehen den Fischfang allen andern Beschäftigungen vor: denn er gewährt ebenfalls Ueberraschungen und Siege, die denen des Jägers gleich kommen, und sie sogar noch übertreffen. Der Ackerbau und das Hirtenleben sind erst später eingeführt worden. In diesen Ländern z. B. gab es viele Nationen, die schon mehr oder weniger den Ackerbau trieben, aber keine unter allen führte ein Hirtenleben; dieß ist aber ein offenbarer Beweis, daß diese Lebensart dem Menschen im wilden Zustande keinesweges angemessen ist, und daß es das allerletzte Mittel ist, welches er ergreift, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen.

Wenn man alle diese wilden Nationen genau beobachtet, so findet man, daß diejenigen unter ihnen, die ausschließend von der Jagd leben, wie z. B. die Charrua's, die Minuane's, die Pampa's, die Patagonen, die Guaicuru's, die Mbaya's, die Lengua's, die Enimaga's, die Toba's, die Vitilaga's, die Mocoby's und die Abiponen, die trägsten, stärksten, kriegerischsten und wildesten unter allen sind, und auch am meisten von einem Orte zum andern herumwandern; daß hingegen diejenigen, die sich von dem Fischfange nähren, wie z. B. die Payagua's, die Guasarapo's, und die Guato's, weit mehr an einem festen Orte sich aufhalten, viel thätiger und dessenungeachtet eben so stark, wild und kriegerisch sind. Wenn die zuletzt genannte Nation dieses in einem geringern Grade ist, so kommt es ohne Zweifel bloß von der geringen Anzahl her, auf die sie heut zu Tage zusammengeschmolzen ist. Diejenigen Nationen hingegen, die den Ackerbau treiben, sind insgesammt weit friedfertiger, und führen höchstens nur in solchen Fällen Kriege, in denen ihre eigene Selbstvertheidigung es schlechterdings nothwendig

Digitized by Google

macht, ob sie gleich an körperlicher Größe und Stärke den übrigen Nationen weit überlegen sind, wie dieses bei den Guana's, den Machicuy's und den Guentuse's der Fall ist.

Die indianischen Nationen, die sich mit dem Ackerbau abgaben, pflegten jährlich Baumwolle, Mais, süße Pataten, Bohnen, Manioc, Kalebassen, spanischen Pfeffer und mehrere verschiedene Arten von jeder dieser Pflanzen zu säen; man begreift aber nicht, woher sie dieselben bekommen haben, da keine einzige unter allen in diesem ganzen Lande irgendwo wild wächst. Unsere Landbauverständige bringen es durch vieles Nachdenken, durch Düngung, Pfropfen, Oculiren und dergleichen dahin, daß sie die Blumen, Früchte und Sämereien nach und nach vervollkommnen; allein dessenungeachtet besitzen sie noch äußerst wenige Arten von Mais, von süßen Pataten, von Bohnen und Kalebassen, da doch die Indianer, diese wilden Völker, die nicht nachdenken, nichts vom Pfropfen verstehen, und keine Düngung zu Hülfe nehmen, sondern deren ganzer Ackerbau bloß darin bestehet, daß sie mit einem Stock ein Loch in die Erde stoßen, das Samenkorn hineinlegen, und die daraus erwachsende Pflanze sehr häufig nicht eher, als zur Zeit der Aernte wieder sehen, sich eine große Menge derselben zu verschaffen gewußt haben. Wenn nun die Natur, indem sie diese Nationen erschuf, ihnen zugleich alle diese Samenkörner geliefert hat, warum hat sie denn nicht auch das nämliche Geschenk allen übrigen Nationen in diesem Lande gemacht, die von der Jagd und dem Fischfange leben, und von allen diesen Pflanzen nichts wissen? Hat sie sie ihnen aber wirklich gegeben, und haben sie dieselben zu Grunde gehen lassen, warum hat sie sie ihnen denn gegeben?

Eben so wenig begreife ich auch, wie die Nation der Guarany's, die sich doch mit dem Ackerbau be-

Digitized by Google

schäftigt, und folglich wenig oder gar nicht herumwandert, sich so zahllos hat vermehren und auf eine so ungeheure Art ausbreiten können, wie wir es in dem vorigen Kapitel gesehen haben; dahingegen alle andere Nationen, die ein weit mehr herumwanderndes Leben führen, nicht nur eine ziemlich unbedeutende Volksmenge ausgemacht haben, sondern auch in unendlich kleinere Bezirke gewissermaßen eingeschlossen waren, ja daß sogar einige unter ihnen, wie z. B. die Guato's, nichts weiter als eine kleine Lagune zum Wohnsitz hatten. Es wäre ein Irrthum, wenn man die Guarany's für fruchtbarer halten wollte; denn sie haben in diesem Stücke durchaus keinen Vorzug vor allen übrigen Indianern. Ich möchte vielmehr eher das Gegentheil davon behaupten, und die Jesuiten haben ebenfalls diese Meinung gehabt, weßhalb sie auch in allen ihren Kolonieen von Guarany's-Indianern regelmäßig um Mitternacht mit einer großen Glocke läuten ließen, um die Indianer aufzuwecken, und sie zum Fortpflanzungsgeschäfte aufzufordern; wenigstens ist mir von jedermann versichert worden, daß diese Einrichtung wirklich bei ihnen Statt gehabt hat. Ganz außer allem Zweifel ist es übrigens, daß die Guarany's die am wenigsten starken und kraftvollen unter allen Indianern sind, und daß sie nicht länger, ja vielleicht nicht einmal eben so lange leben als wir.

Wollte man annehmen, daß der Friede die Zunahme der Bevölkerung bei den Guarany's befördert habe, dahingegen alle übrige Indianer durch ihre immerwährenden Kriege nach und nach ganz ausgerottet worden wären, so ist dieses aus dem Grunde nicht glaublich, weil die Guato's immerfort in ihrer Lagune eingeschlossen bleiben, ohne daß sie jemals Krieg führen, und weil dessen ungeachtet ihre Volksmenge seit drei Jahrhunderten nicht im geringsten zugenommen hat. Auch giebt es noch andere Indianische Nationen, die

Digitized by Google

ebenfalls den Ackerbau treiben, und ganz eben so friedfertig leben, als die Guarany's, wie z. B. die Guana's, die Machicuy's, die Nalicuega's, nebst mehreren anderen, und deren Volksmenge im Vergleich mit der der Guarany's dessenungeachtet äußerst beträchtlich abgenommen hat. Hierzu kommt aber auch noch, daß vor der Ankunft der Europäer diese Nationen keine Pferde gehabt haben, und folglich in der großen Entfernung, worin sie von einander lebten, nicht wohl häufig Krieg mit einander haben führen können.

Ferner ist es mir unbegreiflich, daß die Sprache der Guarany's sich nicht nur, wie wir in dem vorigen Kapitel gesehen haben, über alle die unermeßlichen Länder, in deren Besitz sich die Portugiesen und die Franzosen befinden, ausgebreitet hat, sondern auch in einem großen Theile von dem Lande, das ich hier beschreibe, unter einer so großen Anzahl von unabhängigen, beinahe ganz isolirt lebenden Horden, die fast ganz und gar in keinem Handelsverkehr mit einander stehen, und noch weniger etwas von Büchern wissen; da wir im Gegentheil täglich sehen, daß die Regierungen von Frankreich und Spanien, ungeachtet aller angewandten Bemühungen und bei dem vorzüglichen Werthe ihrer Schulen, ihrer Bücher und ihres mannigfaltigen genauen Verkehrs es doch niemals haben dahin bringen können, daß die spanische und französische Sprache in allen ihren Provinzen allgemein eingeführt und gesprochen worden wäre.

Ein äußerst merkwürdiger Umstand ist es auch, daß die Portugiesen in dem kurzen Zeitraume von wenigen Jahren alle Guarany's in ganz Brasilien zu Sklaven gemacht, daß in eben so kurzer Zeit die spanischen Eroberer über vierzig Kolonieen von dieser Nation angelegt, und daß nicht lange nachher die Jesuiten ihre berühmten Kolonieen am Parana und Uruguay gegründet haben, in denen sie die meisten Guarany's, die in

Digitized by Google

der Provinz Chiquitos zerstreut wohnten, mit einander in festen Wohnplätzen vereinigten; da wir doch auf der andern Seite sehen, daß es bis jetzt noch niemand geglückt ist, Kolonieen von allen übrigen oben beschriebenen Nationen anzulegen, oder sie auch nur einigermaßen an eine civilisirte Lebensart zu gewöhnen, ob man gleich drei volle Jahrhunderte hindurch Geld, Ueberredung, Gewalt und überhaupt alle ersinnlichen Mittel angewendet hat und noch gegenwärtig immerfort anwendet, um diesen Zweck zu erreichen. Dieß giebt uns einen offenbaren Beweis, daß zwischen den Guarany's und allen übrigen angeführten Nationen eine weit größere Verschiedenheit Statt hat, als zwischen den Nationen der alten Welt, und sogar auch zwischen vielen Quadrupeden von verschiedener Art. Man bilde sich aber ja nicht ein, daß dieß von dem Klima herrühre; denn die Payagua's, die Lengua's u. s. w. wohnten in den nämlichen ungeheuren Ebenen und unter der nämlichen Breite wie die Guarany's; auch brachte ihr gemeinschaftliches Vaterland die nämlichen Vegetabilien, dieselben Vögel und die nämlichen vierfüßigen Thiere hervor, ohne daß weder in der Gestalt noch in der Größe derselben der geringste Unterschied Statt gehabt hätte. In diesem Falle befinden sich auch die Patagonen und andere Indianer von verschiedener körperlicher Größe. Auch darf man die Guarany's nicht sämmtlich für kleine, schwache Menschen halten, weil sie in Waldungen oder dicht in der Nähe derselben, die übrigen Indianischen Nationen hingegen in freien offenen Gegenden wohnten: denn dieses ist der Fall bei weitem nicht durchgängig bei allen Guarany's, und auch die Tupy's und Guayana's, die niemals aus ihren Wäldern herausgekommen sind, haben einen weit größern körperlichen Wuchs, ein schöneres Ebenmaaß aller Glieder, und sind bis auf den heutigen Tag noch von keiner Nation unterjocht worden.

Digitized by Google

Es giebt aber bei Betrachtung dieser Nationen noch mehrere andere Gegenstände, die unser Erstaunen erregen und die sorgfältigste Aufmerksamkeit verdienen: z. B. die ausgezeichnete Mannigfaltigkeit ihrer Sprache, ihrer körperlichen Größe und ihrer physischen Stärke. Nicht weniger auffallend ist es auch, daß Völker, die weder eine Religion, noch Oberhäupter, noch Gesetze besitzen, und die nichts von irgend einer Art von Unterwürfigkeit, von Furcht und von Hoffnungen, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft, wissen, sich dessenungeachtet in ihren Krankheiten, bei ihren Verheirathungen u. s. w. freiwillig gewissen Gebräuchen unterwerfen, die so barbarisch und schrecklich sind, daß die allergrausamsten Tyrannen durch keine Art von Belohnungen und Bestrafungen sie bei uns einzuführen im Stande seyn würden.

Gewöhnlich wissen die Indianer von allen dergleichen Gebräuchen keinen Grund anzuführen, und es würde auch schwer, ja ganz unmöglich seyn, einen zu errathen. Man sollte es in der That für unglaublich halten, daß solche ausschweifende Ideen in das Gehirn eines Menschen kommen können.

Man muß auch ihren großen körperlichen Wuchs, die schönen Formen und das Ebenmaaß aller ihrer Gliedmaßen bewundern, woran keine andere Nation auf der Erde ihnen gleich kommt. Dagegen glaube ich aber auch bestimmt behaupten zu können, daß sie einen außerordentlich geringen Grad von Fruchtbarkeit besitzen. Durch eine Menge älterer und neuerer Register von Guaranys-Kolonieen habe ich mich vollkommen hiervon überzeugt, und dabei auch zugleich die Bemerkung gemacht, daß bei ihnen ebenfalls die Anzahl der Weibspersonen die der Mannspersonen immer in der Proportion wie 14 zu 13 übersteigt. Von den andern wilden Nationen habe ich zwar dergleichen Register nicht bekommen können; allein nach allen eingezoge-

Digitized by Google

nen Erkundigungen sind auch bei denjenigen unter ihnen, die ihre Kinder nicht abzutreiben pflegen, die Weiber bei weitem nicht so furchtbar als die Spanierinnen; auch liefert die abnehmende Bevölkerung bei allen Indianischen Nationen, außer nur bei den Guarany's, einen offenbaren Beweis hiervon. Dieser Beweis wird auch dadurch nicht nur verstärkt, sondern sogar zur unläugbaren Gewißheit gebracht, daß die Anzahl der Guato's, der Guasarapo's, der Machicuy's, der Guentuse's, der Vilela's und der Chumipy's, wie wir in dem vorigen Kapitel gesehen haben, in dem Laufe von drei vollen Jahrhunderten nicht im geringsten zugenommen hat, ob sie gleich insgesammt weder Kriege führen, noch auch den barbarischen Gebrauch, die Kinder abzutreiben, kennen, und sich ausschließlich mit dem Fischfange und dem Ackerbau beschäftigen.

Die geringe Fruchtbarkeit der Indianerinnen kann unmöglich dem Klima zugeschrieben werden: denn die Spanierinnen, die in dem nämlichen Lande wohnen, sind weit fruchtbarer als sie, und zum mindesten eben so sehr als die Europäerinnen. Man kann auch nicht annehmen, daß eine große Anzahl von Kindern der Indianer aus Mangel an Lebensmitteln oder wegen ihrer rauhen Lebensart in ihrem zartesten Alter umkämen; denn sie haben immer so viel zu essen, daß sie satt werden können, und ihre Lebensart macht sie, anstatt sie zu schwächen oder gar um's Leben zu bringen, vielmehr weit stärker und robuster als wir sind; sie genießen durchgängig einer weit besseren Gesundheit als wir, erreichen ein viel höheres Alter, und behalten bis zur letzten Stunde ihres Lebens nicht nur ihre Haare, sondern auch alle ihre Zähne bei. Unter den Spaniern hingegen, die in dem nämlichen Lande wohnen, giebt es sehr viele Kahlköpfe, und weit mehr Personen, die ihre Zähne nicht mehr alle besitzen, als ich in irgend einem andern Lande angetroffen habe.

Digitized by Google

Auch muß man die Leichtigkeit bewundern, mit welcher die Indianerinnen Kinder gebähren, ohne daß ihnen dabei irgend jemand beisteht, ohne daß sie die geringsten nachtheiligen Folgen davon empfinden, ohne daß sie deßhalb, sogar auch an dem Tage ihrer Niederkunft, ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten aufhören, und ohne daß es ihnen jemals an Milch gebricht. Unmittelbar nach der Niederkunft waschen sie sich mit frischem Wasser, das so kalt ist, als es die Jahreszeit jedes Mal mit sich bringt. Bei den Payagua's stellen sich, wie wir oben gesehen haben, die Nachbarinnen und Freundinnen der Neuentbundenen von ihrer Hütte an bis an den immer sehr nahen Fluß in zwei Reihen, breiten ihre Mäntel auf beiden Seiten aus, als wenn sie den Wind abhalten wollten, durch sie hindurch zu streichen, und die Neuentbundene geht alsdann durch diese Reihe hindurch, und wirft sich in das kalte Wasser. In allen diesen Stücken haben die Indianer allerdings viele Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren; die Mannspersonen übertreffen sogar diese noch durch die Gefühllosigkeit, womit sie jede, auch die allerrauheste Witterung aushalten, durch den lange anhaltenden Hunger, den sie zu ertragen im Stande sind, und durch die grausame und barbarische Behandlung, die bei ihrem Leidtragen und bei ihren Festen eingeführt ist; ferner thun sie es den Thieren darin zuvor, daß sie weder in ihren Krankheiten, noch wenn sie auf das äußerste gemartert, ja sogar ermordet würden, irgend einen Seufzer oder auch nur den geringsten Ton der Klage ausstoßen, und daß sie dem letzten Augenblick ihres Lebens mit der größten Gleichgültigkeit, und ohne dabei die geringste Besorgniß weder wegen ihrer eigenen Zukunft, noch wegen des Schicksals ihrer Weiber und Kinder zu äußern, entgegen sehen.

Was ferner ihre Wohnplätze anbetrifft, so begreife ich nicht recht, wie manche nichts weniger als

Digitized by Google

zahlreiche Nationen unter ihnen von andern Nationen rings umher eingeschlossen seyn können. Die Guarany-Nation z. B. umschließt in ihrer Mitte mehrere andere gänzlich isolirt lebende Nationen, wie die Tupy's, die Guayana's, die Nalicuega's, die Guasárapo's und die Guato's. Wenn nun alle diese Nationen in das Innere dieses Landes eingedrungen sind und sich daselbst festgesetzt haben, ehe sie noch auf allen Seiten von den Guarany's umringt waren, so muß nothwendig die Frage entstehen: warum sie sich denn nicht in gleichem Grade, wie die letztern, vermehrt und ausgebreitet haben? sind sie aber später als die Guarany's in das Land eingedrungen, und haben erst nach der Vertreibung dieser letztern von ihren jetzigen Wohnplätzen Besitz genommen, — warum haben sie denn, (wenn ich mich so ausdrücken darf) die Thüre hinter sich nicht offen gelassen, sondern zugegeben, daß sie von allen Seiten eingeschlossen worden sind? —

Noch weniger begreife ich aber, wo alle oben beschriebene Nationen, als sie sich in ihren jetzigen Wohnplätzen niederließen, mögen hergekommen seyn? Wie wäre es möglich, daß, wenn sie von Norden herkamen, in dem ganzen nördlichen Amerika auch nicht ein einziger Indianer von ihrer Race mehr zu finden seyn sollte? Ist es wohl glaublich, daß die Guato's, deren ganze Bevölkerung sich ungefähr auf zwanzig Personen beläuft, in allen diesen unermeßlichen Ländern nicht eine andere Lagune sollten gefunden haben, als diejenige, die sie gegenwärtig bewohnen? Wie! die Charrua's, die Pampa's, die Patagonen, die Auca's, die Guaicuru's, die Lengua's, die Mocoby's, die Mbaya's u. a. m., die insgesammt nicht nur in Rücksicht ihrer körperlichen Beschaffenheit die größten und stärksten Nationen, sondern auch die mächtigsten, wildesten und unbesiegbarsten sind, die irgendwo in der Welt gefunden werden, hätten nirgends, auch sogar nicht in den uner-

Digitized by Google

meßlichen Wüsteneyen des nördlichen Amerika's, einen für sie passenden Wohnplatz finden können, und wären deßhalb genöthigt gewesen, sich in dem entlegensten Winkel der südlichen Hälfte dieses Kontinents nieder zu lassen? Sollten sie denn in der nördlichen nicht eben so gut, wie die schwächlichen Nationen, die heut zu Tage in derselben angetroffen werden, einen schicklichen Wohnplatz und die zu ihrem Unterhalt erforderliche Gelegenheit zur Jagd und zum Fischfange haben finden können? Oder sollten sie durch das Uebermaaß ihrer Bevölkerung gezwungen worden seyn, auszuwandern? Keine von diesen Vermuthungen hat die geringste Wahrscheinlichkeit für sich. Lächerlich wäre es aber zu glauben, daß die schwachen und furchtsamen Nationen des Nordens sie mit Gewalt gezwungen hätten, jene Länder zu verlassen, da doch die Spanier mit ihrer ganzen Macht, und ungeachtet des überwiegenden Vortheils, den ihnen der Gebrauch der Pferde und der Feuergewehre gibt, es in einem Zeitraume von drey Jahrhunderten, wo ohne Unterlaß blutige Kriege mit ihnen geführt worden sind, es noch nicht dahin haben bringen können, sie aus ihren jetzigen Wohnplätzen zu verdrängen.

In einem der obigen Kapitel habe ich schon angeführt, daß manche Personen der Meinung sind, die vierfüßigen Thiere in diesem Lande wären einzeln nach einander erschaffen worden, und jede Art derselben stamme nicht von einem einzigen ursprünglichen Paare ab, sondern von mehreren von der nämlichen Beschaffenheit. Wahrscheinlich werden diese Personen auch meine Bemerkungen über die Indianer auf die nämliche Art erklären wollen. Sie werden dabei annehmen, daß keine von diesen Nationen jemals in dem alten Kontinent existirt hat, daß sie keine so ungeheuren Reisen gemacht haben, als man sich vorstellt, und daß sie auf derjenigen Stelle, wo sie gegenwärtig wohnen,

Digitized by Google

die einen früher, die andern später erschaffen worden sind. Sie werden erweisen, daß die Indianer von einer ganz andern Race als wir sind, und alsdann wird es nicht schwer fallen, auch diese gegenseitige Verschiedenheit zu erklären; eben so unbedenklich werden sie auch den Satz aufstellen, daß jede von den weniger zahlreichen Nationen ihren Ursprung einem einzigen Mann und einer einzigen Frau zu verdanken haben kann; und vielleicht werden sie sich sogar einbilden, daß die zahlreichen Guarany's von einer Menge einzelner Paare von der nämlichen Art entstanden sind, und daß diese Paare früher existirt haben, als diejenigen, von denen die übrigen Nationen abstammen. Ich für meine Person kann mich nicht entschließen, dieser Meinung beizutreten, und muß daher die Untersuchung derselben den Gelehrten, die sich mit der Geschichte der Menschheit beschäftigen, überlassen. Hier muß ich mich nur noch über ein höchst wichtiges Bedenken, das man sogleich von der ersten Zeit an, nachdem der neue Erdtheil entdeckt worden war, über die Amerikaner gehabt hat, etwas umständlicher auslassen.

Die ersten Spanier, welche nach Amerika kamen, hielten die Indianer nicht für Menschen von dem nämlichen Ursprung und der nämlichen Art wie wir, sondern für Mittelgeschöpfe zwischen Mensch und Thier, die zwar die nämliche Gestalt hätten wie wir, aber in anderer Rücksicht gänzlich von uns verschieden wären, und die besonders nicht Fassungskraft und Verstand genug besäßen, um die Vorschriften unserer Religion begreifen und ausüben zu können. Dieß war nicht nur die Meinung der meisten weltlichen Personen, sondern auch mehrerer achtungswürdigen Geistlichen, die in dieser frühern Periode nach Amerika kamen. Dabei konnten sich die letztern jedoch nicht verbergen, daß, wenn diese ihre Meinung gegründet wäre, sie in dem neu entdeckten, eben so unermeßlich großen als reichen

Digitized by Google

Lande, in Rücksicht der Religion durchaus keine Rolle zu spielen im Stande wären. Franz Thomas Ortiz, Bischof von St. Martha, war einer der vorzüglichsten Vertheidiger dieser Meinung. Er überreichte dem obersten Rathe zu Madrid ein ausführliches Schreiben, worin er als Resultat seiner, durch einen langen Umgang mit den Indianern gemachten Erfahrung, den Satz aufstellte: daß dieselben äußerst dumme Geschöpfe und eben so wenig wie das unvernünftige Vieh im Stande wären, unsere Religion zu begreifen, und die Vorschriften derselben zu beobachten. Andere Geistliche hingegen, an deren Spitze der berühmte Franz Barthelemi de Las Casas stand, behaupteten, daß die Indianer Menschen wie wir, und auch für das Christenthum eben so empfänglich wären. Hierüber wurde nun lange Zeit hindurch von beiden Seiten ein hitziger Streit geführt, und um die beiden Meinungen zu vereinigen, behaupteten manche Geistliche, daß zwar allerdings die Indianer Menschen von der nämlichen Art wie wir, aber dabei von so äußerst eingeschränkten Verstandeskräften wären, daß man sie zwar wohl taufen könne, ihnen aber nothwendig alle Sakramente verweigern müsse. — Dies war die Lage der Dinge, als sich Las Casas zum Vertheidiger und eifrigen Beschützer der Indianer aufwarf. Er führte alle möglichen Gründe an, die er zu Gunsten derselben nur auffinden konnte, und bediente sich, um die Argumente seiner Gegner zu entkräften, auch sogar der gewöhnlichen Kunstgriffe der Advokaten, d. h. er schmähete auf die Spanier, und behauptete, daß, wenn sie die Indianer mit aller Gewalt in einerlei Klasse mit den unvernünftigen Thieren herabzusetzen suchten, es bloß darum geschähe, um sie als solche behandeln zu können, und um in dieser Herabsetzung eine Entschuldigung für die zahllosen Grausamkeiten, die sie gegen sie verübten, zu finden. Durch seine eifrigen Bemü-

Digitized by Google

hungen brachte er es auch wirklich dahin, daß er von dem Papste Paul III eine vom 2ten Junius 1537 datirte Bulle erhielt, durch welche die Indianer für wirkliche Menschen, die aller Sakramente unserer Religion theilhaftig werden könnten, erklärt wurden. Dieser Sieg verschaffte dem Las Casas einen großen Ruhm, und trug ihm noch überdieß ein Bisthum ein; aber dessenungeachtet konnten die in Peru angestellten Geistlichen nicht dahin gebracht werden, den Indianern das heilige Abendmahl zu reichen. Sie fuhren noch über ein Jahrhundert hindurch fort, ihnen dieses unter dem Vorwande, daß sie durchaus nicht dafür empfänglich wären, zu verweigern, und es gehörte das ganze Ansehen mehrerer Koncilien dazu, wovon drei zu Lima, und die andern zu Arequipa, la Paz und Assumption gehalten wurden, um ihren hartnäckigen Widerstand endlich zu besiegen.

Hierbei muß ich noch bemerken, daß in diesem Streit jede Parthey einen Bischof an ihrer Spitze hatte, daß der Papst, ungeachtet der großen Macht, die er damals besaß, den Widerstand der Geistlichen doch nicht zu besiegen vermogte, sondern daß diese lange Zeit hindurch nicht nur den Wilden, sondern auch den allercivilisirtesten Indianern, die es gab, nämlich den Unterthanen der Inca, alle andere Sacramente als die Taufe verweigerten, und daß endlich auch sogar der heilige Stuhl selbst an der Fähigkeit der Indianer und ihrer Empfänglichkeit für unsere Religion gewissermaßen zu zweifeln schien, weil er sie dem Inquisitionsgerichte entzog, und sie von fast allen Vorschriften und Geboten der Kirche freisprach. Dieß alles scheint aber zu beweisen, daß man allerdings von beiden Seiten wichtige Gründe anzuführen gehabt hat, und daß der Streit schwer zu entscheiden gewesen ist. Hierzu kommt aber auch noch, daß der Gegenstand desselben von der alleräußersten Wichtigkeit war: denn wollte man der

Digitized by Google

Meinung von Ortiz und seiner Anhänger beitreten, so setzte man sich, im Fall sie irrig war, der Gefahr aus, daß man die Indianer der zur Seeligkeit wesentlich nöthigen Sakramente, und folglich des Paradieses beraubte. Pflichtete man hingegen der Meinung des Las Casas bei, und dieselbe war falsch, so entstand daraus eine furchtbare, Schauder erregende Entweihung der Sakramente. Ich bin weit entfernt, über diese beiden Meinungen ein entscheidendes Urtheil fällen zu wollen, sondern will nur kürzlich einige der wichtigsten Gründe für und wider dieselben hier anführen. Mit der Meinung des Bischofs von St. Martha mache ich den Anfang.

Nach meinem Dafürhalten mag er im Anfang ungefähr folgendermaßen geschlossen haben: „Wenn die Indianer einerlei Ursprung mit uns hätten, so muß man annehmen, daß sie von unserm Kontinent auf das ihrige übergegangen wären, und dasselbe von einem Ende bis zum andern durchzogen hätten; hierzu hätten sie aber nur durch den äußersten Drang der Nothwendigkeit gebracht werden können, denn jeder Mensch hat eine Vorliebe für das Land, worin er geboren worden ist, und verläßt es niemals freiwillig; lebendige Zeugen hiervon sind theils die nämlichen Indianischen Nationen, die seit drei Jahrhunderten schlechterdings nicht ausgewandert sind, theils auch alle civilisirte Nationen, die niemals ihre Wohnsitze verändern. Die einzigen natürlichen Ursachen, die ein Volk zur Auswanderung bestimmen können, scheinen in dem Uebermaaße der Bevölkerung, wodurch das Land für die Anzahl seiner Einwohner zu klein wird, und in der schlechten Beschaffenheit des Erdbodens und des Klima's zu liegen; allein die oben beschriebenen Indianischen Nationen waren insgesammt nicht sehr zahlreich, und kein Klima, so wenig wie irgend ein Erdboden, schien zu schlecht für sie zu seyn; man sieht daher auch keinen

Digitized by Google

Grund ein, warum sie ausgewandert wären; wenn sie es aber nicht sind, so haben sie auch mit uns nicht einerlei Ursprung.

Die jetzigen Wohnsitze der eben beschriebenen Nationen, die insgesammt in dem entlegensten Theile des südlichen Amerika's, und keine einzige in dem Norden von diesem, oder in dem alten Kontinent leben, beweisen offenbar, daß sie nicht durch Auswanderung dahin gekommen seyn können: denn außerdem wäre zuverläßig ein Theil von ihnen in ihren alten Wohnplätzen zurückgeblieben. Die Anhänger der entgegengesetzten Meinung sagen zwar dagegen, daß die Indianer aus einem Kontinent in das andere übergegangen sind, und daß sie, auch angenommen, daß sie nichts als Thiere gewesen wären, bis auf eine kleine Anzahl von Individuen, die in der alten Welt gerettet und erhalten worden sind, durch die Sündfluth insgesammt um's Leben gekommen wären. Allein hiergegen wird wieder eingewandt, daß diese Sündfluth bloß in dem alten Kontinent allgemein gewesen ist, indem die Gewässer derselben nur um funfzehn Ellen höher standen, als die Gebirge von Armenien, und folglich unmöglich die Gebirge in Amerika haben bedecken können, die so hoch sind, daß es sogar niemals auf denselben regnet. Die Gipfel dieser letztern Gebirge ragen nämlich über die Region der Wolken so weit hinaus, daß sie von den letztern niemals berührt, und folglich vom Regen niemals benetzt werden können. Die Indianer in Amerika haben sich daher vor der Ueberschwemmung retten können, wenn sie sich auf die höchsten Theile dieser Gebirge flüchteten; und da nun durch die Sündfluth in der alten Welt das ganze menschliche Geschlecht ausgerottet worden ist, so können die verschiedenen Arten von Menschen, die heut zu Tage im Amerika existiren, nicht für Theile desselben gehalten werden.

Digitized by Google

Bloß unter den oben beschriebenen Nationen rechnet man fünf und dreißig verschiedene Sprachen, und ich glaube ohne alle Uebertreibung annehmen zu können, daß es unter den Nationen, die westwärts von den Pampa's wohnen, noch sechs andere Sprachen, eben so viele bei den südwärts wohnenden, und acht bei den alten Indianern, in der Provinz Chiquitos, gibt; dieß macht zusammen fünf und funfzig ganz von einander verschiedene Sprachen. Es ist daher keinesweges übertrieben, wenn man in dem ganzen Umfange von Amerika tausend verschiedene Sprachen annimmt, d. h. mehr als in ganz Europa und Asien zusammengenommen gefunden werden.

Schon allein in dieser Rücksicht läßt es sich vernünftiger Weise nicht denken, daß diese Nationen, es sey im Norden oder in irgend einer andern Gegend, von einem Kontinent auf das andere übergegangen seyen. Es ist nämlich hier nicht die Rede von dem Uebergang eines einzelnen Mannes oder einer einzelnen Frau, noch auch eines Theiles von einer ganzen Nation, sondern es muß eine Menge ganzer Nationen, und zwar so, daß auch nicht ein einziges Individuum von ihnen in ihrem ehemaligen Vaterlande zurückgeblieben ist, über einen ungeheuren Arm des Meeres hinübergesetzt seyn. Alle diese Nationen müssen unter einander an körperlicher Größe und Stärke verschieden gewesen seyn; sie müssen tausend ganz von einander verschiedene Sprachen gesprochen haben, die sie von der Natur selbst auf die nämliche Art gelernt zu haben scheinen, wie dieselbe auch die Hunde und andere vierfüßige Thiere Töne hervorbringen lehrt, d. h. die Sprachen müssen äußerst arm an Ausdrücken gewesen seyn, eine große Menge von Nasen- und Kehltönen enthalten haben, und eben so wie die Sprache der Thiere fast gar nicht mit der Zunge ausgesprochen worden seyn. Daß die Nation der Guarany's, die über

eine

Digitized by Google

eine so unermessliche Strecke Landes verbreitet ist, durchaus eine und die nämliche Sprache besitzt, welcher Vorzug keiner kultivirten Nation in der Welt zu Theil geworden ist, beweis't offenbar, daß diese Wilden den nämlichen Sprachmeister gehabt haben, der auch die Hunde in allen Ländern der Welt auf dieselbe Art bellen gelehrt hat.

Diejenigen, welche die Indianer für bloße Thiere gehalten haben, müßten natürlicher Weise auch noch andere Vergleichungen zwischen ihnen und den letztern anstellen, und hierbei fanden sich denn, sowohl in physischer als moralischer Rücksicht, noch eine Menge Aehnlichkeiten. Die Indianer gleichen nämlich den Thieren in Rücksicht des scharfen Gehörs, der blendenden Weiße, Reinlichkeit und regelmäßigen Form ihrer Zähne; ferner auch darin, daß sie niemals laut lachen; daß beide Geschlechter sich ohne alle vorhergegangene Ceremonieen mit einander verbinden; daß ihre Weiber sehr leicht und ohne die geringsten nachtheiligen Folgen niederkommen; daß sie insgesammt und in allen Stükken die vollkommenste Freiheit genießen; daß sie keine Art von Oberherrschaft oder Unterwürfigkeit anerkennen; daß sie, ohne dazu gezwungen zu werden, gewisse Gewohnheiten beobachten, wovon sie weder Zweck noch Ursprung anzugeben wissen; daß sie weder Spiele, noch Tänze, noch Gesänge, noch musikalische Instrumente besitzen; daß sie sowohl den Hunger, als auch jede rauhe Witterung mit der unbegreiflichsten Gelassenheit und Gleichgültigkeit ausstehen können; daß sie nur allein vor und nach ihren Mahlzeiten, aber niemals während sie essen, zu trinken pflegen; daß sie weder die Kunst zu nähen verstehen, noch auch sich selbst zu waschen und zu reinigen wissen; daß sie ihre Kinder durchaus in nichts unterrichten, und daß mehrere Nationen unter ihnen die ihrigen sogar um's Leben bringen; daß sie sich weder um die Vergangenheit noch um

Digitized by Google

die Zukunft im Geringsten bekümmern; daß sie unbesorgt über das Schicksal ihrer Weiber und Kinder aus der Welt gehen; und endlich, daß sie weder eine Religion besitzen, noch irgend eine Art von Gottheit anerkennen. In allen diesen Stücken scheinen sie allerdings sehr viele Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren, und durch die Schärfe und Feinheit ihres Gesichts sogar auch mit den Vögeln zu haben.

Wer nun dergleichen genaue Beobachtungen anstellte, mußte nothwendig auch sehr viele Verschiedenheiten zwischen diesen Wilden in Amerika und den Europäern finden; denn außer den Aehnlichkeiten, die sie zwischen den erstern und den vierfüßigen Thieren entdeckten, mußten sie auch noch bemerken, daß die Haut der Indianer von einer ganz verschiedenen Farbe ist; daß sie keinen Bart und auch wenig Haare am Körper haben; daß die periodische Reinigung ihrer Weiber sehr gering und unbedeutend ist; daß ihre Kopfhaare weit dicker und durchgängig von schwarzer Farbe sind; daß auch ihre Geschlechtstheile, wie ich im vorigen Kapitel bemerkt habe, nicht in dem nämlichen Verhältnisse stehen; daß sie weit phlegmatischer und weniger leicht zum Zorn zu reizen sind; daß ihre Stimme weder stark noch wohltönend ist, sondern daß man sie fast ganz und gar nicht versteht; daß sie selten und nur auf eine fast unmerkliche Art lachen, und daß man überhaupt kein äußeres Kennzeichen von irgend einer Leidenschaft an ihnen bemerken kann; daß sie in ihren Krankheiten, in ihren Schmerzen, in ihrer Trauer um die Verstorbenen, so wie bei ihren Freudenfesten gleich unempfindlich zu seyn scheinen; daß ihr Leben von weit längerer Dauer ist; daß ihre Weiber weit weniger fruchtbar sind, als die in dem nämlichen Lande wohnenden Europäerinnen; daß sie bis in das höchste Alter alle ihre Zähne gesund und unbeschädigt behalten, da hingegen die Europäer sie sehr leicht verlieren; daß

Digitized by Google

die Lustseuche durch die Vermischung dieser letztern mit den Amerikanern zu entstehen scheint; daß dieselbe in frühern Zeiten in Amerika eben so unbekannt als in Europa gewesen ist, und bloß durch eine fleischliche Vermischung, die der Natur durchaus zuwider zu seyn scheint, entstanden ist; und daß endlich mehrere von diesen Indianischen Nationen durchaus keine Liebe zu ihren Kindern haben, indem sie dieselben theils um's Leben bringen, theils, sobald sie entwöhnt sind, aus dem väterlichen Hause fortjagen. Vielleicht bemerkten sie auch schon, daß das Gewicht ihres Körpers specifisch leichter ist, als das unsrige, wie es aus den im vorigen Kapitel mitgetheilten Beobachtungen zu erhellen scheint; endlich fanden sie auch wahrscheinlich, daß mehrere von diesen Nationen uns Europäer an Größe und Ebenmaaß des Körpers übertreffen, dahingegen andere uns in diesem Stücke nicht gleich kommen, und daß hieraus eine weit größere Verschiedenheit unter ihnen entsteht, als unter den Europäischen Nationen gefunden wird.

Da es Spanier waren, die diese Bemerkungen machten, so mußten sie durchaus auch auf den Gedanken gerathen, daß, wenn die Indianer wirklich von Adam abstammten, es äußerst ungerecht wäre, sie bloß deßhalb, weil sie nicht getauft worden sind, und weil sie etwas nicht gethan haben, was ihnen zu thun schlechterdings unmöglich war, ewig verdammt seyn sollten: denn sie wären von niemand in dem Christenthume unterrichtet worden, und von selbst hätten sie es nicht kennen lernen können. Man hat zwar, um diesen Zweifel zu heben, behauptet, daß schon der heilige Thomas das Evangelium in Amerika gepredigt, und daß man mancherlei Spuren von seiner Anwesenheit daselbst vorgefunden habe; allein alle diese angebliche Spuren scheinen mir bloß ein Werk der Einbildungskraft, und diese Mission des heiligen Thomas nichts

Digitized by Google

weniger als erwiesen zu seyn. Wenigstens fand man in allen diesen Ländern nirgends einen Bischof oder eine Kirche, da man doch in allen andern Ländern, wo die Apostel wirklich gepredigt haben, deren mehrere angetroffen hat; auch scheint es ganz und gar nicht möglich zu seyn, daß ein einziger Mensch das ganze Kontinent von Amerika hätte durchziehen, und die Einwohner desselben unterrichten können.

Nunmehr wollen wir auch noch sehen, was für Gründe diejenigen anführten, welche behaupteten, die Amerikaner stammten allerdings von Adam ab, sie wären folglich aus dem alten Kontinent herüber gekommen, und man müsse es sich angelegen seyn lassen, sie zum Christenthum zu bekehren. Man sah nämlich, daß ihr Körper beinahe eben so gestaltet war wie der unsrige, und aus den nämlichen Theilen bestand; daß sie fähig waren, alle Künste und Handwerke zu lernen, worin wir uns die Mühe geben, sie zu unterrichten; daß sie auch unsere Sprache erlernten, und alle unsere Handlungen nachmachten; daß sie sich mit einander besprachen, und über ihre Angelegenheiten urtheilten wie wir; und daß sie in Mexico und Peru Götzenbilder hatten, und die Sonne anbeteten. Hieraus schloß man nun, daß wenn sie einen Körper hatten wie wir, auf die nämliche Art handelten und überlegten, und ein materielles oder nicht materielles Wesen anbeteten, sie unfehlbar Kinder von Adam, und einen höchsten unsichtbaren Geist, der alles erschaffen hat, anzubeten im Stande wären. Noch mehr wurde man aber in dieser Meinung bestärkt, da man sah, daß aus der Vermischung der Europäer mit den Amerikanern Kinder entstanden, welche die Fähigkeit besaßen, sich wieder fortzupflanzen: denn der berühmte Büffon und mit ihm die gelehrtesten Naturforscher sind der Meinung, daß die Identität der Art dadurch hinlänglich erwiesen würde, wenn durch die Vermischung beider Geschlechte

Digitized by Google

Individuen hervorgebracht würden, die wieder fruchtbar wären *).

*) Die Naturforscher halten alle diejenigen Thiere für ganz von der nämlichen Art, die eine vollkommen gleiche, sowohl innerliche als äußerliche, körperliche Bildung haben, und an denen die Verschiedenheiten nicht in einer wesentlichen angeborenen Ursache liegen, sondern bloß das Resultat des Klima's und der Lebensart sind. Die Vermischung oder das Durchkreuzen der Arten und die Reproduktionsfähigkeit der Mestizen-Arten oder derjenigen, die von zwei ganz von einander verschiedenen Arten erzeugt worden sind, ist zwar allerdings möglich, und sogar vollkommen erwiesen: allein diese Vermischung ist außerordentlich selten, und diese Reproduktion mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Man trifft bloß bei zahmen Hausthieren Beispiele davon an, und auch diese nur zwischen wenig von einander verschiedenen Arten. Wenn aber diese Reproduktion auch in dem wilden Zustande Statt hat, was doch sehr zweifelhaft ist, so kann sie wenigstens keine Folgen haben, weil jede Mestizen-Art sehr bald wieder ausstirbt. Die Folge hiervon ist, daß wenn zwei Racen, zwischen denen einige Verschiedenheiten Statt haben, sich mit einander vermischen, und in's Unendliche fortpflanzen, dieses immer ein großer Beweis von der Identität ihrer Art ist. Außerdem befindet sich auch sowohl unter den angeführten physischen als moralischen Kennzeichen, wodurch man die Indianer von den Europäern zu unterscheiden gesucht hat, kein einziges, das für vollkommen specifisch gehalten werden könnte, obgleich mehrere unter denselben in einem hohen Grade übertrieben, und andere durchaus falsch sind, indem sie sogar mit den eigenen Erzählungen des Verfassers im Widerspruche stehen.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Von den Mitteln, welche die Eroberer von Amerika angewendet haben, um sich die Indianer zu unterwerfen, sie in Kolonieen zu vereinigen und zu civilisiren; und von der Art, wie dieselben regiert wurden.

Die Spanier benahmen sich in Rücksicht derjenigen Indianer, die ich eben beschrieben habe, auf eine ganz andere Art, als in allen übrigen Theilen von Amerika. Da aber dieses Werk keine allgemeine Beschreibung enthalten, sondern nur von den angeführten Indianern handeln soll, so muß ich mich hier auch nur auf die Mittel einschränken, deren sich die Spanier bedient haben, um sich diese Indianer zu unterwerfen, sie in Kolonieen zu vereinigen, und sie zu civilisiren. Ich halte dieses um so mehr für nöthig, weil das Verfahren, das sie dabei beobachtet haben, wahrscheinlich in Europa noch wenig oder gar nicht bekannt geworden ist. Um aber dabei mit Ordnung und Deutlichkeit zu Werke zu gehen, so will ich vorerst in diesem Kapitel von dem Benehmen der weltlichen Eroberer reden, und in dem folgenden von demjenigen, welches die Jesuiten in ihren berühmten Kolonieen am Parana und Uruguay beobachtet haben.

Die militärischen Anführer, die den Auftrag erhalten hatten, Paraguay und die Provinz am La Plata-Strome zu erobern, behandelten nicht alle Indianer auf die nämliche Art, sondern führten zwei ganz verschiedene Verfahrungsarten in Rücksicht ihrer ein. Wenn sie nämlich die Spanier feindselig behandelten, und ihnen ungerechter Weise Schaden zufügten, so zo-

Digitized by Google

gen diese formlich gegen sie zu Felde, und wenn sie sie besiegt hatten, so vertheilten sie dieselben unter sich, und bedienten sich ihrer als Dienstbothen. Hierbei wurden sie jedoch sehr milde behandelt, so daß sogar viele Indianer die Spanier freiwillig und auf das dringendste baten, sie in dieser Eigenschaft zu sich zu nehmen. Hieraus entstanden nun diejenigen Komthureien, die unter dem Namen Yanacona's oder von gebornen Indianern bekannt sind. In diesen Kolonieen hatte der Komthur beständig alle Indianer von jedem Alter und Geschlecht, die zu seiner Comthurei gehörten, unmittelbar bei und neben sich, und bediente sich ihrer als Knechte und Dienstbothen, zu welchen Arbeiten und Geschäften er wollte. Dabei war es ihm jedoch auf das strengste untersagt, sie zu verkaufen, zu mißhandeln, und wegen schlechter Aufführung, Krankheit oder Alter fortzujagen; auch war er gehalten, sie ordentlich zu kleiden und zu nähren, sie in ihren Krankheiten zu pflegen, sie in der Religion unterrichten, und ihnen auch, sobald sie Lust dazu bezeigten, irgend ein Handwerk erlernen zu lassen. Ueber alles dieses wurden jährlich durch besonders dazu abgeschickte Kommissarien die genauesten Untersuchungen angestellt, und dabei die Indianer sämmtlich mit ihren allenfallsigen Beschwerden angehört. Auf diese Art waren nicht nur die Guarany's, die sich zu San-Pfidro, zu las Conchas, und auf den Inseln in dem untern Theile des Parana-Stromes befanden, vertheilt worden, sondern auch einige Pampa's, Payagua's, Guaicuru's und Mbaya's, die im Kriege waren gefangen genommen worden, so wie auch die Orejones (oder Langohren) und andere Indianer aus der Provinz Chiquitos, die man nach Paraguay abgeführt hatte.

Wenn hingegen die Indianer sich friedlich unterwarfen, oder einen Krieg durch Kapitulation endigten, so zwang man sie bloß, sich in ihrem eigenen Gebiete

Digitized by Google

irgend einen Ort auszuwählen, ihre Hütten daselbst auf eine solche Art aufzuschlagen, daß sie ein Dorf formirten, und sich sämmtlich in demselben niederzulassen. Zugleich wurde auch ein Kacike, oder irgend ein anderer dazu tauglicher Indianer zum Corregidor ernannt, und auch die übrigen Municipal-Beamten und Alcaden, nach der nämlichen Einrichtung wie in den spanischen Ortschaften, wurden ebenfalls aus den Indianern genommen. Wenn nun eine solche Kolonie gehörig eingerichtet, und vollkommen im Gange war, so formirte man die Komthureien, die den Namen Mitayo's führen, und vertheilte sie unter die Spanier, nach Verhältniß der Dienste, welche jeder von ihnen geleistet hatte. Jede Komthurei bestand aus einer sogenannten Abtheilung, d. h. aus einem Kaciken und allen denjenigen Indianern, die ihn als solchen anerkannten. Allein diese Komthureien waren bei weitem nicht so gesucht, als die Yanacona's, weil nur allein die Mannspersonen von achtzehn bis funfzig Jahren für den Komthur arbeiten mußten, und zwar abwechselnd nicht länger als zwei Monate hindurch. In dem ganzen übrigen Jahre waren sie vollkommen frei, hatten nicht die geringste Dienste zu leisten, und genossen mit den Spaniern ganz einerlei Rechte. Außerdem konnten die Komthuren auch keine Arbeiten von den Weibspersonen, dem Kaciken, ihren ältesten Söhnen, von allen denjenigen, die das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht, oder es schon überschritten hatten, und endlich von denen verlangen, die irgend eine Bedienung oder ein öffentliches Amt in der Kolonie verwalteten.

Da beständig Befehle und Ermahnungen aus Europa einliefen, daß man mit der Entdeckung und Eroberung des Landes eifrig fortfahren sollte, ohne daß man jedoch zu gleicher Zeit die erforderlichen Mittel und Gelder dazu überschickte, so erfand Domingo

Digitized by Google

Martinez De Yrala, unter dessen Befehlen alles stand, was die Eroberung des Landes betraf, eine ganz eigenthümliche Art, wie man ohne alle Kosten weitere Fortschritte machen konnte. Wenn er nämlich erfuhr, daß sich an irgend einem Orte eine nicht allzustarke Anzahl von Wilden aufhielt, so übertrug er das Eigenthum über dieselben, unter dem Titel einer Komthurei, dem ersten den besten, der es über sich nehmen wollte, diese Wilden mit irgend einer Kolonie von schon unterworfenen Indianern zu vereinigen, oder auch, wenn er es für nützlicher hielte, eine neue Kolonie mit ihnen anzulegen. Wenn nun ein solcher, dem auf diese Art eine Komthurei übertragen worden war, seinen Zweck nicht durch List und Ueberedung erreichen konnte, so suchte er eine kleine Anzahl freiwilliger Soldaten zusammen zu bringen, und zwang hierauf die Indianer mit Gewalt, sich in irgend einer Kolonie nieder zu lassen; worauf er sie als eine Komthurei von Mitayo's in Besitz bekam. Erfuhr hingegen Yrala, daß die Wilden eine große Anzahl ausmachten (wie dieses in den Provinzen Guayra und Chiquitos der Fall war), so ließ er erst genaue Erkundigungen einziehen, und wenn er diese erhalten hatte, so schickte er eine ganze Kompagnie von Spaniern ab, die in dem Gebiete der Wilden eine größere oder kleinere Stadt erbauen, und die letztern gütlich oder mit Gewalt dahin bringen mußten, sich daselbst niederzulassen. Diese Spanier theilten sich alsdann in diese Indianer, und errichteten aus ihnen Komthureien; sowohl Yanacona's als Mitayo's, je nachdem bei ihrem Unternehmen die einen oder die andern eben erwähnten Umstände eingetreten waren.

Um dergleichen Privatleute für die Mühe und den Aufwand, die sie (aber niemals die Regierung) bei Besiegung der Indianer und Anlegung solcher Städte und Kolonieen gehabt, und für die Lebensgefahr, der

Digitized by Google

sie sich dabei ausgesetzt hatten, zu entschädigen, traf Yrala folgende Anstalten. Die Komthureien gehörten dem ersten und zweiten Besitzer ihr ganzes Leben hindurch eigenthümlich zu, nachher aber sollten dieselben aufhören, und die Indianer eben so gut wie die Spanier der vollkommensten Freiheit genießen, und nur einen jährlichen bestimmten Tribut an die Regierung bezahlen. Yrala urtheilte hierbei sehr richtig, daß die bestimmte Zeit, wie lange die Komthureien dauern durften, hinreichend wäre, um die Indianer unter der Anleitung und Führung des persönlich dabei interessirten Komthurs im Christenthum zu unterrichten und sie zu civilisiren, besonders da dieses alles unter der genauen Aufsicht von ihm selbst geschah, und er sich von Zeit zu Zeit nach dem Zustande, worin sich die Indianer befanden, nach der Art wie sie behandelt wurden, und nach ihren Fortschritten sorgfältig erkundigte. Man hätte daher, meiner Einsicht nach, unmöglich ein besseres Mittel erfinden können, um bei weiterer Fortsetzung der Eroberung und Verbreitung der Civilisation die Freiheit der Indianer mit der von Privatpersonen, die dabei alles auf ihre eigene Kosten thaten, schuldigen Entschädigung und Belohnung auf eine gerechtere und zweckmäßigere Art zu verbinden.

Da die Eroberer keine Frauenspersonen mit sich aus Europa gebracht hatten, und doch derer bedurften, so nahmen sie Indianerinnen, und zwar theils zu rechtmäßigen Frauen, theils auch zu Konkubinen an. Manche unter ihnen begnügten sich nicht mit einer einzigen solchen Frauensperson, sondern legten sich mehrere zu gleicher Zeit bei; es ist z. B. eine bekannte Sache, daß Yrala selbst Kinder von sieben Indianerinnen, die Schwestern von einander waren, gezeugt hat, wie er es auch selbst in seinem Testament, das ich gelesen habe, eingesteht. Es herrschte also in diesem Punkte eine vollkommene Freiheit, und die Mestizen, die aus diesen

Digitized by Google

Vermischungen entstanden, wurden für wirkliche Spanier gehalten. Allein ungeachtet dieser Ausschweifungen, die bei kräftigen und stolzen Soldaten, welche sehr gut wußten, daß man ihre Dienste zur Erhaltung und Vergrößerung der Eroberungen schlechterdings nöthig hatte, ganz unvermeidlich waren, behielten dennoch die Spanier immerfort ihre Religion bei, und als sie die Sprache der Indianer ein wenig gelernt hatten, so suchten sie ihnen auch, so gut sie konnten, einen Begriff von dem Christenthum beizubringen. Dieß war freilich nur äußerst wenig: denn die Lehrer wußten selbst kaum das allernothwendigste, und alles ihr Dichten und Trachten war beständig nur darauf gerichtet, sich immer mehr Indianer unterwürfig zu machen, und sie zu civilisiren, um sich in ihnen nützliche und einträgliche Dienstbothen zu erwerben.

In diesen allerersten Zeiten thaten die Geistlichen durchaus nichts und konnten auch nichts thun; denn die ersten Spanier, die nach Amerika kamen, hatten nur einen einzigen Priester mit dahin gebracht, und sogar auch noch zwanzig Jahre nach der Eroberung waren in dem ganzen Lande, mit Inbegriff des Bischofes, der Chorherren und der Mönche, nicht mehr als siebzehn Geistliche vorhanden. Von diesen allen verstand kein einziger die Sprache der Indianer, und es existirte noch nirgends ein Katechismus in einer derselben. Als es aber endlich sieben oder acht Spanische Städte und ungefähr vierzig Indianische Kolonieen gab, und sich doch kaum erst zwanzig Geistliche in dem ganzen Lande befanden, so sah man ein, daß diese unmöglich alles und in so außerordentlich weiten Entfernungen gehörig besorgen könnten. Wirklich hatten auch die sehr wenigen unter ihnen, die noch einigermaßen die Sprache der Indianer verstanden, und daher beständig in dem ganzen Lande hin und her reis'ten, nicht einmal Zeit genug, um alle Indianer,

Digitized by Google

die es verlangten, taufen zu können. Dieß war der Grund, warum man endlich die Regierung ersuchte, daß sie Jesuiten nach Amerika schicken mögte, und als diese im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wirklich dahin kamen, wurden sie von dem geistlichen Oberhaupte auf folgende Art vertheilt: Zwei von ihnen bekamen die dreizehn großen Indianischen Kolonieen in der Provinz Guayra zu besorgen, die bisher noch ganz und gar keinen Seelsorger gehabt hatten, und einer von ihnen wurde in der nämlichen Absicht zu den Indianern nach San-Ygnacio-Guaco geschickt. Auch war dieser Mangel an Geistlichen Ursache, daß zwei Jesuiten den Auftrag erhielten, die drei Indianischen Kolonieen in der Provinz Ytaty im Christenthume zu unterrichten.

In dem folgenden Kapitel werde ich ausführlicher von den Jesuiten und ihren berühmten Kolonieen sprechen; hier muß ich jedoch schon vorläufig bemerken, daß mit der Zeit ihrer Ankunft in Amerika die Epoche von dem Verfall der Spanischen Regierung, und von dem gänzlichen Stillstande der Unterwerfung und Civilisirung der Indianer ihren Anfang nimmt. Den deutlichsten Beweis hiervon liefert die diesem Kapitel beigefügte tabellarische Uebersicht von den Indianischen Kolonieen, welche durch die oben angeführten Mittel von dem weltlichen Stande errichtet wurden. Wenn man einen Blick auf die Kolumne in dieser Tabelle wirft, worin das Jahr der Errichtung angegeben ist, so sieht man, daß die Unterwerfung der Wilden im Anfange bewundernswürdig schnelle Fortschritte gemacht hat, und daß diese Fortschritte plötzlich aufhörten, sobald die Jesuiten daselbst angekommen waren. Bei Durchlesung der Geschichte dieser Länder findet man ferner, daß seit dieser Epoche auch keine Spanische Kolonieen mehr angelegt worden, daß sogar einige der ältern wieder eingegangen sind, daß man von die-

Digitized by Google

ser Zeit an mit der Eroberung dieses Landes nicht um einen Schritt weiter gekommen ist, und daß die Spanische Macht täglich immer mehr und mehr abgenommen hat. Hier kann ich mich jedoch noch nicht auf eine Untersuchung einlassen, ob dieser sichtbare Verfall den Jesuiten oder der schlechten Administration zuzuschreiben ist, oder ob beide Ursachen vereinigt ihn hervorgebracht haben? — Ich fahre, ohne mich weiter dabei aufzuhalten, in meiner Erzählung fort.

Auf Befehl des Hofes zu Madrid kam im Jahr 1612 Don Francisko Alfaro, Auditor bei der Audiencia von Charcas, als Ober-Aufseher über die neu errichteten Kolonieen nach Paraguay. Das erste, was derselbe that, war, daß er es jedermann auf das strengste untersagte, in Zukunft ferner wie bisher auf die Jagd der Indianer auszugehen, um sie zu unterwerfen und in Kolonieen zu vereinigen, und daß er den bisherigen Gebrauch, Komthureien auf die oben beschriebene Art auszutheilen, völlig aufhob. Ich sehe den Grund von dieser so unpolitischen und wirklich albernen Maßregel nicht ein; da aber der Auditor eine besondere Vorliebe für die Jesuiten hatte, so vermuthete man schon in der damaligen Zeit, daß er durch diese dazu veranlaßt worden wäre. Von dieser Zeit an fanden nun die einzelnen Spanier kein Interesse mehr dabei, mit großer Mühe und Lebensgefahr wilde Indianer aufzusuchen: denn der Sporn, der sie vorher dazu angetrieben hatte, indem sie zwei Generationen hindurch als Komthurn die Früchte ihrer Arbeit genießen konnten, war ihnen jetzt entzogen. Da auch damals die Gouverneurs der Provinz weder Geld noch regelmäßig besoldete Truppen hatten, so waren sie ebenfalls nicht im Stande, die Eroberungen weiter auszubreiten oder irgend etwas zu unternehmen, um sich die Indianer unterwürfig zu machen, und es nahm daher alles, was bisher in dieser Rücksicht geschehen

Digitized by Google

war, ein plötzliches Ende. Unsere Nachbarn, die Portugiesen, benutzten diese unsere Unthätigkeit; sie begnügten sich aber nicht damit, daß sie die Indianer, die sich ihnen unterwerfen mußten, in Komthureien versammelten, und diese an Privatpersonen vertheilten, sondern sie erlaubten den letztern sogar, die Indianer als Sklaven zu behandeln, und sie als solche in ferne Gegenden zu verkaufen. Sie suchten besonders von dieser Zeit an die Wilden überall auf, und spürten ihnen bis in die äußersten Winkel des Landes nach; sie bemächtigten sich sogar des größten Theiles von dem Lande selbst, das sie noch gegenwärtig besitzen, und das uns damals unrechtmäßiger Weise entrissen wurde; sehr bald entdeckten sie auch ihre reichen Gold- und Silberminen, und ihre Bevölkerung nahm daher in kurzer Zeit außerordentlich zu.

Nachdem nun auf diese Art die Methode des weltlichen Standes, die Indianer unterwürfig zu machen, ohne daß es der Regierung den geringsten Aufwand verursacht hatte, eine Methode, der man so schnelle und so unfehlbare Fortschritte zu verdanken gehabt hatte, von Grund aus abgeschafft worden war, so nahm man anstatt derselben die Methode der Geistlichen an, die von dieser Zeit an beständig befolgt worden ist, und auch noch heut zu Tage befolgt wird, ob sie gleich äußerst kostspielig und gänzlich zwecklos ist. Den Beweis von dieser letztern Behauptung liefert ebenfalls die beigefügte Tabelle: denn man findet in derselben keine einzige Kolonie von Indianern, die vermittelst dieser geistlichen Methode errichtet worden ist, ob man gleich eine zahllose Menge von Versuchen deßhalb angestellt hat, welche ich jedoch nicht auf meiner Tabelle bezeichnet habe, um dieselbe nicht mit unnützen und zwecklosen Nebensachen zu überladen. Man wird mir vielleicht die Einwendung machen, daß man auf dieser Tabelle Kolonieen von Indianern findet, die

Digitized by Google

noch heut zu Tage existiren, und später als Alfaro die obigen Befehle ergehen ließ, d. h. seit 1612 gegründet worden sind, und die folglich allerdings ihren Ursprung der nach der Ankunft der Jesuiten eingeführten geistlichen Methode zu verdanken haben. Allein hierauf muß ich antworten, daß die Kolonie Arecaya von einem Gouverneur angelegt worden ist, den die Indianer hatten um's Leben bringen wollten; er war darüber böse geworden, hatte sich der Indianer mit Gewalt bemächtiget, sie aus ihren Wohnsitzen herausgerissen, und zuletzt der Kolonie de Los Altos, die schon sehr alt war, einverleibt. Ferner muß man wissen, daß die Kolonie von Santo-Domingo Soriano ganz freiwillig errichtet worden ist, wie wir in einem vorigen Kapitel gesehen haben, und bloß durch die Furcht der Chanas-Indianer vor den Charrua's; daß ferner die Indianer in der Kolonie Ytape Gefahr liefen, insgesammt vor Hunger umzukommen, bis endlich die dasigen Frauenspersonen, die über zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung ausmachten, die Männer zwangen, die Spanier um Lebensmittel und den nöthigen Unterhalt zu bitten, und daß diese sie hierauf in andere Kolonieen vertheilten, bis sie gehörig civilisirt seyn würden. Die Kolonie de los Guitmos endlich wurde mit Indianern angelegt, die man von Santiago del Estero herbeiholte, um sie in der Nähe von Buenos-Ayres zu haben. Keine von allen diesen Kolonieen hat also ihre Entstehung der geistlichen Methode zu verdanken, sondern bloß dem weltlichen Stande, und einem Zusammentreffen zufälliger Umstände. Die übrigen auf der Tabelle angegebenen Kolonieen, die wirklich durch diese geistliche Methode gegründet worden sind, enthalten aber nicht einen einzigen civilisirten oder zum Christenthume bekehrten Indianer, sondern es hat mit denselben bloß folgende Bewandniß.

Seit der Abschaffung der alten Methode hat es

Digitized by Google

immer von Zeit zu Zeit Geistliche gegeben, die sich bemüheten, wilde Indianer zu unterwerfen, und sie an eine civilisirte Lebensart zu gewöhnen; sie thaten dieses theils aus wahrem religiösem Eifer, theils weil sie dadurch eine Beförderung zu erhalten hofften, theils auch um freier und ungezwungener leben zu können, wenn sich kein Oberer, der vielleicht von einer andern Parthei war als sie, mehr in ihrer Nähe befand, theils endlich wegen der nicht unbedeutenden Besoldungen, die ihnen ausgeworfen wurden. Alle dergleichen Vorschläge dieser Geistlichen fanden nun immer bei den weltlichen Oberhäuptern die günstigste Aufnahme: denn diese erhielten dadurch die schönste Gelegenheit, sich bei Hofe geltend zu machen, und überdieß wußten sie auch, daß wenn sie diese Vorschläge nicht begünstigten, sie in Rücksicht ihrer Religion verdächtig werden würden. Zu Madrid hat man ebenfalls niemals unterlassen, dergleichen Projekte zu genehmigen, und hat auch jedes Mal die Gelder, die dazu verlangt wurden, unverzüglich angewiesen.

Wenn nun alles gehörig eingeleitet war, so überschickte man vorerst den wilden Indianern einige unbedeutende Geschenke, und ließ ihnen dabei sagen, daß wenn sie sich an irgend einem Orte, der ihrer freien Auswahl überlassen bliebe, wohnhaft niederlassen wollten, man ihnen einen oder zwei Geistliche zuschicken würde, die bei ihnen wohnen, und ihnen die nöthigen Lebensmittel, Eisen und andere dergleichen Bedürfnisse liefern sollten. Es ist kein einziges Beispiel vorhanden, daß die Indianer einen solchen Antrag jemals abgelehnt hätten; auch ist dieses leicht zu begreifen: denn er mußte ihnen ihrer angebornen Trägheit nach sehr erwünscht seyn, da ihnen dadurch ihr künftiger Unterhalt zugesichert wurde, ohne daß sie weiter nöthig haben sollten, zu arbeiten. Man bestimmte demnach sogleich die Besoldung, welche die Geistlichen beziehen sollten,

Digitized by Google

sollten, und diese begaben sich hierauf mit den Handwerkern und den nöthigen Materialien und Geräthschaften, um eine Kapelle und eine Wohnung zu erbauen, an Ort und Stelle. Sobald dieser Bau vollendet war, so kehrten die Handwerker wieder zurück, und die Geistlichen blieben allein daselbst, ohne daß sie irgend etwas anderes zu thun hatten, als von Zeit zu Zeit die erforderlichen Lebensmittel unter die Indianer auszutheilen. Da man sich aber gegenseitig nicht verstand, so hatte man insgesammt nichts weiter zu thun, als zu essen und zu schlafen. Wurde nach einiger Zeit einer oder der andere Indianer dieser Lebensart müde, so ging er seiner Wege, trieb sich eine Zeitlang herum, und kam, wenn es ihm gut dünkte, wieder zurück. Diese Verfahrungsart dauert noch heut zu Tage fort, und eine solche erbärmliche Anstalt führt nun den Namen einer Kolonie von Indianern! — Wenn aber nach einiger Zeit die Gelder, die von Europa aus zu der Unternehmung angewiesen wurden, bis auf den letzten Groschen ausgegeben sind, so fällt die ganze Sache wieder über den Haufen, und die Kolonie hat ein Ende; allein dieß wird dem Hofe niemals gemeldet, weil er es ungnädig aufnehmen, und für die Zukunft von ähnlichen Unternehmungen abgeschreckt werden könnte.

Ich habe sehr viele Kolonieen selbst gesehen, die während meiner Anwesenheit in Amerika auf diese Art anfingen und wieder zu Grunde gingen, und ich weiß mit der vollkommensten Bestimmtheit, daß auch noch eine zahllose Menge von andern, die ich nicht selbst gesehen habe, angelegt worden sind; ich kann aber zugleich auf das heiligste versichern, daß ich nicht eine einzige noch gegenwärtig fortdauernde Kolonie von Indianern kenne, die auf diese Art ist gegründet worden. Die ununterbrochene Erfahrung von zwei Jahrhunderten scheint nun aber doch wohl hinreichend zu seyn, um die Zwecklosigkeit der geistlichen Verfahrungsart voll-

Digitized by Google

kommen zu beweisen, so wie man sich auf der andern Seite durch meine Tabelle von der untrüglichen Wirksamkeit und der Zweckmäßigkeit der Methode des weltlichen Standes überzeugen kann; diese letztere ist unläugbar weit vorzüglicher als die erstere, und man sollte daher die Gelder, die man durch die noch immer fortgesetzte Befolgung des erstern Systems unnützer Weise verschwendet, ausschließend nur auf dieselbe verwenden. Die Geistlichen können auch selbst die Zwecklosigkeit ihrer bisherigen Bemühungen nicht läugnen; allein sie haben sich von jeher damit zu entschuldigen gesucht, und thun es auch noch heut zu Tage, daß sie das Mißlingen ihrer Unternehmungen dem Mangel an hinreichenden Geldern, der Feindseligkeit der Gouverneurs, der Bosheit der Spanier u. s. w. zuschreiben. Auch darf man mir gegen das bisher Gesagte nicht die Kolonieen der Jesuiten anführen, von denen hier noch nicht die Rede ist, weil diese, wie wir in dem folgenden Kapitel sehen werden, mehr durch offenbare Gewalt, als durch geistliche Mittel gegründet und verwaltet worden sind.

Will man aber auch auf diese lange und kostspielige Erfahrung keine Rücksicht nehmen, so wird man sich doch nicht füglich von der Zweckmäßigkeit der geistlichen Verfahrungsart überzeugen können, wenn man bedenkt, daß ein Priester oder Mönch, außer der Guarany's-Sprache, die in Paraguay eingeführt ist, unmöglich die Sprache dieser Indianer verstehen kann. Wäre man aber auch im Stande, dieses höchst wichtige Hinderniß einigermaßen zu besiegen, so ist es doch schlechterdings unmöglich, in so äußerst armen Sprachen, in denen durchaus keine Worte für abstrakte Begriffe vorhanden sind, und in denen man höchstens nur bis auf drei oder vier zählen kann, einen Katechismus zu verfertigen. Diese Schwierigkeit ist so groß, daß ich während meines ganzen Aufenthaltes in Süd-

Digitized by Google

Amerika nur vier Geistliche kennen gelernt habe, die es gewagt haben, auch sogar in der Guarany's-Sprache zu predigen, oder sonstigen Unterricht zu ertheilen; obgleich die letztere Sprache die leichteste und reichhaltigste unter allen Indianischen Mundarten ist, und auch fast ausschließend von allen Spaniern in Paraguay gesprochen wird. Diese Geistliche gestanden mir selbst zu, daß es beinahe schlechterdings unmöglich wäre, wenn sie sich auch noch so vieler spanischen Ausdrücke dabei bedienten, einen zusammenhängenden Vortrag in dieser Sprache zu halten.

Die Jesuiten, die sich unter allen Geistlichen unstreitig am meisten Mühe gegeben haben, um die Sprachen der Indianer zu erlernen, sind doch während der zwanzig Jahre und drüber, die ihre Missionarien bei den Toba's, den Pitilaga's, den Mocoby's, den Pampa's, den Abiponen u. s. w. zugebracht haben, niemals im Stande gewesen, eine Grammatik, ein Wörterbuch, oder einen Katechismus in den Sprachen dieser Nationen zu verfertigen. Eben so wenig ist es ihnen mit der Payagua-Sprache geglückt, ob sie gleich wenigstens eine eben so lange Zeit hindurch mit den Indianern, welche dieselbe sprachen, in der nämlichen Stadt gelebt, und obgleich diese Wilden dicht vor dem Thore ihres Kollegiums zu Assumption gewohnt haben. Der Guarany-Katechismus ist der einzige, der in dem ganzen Lande, das ich hier beschrieben habe, existirt. Wenn man aber alle Katechismen zusammenzählte, die sich in dem ganzen uns zugehörigen Theile von Amerika befinden, so würde sich ihre Anzahl schwerlich über fünf belaufen, obgleich vielleicht mehr als Tausend verschiedene Sprachen darin gesprochen werden, und obgleich die Jesuiten und andere Geistliche sich bemüht haben, unter allen Wilden, die diese Sprachen reden, das Christenthum zu predigen, und sie in Kolonieen zu vereinigen. Um aber auch nur diese fünf

Digitized by Google

Katechismen zusammen zu bringen, müßte man noch die in der Guarany=, der Guechoa=, und der Mexikanischen Sprache verfertigten mitnehmen, welche Sprachen jedoch auch außer den Arbeiten der Geistlichen schon von den Spaniern allgemein angenommen worden sind.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß die Regierung unaufhörlich eine Menge Mönche aus Spanien nach Amerika sendet, und daß durch diese in verschiedenen Provinzen dieses Welttheiles eine große Anzahl von Kolonieen von wilden Indianern gegründet worden sind; allein ich spreche hier bloß von dem, was ich in dem Lande, dessen Beschreibung den Gegenstand dieses Werkes ausmacht, selbst gesehen habe, ohne mich auf dasjenige, was in andern Provinzen vorgeht, einzulassen. Ueberdieß haben mir aber dennoch mehrere von diesen Mönchen, die sich eine Reihe von Jahren hindurch als Missionarien in den angeführten Kolonieen aufgehalten hatten, offenherzig gestanden: daß sie alle insgesammt nichts von den Sprachen der Indianer verständen, daß sie sogar keinen Katechismus in denselben besäßen, und daß es überhaupt mit allen diesen Kolonieen ganz die nämliche Beschaffenheit hätte, wie mit den bisher beschriebenen.

Der oben genannte Auditor Alfaro erließ ferner auch den Befehl, daß kein Indianer gehalten seyn sollte, für seinen Komthur Arbeiten zu verrichten, sondern daß er ihm bloß einen geringen jährlichen Tribut an Landesprodukten zu entrichten hätte; zugleich befahl er auch, daß alle Spanier, die im Besitz von Yanacona's = Komthureien waren, den Indianern Grundstücke überlassen sollten, welche dieselben nach Gutdünken, und auf eigene Rechnung bestellen könnten. Durch diesen Befehl wurden sowohl die Geistlichen als die übrigen Spanier auf einmal aller ihrer Dienstbothen beraubt, und sie reichten deshalb bei dem

Digitized by Google

Auditor die bittersten Beschwerden darüber ein. Dieser ergriff nun einen höchst sonderbaren Ausweg: er ließ nämlich die Komthureien ganz in dem nämlichen Zustande, worin sie sich vorher befanden, meldete aber dem Hofe in seinem darüber abgestatteten Berichte gerade das Gegentheil davon, indem er versicherte, daß alle Personaldienste aufgehoben, und auch zweckmäßige Maaßregeln ergriffen habe, um alle Komthureien nach und nach abzuschaffen. Hiermit war nun jedermann vollkommen zufrieden. Der Hof billigte das Verfahren von Alfaro, und erhob sogar seine darüber erlassene Verordnungen zu Gesetzen; in Paraguay hingegen handelte und verfuhr man immerfort, als wenn diese Gesetze ganz und gar nicht existirten. So blieb nun alles auf dem alten Fuße, und zwar die ganze Zeit über ununterbrochen fort, bis vor ungefehr fünf und zwanzig Jahren, wo auf einmal der hohe Rath von Indien zufälliger Weise in Erfahrung brachte, daß in Paraguay noch Komthureien existirten, und daß die Indianer daselbst zu persönlicher Dienstbarkeit verpflichtet wären. Er erließ nunmehr sogleich den Befehl, daß dieser Gebrauch in Zukunft aufgehoben seyn sollte, indem er auch schon seit langen Jahren in dem ganzen übrigen Amerika abgeschafft wäre. Die Einwohner von Paraguay kamen aber mit Vorstellungen dagegen ein, und die Sache ist noch bis jetzt unentschieden geblieben.

Alles bisher gesagte betrifft bloß die verschiedenen Mittel, deren man sich bedient hat, um sich die Indianer in dem Lande, mit dessen Beschreibung ich mich hier beschäftigte, unterwürfig zu machen, und sie an eine civilisirte Lebensart zu gewöhnen. Ich habe geglaubt, dieß alles hier öffentlich sagen zu müssen, weil es, so viel ich weiß, noch ganz und gar nicht bekannt ist, und weil man vielleicht mancherlei Ideen, wie man sich in ähnlichen Fällen zu benehmen hat, daraus ableiten

Digitized by Google

kann. Nunmehr aber will ich auch noch einiges von dem Schicksale der unterworfenen Indianer selbst anführen. Die Yanacona's waren und sind noch heut zu Tage eine Art von Sklaven, deren Schicksal folglich stets unverändert das nämliche geblieben ist; sie gehören vollkommen in die Klasse der in dem Lande gebornen Sklaven. Die Mitayo's-Indianer hingegen waren ehemals, wenn sie die zweimonatliche Arbeit, die sie dem Komthur zu leisten schuldig sind, verrichtet hatten, ganz eben so frei wie die Spanier, und konnten Handel treiben, erwerben und besitzen was sie wollten. In diesem glücklichen Zustande befanden sie sich ein volles Jahrhundert hindurch, bis endlich die Jesuiten bei den Indianern, die sie regierten, die Form der Gemeinschaften, oder des gemeinschaftlichen Gesitzes einführten, (wovon ich im folgenden Kapitel reden werde), und die weltlichen Oberhäupter dieselben hierauch in den von ihnen abhängenden Kolonieen nachahmten, was sie um so bereitwilliger thaten, da sie durch diese Art von Administration zu uneingeschränkten Herren über alle Kräfte der Indianer und über den ganzen Ertrag ihrer Arbeit, ohne Ausnahme von Alter und Geschlecht, gemacht wurden. Nur allein die Kolonieen del Baradero, de Quilmo's, de Calchaguy und de Santo-Domingo Soriano hatten das Glück, daß sie diese Art in Gemeinschaft beisammen zu leben, nicht kennen lernten, sondern immerfort ihre alte Freiheit genossen, und die Einwohner dieser Kolonieen sind auch heut zu Tage wirklich ganz eben so civilisirt wie die Spanier. Sie haben ihre Sprachen vergessen und ihre alten barbarischen Gebräuche aufgegeben, und werden um so leichter für Spanier gehalten, da sie sich durch gegenseitige Heirathen aufs engste mit diesen verbunden haben. Dieß ist aber in keiner einzigen Kolonie der Fall, wo die Indianer in Gemeinschaft leben.

Digitized by Google

Die weltlichen Oberhäupter haben jedoch die Jesuiten nicht allein darin nachgeahmt, daß sie in ihren Indianischen Kolonieen die Verfassung des gemeinschaftlichen Lebens einführten, sondern auch in ihrem Bestreben, die Indianer von allem Umgange mit den Spaniern auf das sorgfältigste abzuhalten. Sie geben sich dabei alle erfinnliche Mühe, alles was sie in ihren Kolonieen thun und vornehmen, ja sogar die Existenz derselben vor den Spaniern geheim zu halten, und man darf sich daher ganz und gar nicht wundern, daß die letztere in Europa unbekannt geblieben ist: denn sie würde es sogar noch bis auf den heutigen Tag zu Buenos-Ayres seyn, wenn ich selbst nicht die Anzeige davon dort gemacht hätte. Als die Jesuiten einige Grundstücke unter die Indianer vertheilten, um sie einzeln urbar zu machen und anzubauen, so ahmten ihnen auch hierin die weltlichen Oberhäupter in ihren Kolonieen nach, und als man nach der Vertreibung der Jesuiten eine allgemeine Vorschrift entwarf, nach welcher die Indianer, die zuvor unter ihnen gestanden hatten, in Zukunft regiert werden sollten, so führte man dieselbe auch in den Kolonieen, von denen hier die Rede ist, ein. Diese Vorschrift enthielt aber im wesentlichsten, daß man den Indianern zwei Tage gestatten sollte, an denen sie ihre Privatbesitzungen anbauen und sich des Ertrages ihrer Arbeit frei und ungehindert erfreuen könnten; daß sie dagegen an den übrigen Tagen der Woche verbunden wären für die Gemeinheit zu arbeiten, wogegen sie diese Zeit über von der letztern auch ernährt werden sollten; und daß endlich alle Indianerinnen ohne Ausnahme verbunden seyn sollten täglich zwei Loth roher Baumwolle zu spinnen, wogegen sie sämmtlich alljährlich ihre Kleidungsstücke, nämlich die Mannspersonen sechs Ellen baumwollenes Zeug, das an dem Orte selbst fabricirt wurde, und die Frauenspersonen fünf Ellen davon erhalten müßten.

Digitized by Google

Da nun aber die Güter aller Gemeinheiten im eigentlichsten Verstande ein Schatz für die Oberhäupter und die Administratoren derselben sind, so läßt sich leicht erachten, was diese Einrichtung für Folgen gehabt hat. Die vorgeschriebenen Kleidungsstücke wurden nämlich nicht an den zehnten Theil der Einwohner jeder Kolonie abgeliefert; die Arbeiter bekamen an den Tagen, wo sie für die Gemeinheiten arbeiteten, keine andere Art von Lebensmitteln, als ein Stück rohes Fleisch, ohne daß man sich dabei im geringsten um ihre Familieen bekümmerte; sehr häufig wurden ihnen ihre zwei freien Tage entzogen, und man zwang auch sogar ihre Weiber und Töchter auf dem Felde zu arbeiten; unabläßig wurden sie zur strengsten Arbeit angehalten, und alle Güter der Gemeinheit wurden endlich unter die Oberhäupter, eine kleine Anzahl ihrer Günstlinge, und die Administratoren vertheilt. Dieß alles verhält sich noch heut zu Tage ganz auf die nämliche Art wie ehemals. Die Administratoren sind Spanier, die das Vertrauen der Oberhäupter besitzen, von ihnen ernannt, und auch willkührlich wieder von ihnen abgesetzt werden, und denen sie über die Administration jeder einzelnen Kolonie Rechnung abzulegen schuldig sind. Es wäre jedoch überflüßig, dieses Gewebe von Unrechtlichkeit noch ausführlicher hier darzulegen; nur das einzige muß ich noch hinzufügen, daß bei dieser Einrichtung der Gouverneur von Paraguay, und der Vice-König von Buenos-Ayres, jeder in seinem Departement, unumschränkte Herrn über alle Güter der in Gemeinheit lebenden Kolonieen sind, d. h. über den ganzen Ertrag der Arbeit der sämmtlichen darin wohnender Indianer, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes; den für sie hieraus fließenden Gewinn müssen sie jedoch mit den Administratoren und den übrigen Beamten, welche die Geschäfte unter ihrer Aufsicht verwalten, theilen. Unbegreiflich ist es aber, daß

Digitized by Google

die Regierung in Europa dieses alles erlaubt, und es geschehen läßt, daß die indianischen Kolonieen, von ihrer ersten Stiftung an, bis auf den heutigen Tag noch nicht einen Groschen an den Königlichen Schatz abgeliefert haben: denn sie bezahlen nicht allein weder Tribut, noch Zehnten, noch sonst irgend eine Auflage, sondern alle ihre Produkte, ohne Ausnahme, sind auch von jeder Abgabe frei. Dagegen muß man jedoch auch anführen, daß sie dem Staate durchaus nicht zur Last sind, indem sie ihre Prediger und Administratoren, und sogar auch ihre Schulmeister, von denen ich freilich den Nutzen nicht einsehe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen.

Wenn man übrigens den Grad ihrer Civilisation mit demjenigen vergleicht, den die Europäer erreicht haben, so stehen sie noch sehr weit hinter diesen zurück; zieht man hingegen, wie es eigentlich geschehen muß, eine Parallele zwischen diesen Indianern und den Spaniern aus der untersten Klasse, oder den Schäfern, so wird man finden, daß beide ungefähr auf der nämlichen Stufe der Civilisation stehen. Durch den Unterricht in den verschiedenen Zweigen des Ackerbaues, den sie von den Komthuren erhalten haben, und durch einen doch wenigstens einigermaßen häufigern Umgang mit den Spaniern, mit denen sie trotz des Verbotes immerfort heimlich in einem kleinen Handelsverkehr stehen, haben sie einen höhern Grad von Civilisation erreicht, als die, den Jesuiten unterworfen gewesenen Indianer. Wenn daher gleich ihre Häuser und ihre Kirchen nicht so dauerhaft, so groß, und so sehr in die Augen fallend, wie die der letztern erbaut sind, so besitzt doch ein jeder von ihnen ein kleines, mit mehr oder weniger Hausgeräthe versehenes Häuschen, worin sich nicht nur eine Küche, sondern auch mehrere Abtheilungen im Innern befinden, die man in den Jesuitischen Kolonieen durchaus nicht antrift. Hauptsäch-

Digitized by Google

lich aber zeichnen sie sich von den letztern dadurch aus, daß sie insgesammt nach spanischer Art gekleidet gehen, und daß man selten einen unter ihnen findet, der nicht ein Paar Ochsen, einige Milchkühe, mehrere Pferde oder Esel, eine Anzahl von Hühnern, und ein Schwein besitzt. Auch trifft man unter ihnen die allergeschicktesten Zimmerleute im ganzen Lande an. Da ihre Pfarrer stets aus den Eingebornen von Paraguay genommen worden sind, deren Muttersprache das Indianische ist, so ist es denselben auch viel leichter geworden, als den Jesuiten, die Indianer in der christlichen Religion zu unterrichten.

Tabellarische Uebersicht derjenigen, aus Indianern bestehenden Kolonieen, welche von den Gouverneur's gegründet worden sind.

Namen der Kolonieen.	Jahre der Gründung.	Südliche Breite. Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anmerkungen.
Yta	1536	25	30	30	59	45	8	
Yaguaron . . .	1536	25	33	20	59	39	14	
Aregua	1538	25	18	1	59	45	38	
Altos	1538	25	16	6	59	38	30	
Yois	1538	25	16	45	59	30	22	
Tobaty	1538	25	1	35	59	29	1	
Ypane	1538	23	16	26	59	22	10	
Guarambare . .	1538	23	23	1	59	19	29	
Atira	1538	23	26	17	59	26	57	1674 mit der Kolonie von Yois vereinigt.
Maracayu . . .	1538	24	7	25	57	52	54	1676 durch die Portugiesen zerstört.
Terecany . . .	1538	24	9	30	58	12	10	
Ybiraparya . .	1538	24	22	50	58	15	28	
Candelaria . .	1555	24	30	43	58	29	4	
Loreto	1554							
St. Ygnacio-Miri	1555							
St. Xavier . .	1555							1631 durch die Portugiesen zerstört.
St. Josef . . .	1556							
Anunciacion . .	1555							
St. Miguel . .	1555							
St. Antonio . .	1555							

Digitized by Google

Namen der Kolonieen.	Jahre der Gründung.	Südliche Breite. Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anmerkungen.
St. Pedro	1555							
St. Tome	1555							
Angeles	1555							1631 durch die Portugiesen zerstört.
Concepcion	1555							
St. Pablo	1555							
Jesus-Maria	1555							
Calehaqui	1573	32	34	2	63	26	30	Die Indianer sind gänzlich zu Spaniern geworden, u. haben sich zerstreut.
Jerico-Guazu	1579	23	13	30	59	15	25	1674 durch die Portugiesen zerstört.
Jesui	1579	z24	4	0	z59	19	0	1676 durch die Portugiesen zerstört.
Curumiay	1580	z23	0	0	z57	1	0	1635 desgl.
Pacayu	1580	20	25	0	57	41	0	
Baradero	1580	33	46	35	62	6	30	1748 durch die Payagua's zerstört.
Ohoma	1588	27	46	0	60	59	56	
Guascaras	1588	27	27	31	60	55	8	
Ytaty	1588	27	17	0	60	31	38	
St. Lucia	1588	28	59	30	61	18	8	
Tarcy	1592	22	4	0	60	13	4	Beide vereinigt, u. heißen jetzt St. Maria de Fe.
Bomboy	1592	z22	14	0	z60	0	0	
Caaguazu	1592	z22	30	0	z59	30	0	Die Jesuiten nennen solche St. Jago.
Caazapo	1607	26	11	8	58	49	49	
Yuty	1610	27	18	55	58	39	29	
Arecaya	1632	z24	22	40	z58	37	0	1675 mit der Kolonie des Alto's vereinigt.
St. Domingo	1650	z33	23	56	z60	38	20	
Ytape	1673	25	52	0	58	59	33	
Quilmos	1677	34	38	45	60	36	50	
St. Xavier	1743	30	32	15	61	27	15	
St. Geronimo	1748	29	10	20	61	43	40	
Cayasta	1749	31	9	20	62	39	0	
St. Pedro	1765	29	57	0	62	37	0	
Garza's	1770	28	28	49	61	11	40	
Yniſpin	1795	29	43	30	62	40	30	

Anmerkungen. Der kleine Buchstabe z deutet da, wo er steht, an, daß die angegebene geographische Breite oder Länge nicht ganz bestimmt ist.

Alle diejenigen Kolonieen, bei denen nicht ausdrücklich bemerkt ist, daß sie zerstört worden sind, existiren noch heut zu Tage.

Digitized by Google

Eilftes Kapitel.

Von den Mitteln, deren sich die Jesuiten bedient haben, um sich die Indianer zu unterwerfen und sie in Kolonieen zu vereinigen, und von der Art und Weise, wie die letztern administrirt wurden.

Die Jesuiten kamen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts nach Paraguay, zu einer Zeit, wo sich noch eine so geringe Anzahl von Geistlichen daselbst befand, daß nur sehr wenige Indianische-Kolonieen damit versehen waren, und daß auch sogar die spanische Städte Mangel daran litten. Es konnte ihnen also nicht an Gelegenheit fehlen, ihren apostolischen Eifer wirken zu lassen. Am meisten zeichneten sie sich jedoch durch Unterwerfung und Vereinigung der zerstreut lebenden wilden Indianer aus, mit denen sie eine große Anzahl von Kolonieen anlegten, die noch heut zu Tage existiren, und die man in dem tabellarischen Verzeichniße, das sich am Ende dieses Kapitels befindet, sehen kann. Da jedoch dieses Verzeichniß nur die von den Jesuiten gegründeten Kolonieen in sich begreift, so findet man die von Loreto, von San-Ygnacio-Miri, von St. Maria de Fé und von Sanjago nicht in demselben, weil diese schon vor der Ankunft der Jesuiten durch die weltlichen Eroberer errichtet worden waren; weßhalb ich auch geglaubt habe, sie der dem vorhergehenden Kapitel angehängten Tabelle beifügen zu müssen. Die Jesuiten behaupten zwar, daß sie wirklich die Stifter derselben wären, allein mit Unrecht: denn es ist durch mehrere in dem Archive zu Assumption befindliche Aktenstücke vollkommen erwiesen, daß diese Kolonieen ihnen

Digitized by Google

schon völlig eingerichtet übergeben worden sind. Die Jesuiten verpflanzten nur die in denselben vereinigten Indianer bis an den Parana-Strom, und führten daselbst die nämliche Verfassung in denselben ein, die sie allen ihren übrigen Kolonieen in Paraguay gegeben haben. Wenn ich daher gleich diese Kolonieen ihrem Ursprunge nach nicht für eigentliche Jesuitische halten kann, so muß ich sie doch jedes Mal, wenn von der Civilisation und Regierungsverfassung derselben die Rede ist, als solche anführen.

Die Tabelle enthält die Namen von neun und zwanzig durch die Jesuiten gegründeten Kolonieen. Die ersten sechs und zwanzig machen die berühmte Provinz der Guarany's-Missionen aus, und liegen insgesammt an den Ufern der beiden großen Flüsse Parana und Uruguay. Die drei letztern befinden sich in dem nördlichen Theile von Paraguay, und in einer großen Entfernung von den erstern. In keinem alten Manuskripte habe ich die geringste Nachricht von der Art und Weise gefunden, auf welche die Jesuiten die Indianer, aus denen die sechs und zwanzig Kolonieen, die diese Missionen ausmachen, bestehen, vereinigt und sich unterworfen haben. Die Jesuiten selbst geben jedoch darüber in ihren Schriften folgende Auskunft: Sie hätten, sagen sie darin, im Jahr 1609 angefangen, die Kolonie von St. Ygnacio-Guazu zu gründen, und zwar vermittelst einer großen Anzahl ausgesuchter Indianer, die sie aus der sehr alten Kolonie von Yaguaron herauszogen, und mit Hülfe einer Abtheilung spanischer Truppen, welche die wilden Indianer gezwungen hätten, sich an einem festen Orte niederzulassen, und eine Kolonie zu bilden; in den folgenden fünf und zwanzig Jahren hätten sie auf die nämliche Art noch achtzehn andere Kolonieen errichtet, und hierauf wären ein und funfzig Jahre bis zur Gründung der Kolonie von Jesus verflossen, die sie auch nur von In-

Digitized by Google

dianern aus der schon über sieben und siebzig Jahr alten Kolonie von Yatapua errichtet hätten. Die übrigen sechs Kolonieen in dieser Provinz sind nicht von wilden Indianern angelegt worden, sondern von solchen, die aus schon vorhandenen und vollkommen eingerichteten Kolonieen herausgezogen wurden.

Die Jesuiten behaupten zugleich, daß, um diese Indianer in einem festen Wohnorte zu vereinigen, und sie zu unterwerfen, sie sich keines andern Mittels bedient hätten, als der gütlichen Ueberredung und der apostolischen Predigten. Allein hiergegen muß ich zwei Einwendungen machen: Die erste bestehet darin, daß sie ihre neunzehn ersten Kolonieen in dem kurzen Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren errichtet haben, daß alsdann aber die Früchte ihres Eifers und ihrer Predigten plötzlich ein Ende genommen, und daß sie volle Einhundert und zwölf Jahre hindurch keine einzige Kolonie mehr errichtet haben, nämlich vom Jahr 1634 an, wo die Kolonie St. Cosme gegründet wurde, bis in's Jahr 1746, wo sie die von St. Joachim anlegten. In dieser langen Zwischenzeit gründeten sie keine andere Kolonie, als die von Jesus, und dieß geschah nicht durch apostolische Predigten, sondern vermittelst der Indianer von Ytapua, einer schon über siebzig Jahr alten Kolonie. — Die zweite Einwendung besteht darin, daß diese fünf und zwanzig Jahre, in denen so sehr viele neue Kolonieen gegründet wurden, gerade in die Zeit fielen, wo die Portugiesen auf allen Seiten die Indianer wüthend verfolgten, um sie als Sklaven zu verkaufen, und wo die erschrockenen Indianer überall herbeiströmten, um zwischen dem Parana und dem Uruguay, und in den daselbst befindlichen Waldungen, in welche diese wüthenden Menschenjäger nicht so leicht einzudringen vermogten, eine Freistätte zu suchen; sie erreichten auch wirklich ihren Zweck: denn hier entgingen sie den Nachstellungen der

Digitized by Google

Portugiesen. Wenn man nun diese beiden Bemerkungen mit einander verbindet, so muß man beinahe glauben, daß diese berühmte Jesuitische Kolonieen ihre Entstehung eher der Furcht, welche die Portugiesen den Indianern einjagten, als den Ueberredungstalenten der Jesuiten zu verdanken hatten. Es war doch in der That sehr natürlich, daß sie sich diese Indianer sehr leicht unterwerfen, und sie nach Gefallen leiten und lenken konnten: denn ein ausgewandertes und von einem panischen Schrecken ergriffenes Volk läßt leicht mit sich machen was man will. Die große Schnelligkeit, womit die neunzehn ersten Kolonieen nach einander gegründet worden sind, und nach welcher ein plötzlicher Stillstand eintrat, (obgleich weder zu glauben ist, daß der apostolische Eifer dieser Missionarien erkaltet sey, noch daß es ihnen an wilden Indianern gefehlt habe,) beweis't offenbar, daß die Errichtung der Kolonieen am Parana und Uruguay eine andere Ursache gehabt haben muß. Die allernatürlichste scheint mir aber in dem von den Portugiesen eingeflößten Schrecken zu liegen: denn auch die Errichtung aller im vorigen Kapitel genannten Kolonieen hatte man allein der Furcht der Indianer vor den Spaniern zu verdanken.

In dieser Idee wird man aber noch mehr bestärkt, wenn man die Mittel erwägt, deren sich die Jesuiten bei Errichtung der drei letzten in der Tabelle angemerkten Kolonieen bedient haben. Sie hielten dabei den Weg der gütlichen Ueberredung für ganz unnöthig und überflüssig, und bedienten sich durchaus keiner anderer als weltlicher Mittel. Allein diese wandten sie mit so vieler Mäßigkeit, Geschicklichkeit und Klugheit an, daß sie allerdings die größten Lobsprüche deßhalb verdienen. Sie selbst suchten zwar mit der äußersten Sorgfalt die Art, wie sie dabei zu Werke gingen, geheim zu halten, und dieses war auch sehr natürlich: denn als Geistliche wollten sie auch in allen ihren

Digitized by Google

Handlungen als solche erscheinen. Ich habe jedoch Gelegenheit gehabt, ihr Benehmen dabei auf das Genaueste kennen zu lernen, und will daher meinen Lesern eine Beschreibung davon hier mittheilen.

Als sie z. B. erfuhren, daß sich ein Haufen wilder Guarany's in ihrer Nähe aufhielt, so überschickten sie ihnen einige kleine Geschenke, die ihnen jedesmal durch zwei Indianer, welche die nämliche Sprache redeten, und welche sie aus einer ihrer ältern Kolonieen aussuchten, überbracht wurden. Diese Zuschickung von Geschenken wiederholten sie mehrere Mal, und die Ueberbringer mußten dabei jedesmal den Indianern sagen, daß sie von einem Jesuiten herkämen, der sie auf das zärtlichste liebte, und nichts sehnlicher wünschte, als bei ihnen leben und ihnen noch andere kostbarere Dinge verschaffen zu können, unter andern auch eine Menge von Kühen, damit sie sich ohne alle Anstrengung und Beschwerde täglich satt essen könnten. Die Wilden nahmen dieses Anerbieten ohne alles Bedenken an; hierauf begab sich der Jesuit zu ihnen, mit allem was er ihnen versprochen hatte, und in Begleitung einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Indianern, die aus ihren alten Kolonieen genommen wurden. Diese Indianer blieben bei dem Jesuiten: denn man hatte, wie man versicherte, ihres Beistandes nöthig, um ein Haus für ihn zu erbauen, und um die mitgebrachten Kühe gehörig zu warten. Mit den letztern war man jedoch bald fertig, weil die Wilden nichts thaten als essen; sie forderten hierauf noch andere Kühe von den Jesuiten, und es wurde ihnen auch abermals eine Anzahl derselben durch andere, eben so wie die erstere ausgesuchte Indianer herbeigeführt. Alle diese Indianer blieben aber ebenfalls bei ihnen, unter dem Vorwande, daß sie eine Kirche und andere allgemeine Gebäude aufführen, und sowohl für den Jesuiten als für alle übrigen den nöthigen Mais, Manioc

Digitized by Google

nioc u. drgl. bauen müßten. Durch die reichliche Nahrung, die zuthätige Freundlichkeit der Jesuiten, das gute Benehmen der Indianer, welche die Kühe herbeigebracht hatten, durch die Musik, durch mancherlei angestellte Feste, und weil man jeden Anschein von Unterwürfigkeit sorgfältig zu vermeiden suchte, wurden nach und nach alle wilde Indianer aus der ganzen Gegend herbeigelockt. Endlich aber ließ der Jesuit die sämmtlichen Wilden an einem bestimmten Tage zusammen kommen, und sie durch seine weit zahlreichern Indianer umringen; hier gab er ihnen nun in wenigen Worten und mit dem sanftesten Tone zu erkennen, daß es höchst ungerecht wäre, wenn seine mitgebrachten Indianer, ihre Brüder, immer allein für sie arbeiten müßten; daß sie daher ebenfalls mit Hand anlegen sollten, und daß die Mannspersonen das Feld bestellen, und Handwerke erlernen, die Weibspersonen aber spinnen müßten. Ein Theil von den Wilden war, wie gewöhnlich, über diesen Vorschlag sehr unzufrieden; allein da sie sahen, daß die Indianer, die der Geistliche mitgebracht hatte, ihnen an Anzahl weit überlegen waren, und da der letztere die Kunst verstand, einigen von ihnen zu gelegener Zeit zu schmeicheln, andere jedoch immer mit der größten Gelindigkeit und Schonung, zu bestrafen, und auf sie alle, einige Zeit hindurch, ein wachsames Auge zu haben, so war die Kolonie von St. Joachim fertig und völlig eingerichtet. Der Jesuit ging aber noch weiter: denn er entfernte nach und nach alle wilden Indianer, und vertheilte sie in Jesuitische Kolonieen am Parana-Strome. Hier entliefen sie zwar wieder und kehrten in ihr Vaterland, so weit entfernt es auch war, zurück; allein sie wurden zum zweiten Male unterworfen, wie es auch in der Folge bei Errichtung der Kolonie St. Stanislaus abermals der nämliche Fall war. In beiden Kolonieen habe ich mehrere hundert Indianer von denen, welche die Kühe

Digitized by Google

herbei gebracht hatten, gesehen, und diese haben mir alles, was ich eben erzählt habe, selbst mitgetheilt; auch noch heut zu Tage machen sie in diesen Kolonieen eine weit stärkere Anzahl aus, als die Wilden selbst.

Bei Anlegung dieser beiden Kolonieen von St. Joachim und St. Stanislaus hatten die Jesuiten die Idee, zwischen ihren Missionen am Parana und Uruguay und denen, die sie in der Provinz Chiquitos besaßen, eine Kommunikation zu eröffnen. In der nämlichen Absicht suchten sie auch die Kolonie Belon unter dem Wendezirkel zu gründen. Nachdem sie hierbei die gewöhnlichen vorläufigen Schritte mit Ueberschickung von Geschenken u. dergl. gethan hatten, so begab sich ein Jesuit selbst mit einer Anzahl ausgewählter Guarani's aus ihren ältern Kolonieen dahin, und nahm eine ziemlich beträchtliche Heerde von Kühen mit sich. Allein es war ihm unmöglich den beabsichtigten Zweck zu erreichen: denn die wilden Indianer, die man sich hier unterwürfig machen wollte, waren die Mbaya's, von denen ich im achten Kapitel gesprochen habe, und die man mit allen Guarany's in der Welt nicht im Stande gewesen wäre zu besiegen. Der Jesuit sah die Unmöglichkeit ein, unter diesen Umständen eine Kolonie anzulegen; weil er jedoch glaubte, daß wenn er nur erst die Haupt-Anführer der Mbaya's entfernen könnte, er die übrigen mit leichterer Mühe besiegen würde, so war er auf Mittel bedacht, sich der erstern auf eine gute Art zu entledigen. Dem zu Folge überredete er die Mbaya's, daß die unterworfenen Indianer in der Provinz Chiquitos Friede mit ihnen schließen, und ihnen einige Gefangene, die sie bei Gelegenheit eines Ueberfalles von ihnen gemacht hatten, wieder zurückgeben wollten. Der Jesuit wußte diese Sache so geschickt zu behandeln, daß wirklich alle diejenigen Mbaya's, deren er sich entledigen wollte, sich entschlossen, mit ihm zu den Chiquitos hinzugehen.

Digitized by Google

Als sie nun bei den äußersten Heerden von der Kolonie del Santo-Corazon, die seitdem in eine andere Gegend verlegt worden ist, ankamen, so wurden sie auf das feierlichste empfangen und mit Musik in die Kolonie selbst eingeführt. Hier wurde ihre Ankunft durch Tänze, Spiele, Schmausereien und dergl. auf das Herrlichste gefeiert; als aber endlich vom Schlafengehen die Rede war, so führte man die Mbaya's auf eine geschickte Art alle einzeln in besondere Wohnungen, und hier wurden sie auf das Zeichen einer Glocke, die um Mitternacht geläutet wurde, insgesammt überfallen, gefesselt, und als Gefangene zurück behalten. In diesem Zustande blieben sie auch so lange, bis die Jesuiten gänzlich aus Amerika vertrieben wurden, alsdann aber schenkten ihnen die neuen Administratoren der Kolonie ihre Freiheit wieder; sie kehrten sogleich in ihr Vaterland zurück, leben noch jetzt daselbst frei und unbesiegt, und erzählen die häßliche Geschichte ihrer Gefangennehmung jedem, der sie nur hören will. Der Zweck, den man bei dieser verrätherischen Handlung beabsichtigt hatte, war jedoch nicht einmal erreicht worden: denn die Jesuiten hatten es dessen ungeachtet niemals dahin bringen können, sich die Mbaya's unterwürfig zu machen. Die Kolonie von Belon dauerte zwar fort; allein sie bestand eben so wie vorher allein aus Guarany's, die man aus andern Kolonieen dahin gebracht hatte.

Ich gehe nunmehr zu der Schilderung der Regierungsverfassung über, welche die Jesuiten in ihren Indianischen Kolonieen eingeführt hatten. Unter diesen begreife ich aber nicht allein die neun und zwanzig Kolonieen, die in der beigefügten Tabelle aufgeführt sind, sondern auch die vier andern, die nicht von diesen Geistlichen selbst gegründet, sondern bloß ihrem Unterricht und ihrer Führung übertragen worden waren.

Was nun diese drei und dreißig von ihnen abhän-

Digitized by Google

gigen Kolonieen betrifft, so wurden dieselben auf folgende Art regiert. In jeder Kolonie befanden sich zwei Jesuiten. Derjenige unter ihnen, der den Titel eines Pfarrers führte, war vorher immer Provinzial oder Rektor in einem ihrer Kollegien gewesen, oder mußte sonst wenigstens einer von ihren angesehensten Vätern seyn. Er hatte hier übrigens keine Art von geistlichen Geschäften zu verrichten, und verstand sehr häufig nicht ein Wort von der Sprache der Indianer, sondern er beschäftigte sich ausschließlich nur mit der weltlichen Administration der sämmtlichen Güter der Kolonie, über welche er unumschränkter Gebieter war. Die geistlichen Angelegenheiten waren dem zweiten Jesuiten übertragen, der den Titel eines Gefährten, oder Vice-Pfarrers führte, und dem erstern untergeordnet war. Die sämmtlichen Jesuiten aus allen Kolonieen standen unter der Oberaufsicht eines sogenannten Superiors der Missionen, dem außerdem auch von dem Papste das Recht, das Sakrament der Firmelung zu ertheilen, übertragen war.

Es gab übrigens in allen diesen Kolonieen weder bürgerliche- noch Kriminalgesetze, sondern der Wille der Jesuiten war die einzige Richtschnur aller Handlungen. Es befanden sich zwar in jeder Kolonie ein Corregidor, mehrere Alcaden nebst einigen Regidoren, die aus den Indianern gewählt wurden, und eben so wie in den spanischen Kolonieen eine Art von Gemeinderath vorstellten; allein keiner von ihnen hatte die geringste Jurisdiktion auszuüben, sondern sie waren nichts weiter als Werkzeuge in den Händen der Jesuiten, durch welche diese ihren Willen auch sogar in Kriminalfällen durchsetzten. Die sämmtlichen Indianer, ohne Ausnahme des Alters und Geschlechts, mußten für die Gemeinschaft der Kolonie arbeiten, und keinem unter ihnen war es verstattet, sich noch nebenher auf irgend eine Art zu seinem Privatvortheil zu

Digitized by Google

beschäftigen. Den Befehlen des Pfarrers mußten sie auf das pünktlichste gehorchen; dieser ließ den gesammten Ertrag aller Arbeit in Magazine bringen, und theilte hiervon einem jeden einzelnen aus, was er zu seiner Nahrung und Kleidung nöthig hatte. Hieraus sieht man aber, daß die Jesuiten die unumschränkten Herren über die gesammten Vorräthe waren, und daß sie über dasjenige, was am Ende des Jahres davon übrig blieb, ob es gleich eigentlich der ganzen Gemeinheit zugehörte, eigenmächtig und nach Willkühr schalten konnten; ferner sieht man hieraus, daß, da alle Indianer einander völlig gleich waren, keiner von ihnen eine Auszeichnung vor dem andern zu genießen hatte, und keiner das Recht hatte, auch nur das allergeringste Eigenthum zu besitzen, sie durch keine Art von Nacheiferung zu Ausbildung ihrer Talente und ihres Verstandes angetrieben werden konnten: denn der Allergeschickteste, Tugendhafteste, und Arbeitsamste unter ihnen, bekam weder bessere Nahrung noch bessere Kleidung als alle übrige, und hatte sich auch sonst keines besondern Genusses zu erfreuen. Die Jesuiten brachten es aber wirklich dahin, daß sie die ganze Welt glauben machten, diese Art von Regierungsverfassung wäre die allerzweckmäßigste und beste, und gereiche offenbar zum Glücke der Indianer, weil diese eben so wenig wie die Kinder im Stande wären sich selbst zu leiten und zu führen. Sie behaupteten dabei, daß sie die Indianer erzögen und behandelten, wie ein Vater seine Familie, und daß sie den sämmtlichen Ertrag der Aernten nicht zu ihrem eigenen Nutzen in Magazine sammelten und darin aufbewahrten, sondern um ihn wieder zweckmäßig und zur gehörigen Zeit unter ihre angenommenen Kinder zu vertheilen, weil diese durchaus nicht im Stande wären, selbst für die Zukunft zu sorgen, oder irgend etwas auf den folgenden Tag für den Unterhalt ihrer Familie aufzuheben.

Digitized by Google

Diese Regierungsverfassung wurde in Europa für so vortrefflich und lobenswürdig gehalten, daß man beinahe geneigt war, die Indianer ihres glücklichen Looses wegen zu beneiden; allein wahrscheinlich bedachte man dabei nicht, daß diese Indianer doch in dem wilden Zustande ihre Familien zu ernähren wußten, und daß diejenigen unter ihnen, die man in Paraguay ein Jahrhundert vorher unterwürfig gemacht und in Kolonieen vereinigt hatte, wirklich in der vollesten Freiheit lebten, ohne daß sie nöthig gehabt hätten, von irgend jemand geleitet oder zur Arbeit angetrieben und gezwungen zu werden, und ohne daß auch der Ertrag ihrer Aernten in Magazine eingesammelt, und von einem einzelnen Aufseher unter sie vertheilt werden mußte. Dieß war aber der Fall zu einer Zeit, wo sie sogar noch die Last der Komthureien zu tragen hatten, durch welche ihnen doch der sechste Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte, und folglich auch des jährlichen Ertrages ihrer Arbeit entzogen wurde. Sie waren also offenbar nicht in einem solchen Grade Kinder, und nicht so ganz unfähig, auf ihr eigenes Beste bedacht zu seyn, wie die Jesuiten behaupteten. gesetzt aber auch, dieses letztere wäre vollkommen richtig gewesen, so scheinen doch heut zu Tage, nachdem ein Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten nicht hinreichend gewesen ist, diesen Fehler in ihnen zu verbessern, nur zwei Fälle möglich zu seyn: nämlich die Administration der Jesuiten war entweder ganz und gar nicht geeignet, die Indianer zu civilisiren und zu vernünftige Menschen umzuformen, oder dieses Volk ist von Natur und wesentlich unfähig, aus diesem Zustande der Kindheit heraus zu treten.

Die vier Kolonieen, Loreto, St. Ygnacio-Miri, St. Maria de Fe, und Sant-Jago waren in Komthureien formirt, als die Jesuiten die Direktion derselben übernahmen; in dem nämlichen Zustande befanden sich auch die Kolonieen St. Ygnacio-Guazu, Yta-

Digitized by Google

pua und del Corpus. Da aber diese Einrichtung der Komthureien sich mit den Planen der Jesuiten durchaus nicht vertrug, weil jene den sechsten Theil von den Arbeitsertrag der Indianer zu genießen hatten, und weil die Gouverneurs der Provinz jährlich in denselben herumreis'ten, um die Klagen, welche allenfalls die Indianer gegen ihre Komthure und Administratoren vorzubringen hätten, anzuhören, und zu untersuchen, so beschlossen die Jesuiten diese Einrichtung gänzlich abzuschaffen. Zu diesem Ende begnügten sie sich nicht damit, daß sie die Unmoralität der Komthuren auf das ärgste übertrieben, sondern mahlten sie auch in Rücksicht ihres Geizes und ihrer Grausamkeit schwärzer als den Satan ab, und warfen ihnen unter andern vor, daß sie die Indianer zu so unmäßigen und unerträglichen Arbeiten zwängen, besonders bei Einsammlung des Paraguay-Thee's, daß dieselben zu Hunderttausenden dadurch um's Leben kämen, und nach und nach ganz ausgerottet werden würden. Weil sie nun bei Hofe in großem Ansehen standen, die Einwohner von Paraguay aber so schwach und furchtsam waren, daß sie es nicht wagten, irgend eine Widerlegung dieser unverschämten Verläumdungen einzureichen, so brachten sie es wirklich dahin, daß die Komthureien abgeschafft wurden. Diese Abschaffung sollte jedoch, wie wir oben gesehen haben, erst nach dem Tode des zweiten Besitzers Statt finden; da jedoch die Jesuiten nur für ihre eigenen Kolonieen auf diese Abschaffung antrugen, nud dieselbe auch nur ausschließlich für diese auswirkten, in allen übrigen Kolonieen aber die Komthureien noch wie vor beibehalten wurden, so luden schon damals diese Geistlichen den gegründetsten Verdacht auf sich, daß sie allein durch ihr persönliches Interesse dabei geleitet worden wären.

Die Gründe aber, welche die Jesuiten anführten, um diese Abschaffung der Komthureien zu bewirken,

Digitized by Google

waren wirklich insgesammt die offenbarsten Verläumdungen. Es herrschte zwar in Paraguay, in Rücksicht auf den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht, derjenige Grad von Freiheit oder vielmehr von Unordnung, von welchem im vorigen Kapitel die Rede gewesen ist; allein von allen übrigen Lastern, welche die Jesuiten den Spaniern vorwarfen, war kein einziges im Gange, und konnte auch nicht füglich jemals unter ihnen aufkommen. Man kannte daselbst weder Geld, noch Bergwerke, noch Fabriken, noch große oder kostspielige Gebäude, noch Handel, noch irgend eine Art von Luxus; folglich konnte man die Indianer zu nichts anderm gebrauchen, als zur Betreibung des Ackerbaues, in so weit derselbe zum Unterhalt einer geringen Anzahl von Komthuren erforderlich war, und außerdem noch zur Wartung und Besorgung der Rindviehheerden, die sich aber damals im Ganzen genommen nicht auf 6000 Stück beliefen. Damals, und auch sogar noch heut zu Tage, trug kein einziger Komthur andere Hemden, als von Leinewand, die im Lande selbst verfertigt war, und die die schlechteste ist, welche man irgend wo auf der Welt finden kann. Aus dem Auslande wurde durchaus nichts gezogen, als eine geringe Quantität von Eisen- und Stahl-Waaren; es fehlte ihnen sogar nicht selten an den nöthigen Schlössern zu ihren Thüren. Vom Paraguay-Thee wurde nicht der zwanzigste Theil so viel gewonnen wie heut zu Tage; man sammelte nur gerade so viel davon ein, als zur eigenen Konsumtion und zur Ausfuhr nach Buenos-Ayres nöthig war. Wollte man nun auch annehmen, daß die Konsumtion von diesem Thee damals eben so stark gewesen wäre, als sie es heut zu Tage in dem Lande selbst, am La Plata-Strome, im Potosi, Chili, zu Lima und zu Quito ist, so wären dessen ungeachtet 150 Indianer mehr als hinlänglich gewesen, um die ganze Quantität davon einzusammeln.

Digitized by Google

Die Schriftsteller, Gelehrten und Philosophen von allen Nationen scheinen sich mit einander verabredet zu haben, um das Betragen der ersten Spanier in Amerika gegen die Indianer so schwarz als möglich zu schildern; vielleicht würden sie aber noch weit heftiger gegen ihre eigenen Nationen losziehen, wenn sie wüßten, wie sich die Engländer, die Holländer, die Portugiesen, die Franzosen, und sogar auch die Deutschen, die Kaiser Karl V, ihr Landsmann, nach Amerika schickte, (wo dieselben insgesammt unermeßlich große Besitzungen und eine zahllose Menge von Indianern zu Unterthanen bekamen,) gegen diese betragen haben. Alle diese Nationen waren aber ausschließend nur darauf bedacht, wie sie ihre Habsucht befriedigen, und aus dem Lande und von seinen unglücklichen Einwohnern allen erdenklichen Gewinn ziehen könnten; es befand sich daher unter ihnen allen kein einziger Schriftsteller, der es gewagt hätte, ihr Betragen der Wahrheit gemäß zu schildern. Ueberdieß waren sie auch alle dabei interessirt, daß das Abscheuliche desselben auf das möglichste verschwiegen bliebe, um nicht vor der ganzen Welt mit Schimpf und Schande gebrandmarkt zu werden. Die Spanier hingegen ließen es sich unabläßig angelegen seyn, die Indianer zu civilisiren, und sie besonders in der christlichen Religion zu unterrichten; sie mußten sich daher nothwendig der Hülfe der Geistlichen dabei bedienen, und diese verursachten nicht allein dem Staate einen beträchtlichen Aufwand, sondern sie befleckten auch den Glanz und den Ruhm desselben. Ein Theil von ihnen mißbrauchte nämlich die Gewalt, das Ansehen und die Unabhängigkeit, die sie besaßen, um den guten Namen ihrer Landsleute zu beschimpfen, indem sie dieses für das einzige Mittel hielten, um ihre eigenen ehrgeizigen Absichten zu verbergen. Dieß ist der wahre Grund, warum man heut zu Tage in den meisten Schriften bloß Deklamationen und Aus-

Digitized by Google

fälle gegen die Spanier findet. Wenige Personen wissen aber, daß Spanien von jeher eine beträchtliche Sammlung von Gesetzen für seine Kolonieen gehabt hat, und daß es noch heut zu Tage einen solchen Codex zu Gunsten der Indianer besitzt, in welchem jeder Satz und jedes einzelne Wort die reinste Menschenliebe athmet, und worin die Indianer nicht nur den Spaniern in allen Stücken gleich gesetzt, sondern sogar in manchen Hinsichten ihnen vorgezogen werden. Dagegen habe ich aber niemals gehört, daß es irgend einer andern Nation eingefallen ist, jemals auch nur ein einziges Gesetz zu Gunsten der Indianer zu entwerfen. Hoffentlich wird es niemand einfallen zu sagen, daß unsere Gesetze zwar gut waren, daß sie aber nicht befolgt wurden: denn es ist eine notorische Sache, daß die Spanier noch gegenwärtig mehrere Millionen sowohl civilisirter als wilder Indianer unter ihrer Herrschaft haben, und ich kann aus den Registern, die ursprünglich bei der ersten Gründung jeder Kolonie verfertigt worden sind, und die ich auf das genaueste mit den neuern Registern verglichen habe, auf das überzeugendste beweisen, daß die Anzahl der eigentlichen, ächten Indianer beträchtlich zugenommen hat, obgleich eine Menge von ihnen durch die wiederholte Vermischung der Racen ganz zu Spaniern geworden ist. Die Spanier könnten daher statt aller Antwort diese ausländischen Gelehrten und vermeinten Philosophen bloß auf die zahllosen Kolonieen von ursprünglichen indiaschen Nationen hinweisen, die sie mitten in unserm Gebiete besitzen, und sie alsdann auffordern, ihm auch diejenigen zu zeigen, die sich in ihren eigenen Kolonieen befinden, um beide mit einander vergleichen, und sehen zu können, ob die letztern verhältnißmäßig eben so zahlreich sind als die erstern. Vielleicht würde es allen diesen Nationen sehr schwer fallen, in dem ganzen unermeßlichen Umfang ihrer Besitzungen auch nur eine ein-

Digitized by Google

zige Kolonie von ursprünglichen Indianern aufzuweisen; und wenn sich auch eine solche daselbst vorfände, so würde sie doch höchstens nur aus einem Dutzend Familien bestehen, die in den ganz neuern Zeiten aus unsern Kolonieen entwichen, und zu ihnen übergegangen sind. Nachdem nämlich alle diese Nationen mehrere Jahrhunderte hindurch uns mit den bittersten Vorwürfen überhäuft haben, so ahmen sie uns nun heut zu Tage alle nach, locken unsere und wilde Indianer an sich, und suchen sie in Kolonieen zu vereinigen. Was aber die wilden Indianer anbetrifft, so wohnen noch viele derselben rings um die Gränzen aller dieser Nationen herum, aber durchaus keine mitten in ihren Besitzungen, wie es doch in den unsrigen der Fall ist. Diese aufgeklärte Nationen sind jedoch unabläßig bemüht, die wilden Indianer durch innerliche Kriege, die sie unter ihnen anzetteln und unterhalten, und noch häufiger dadurch, daß sie dieselben überall wie das wilde Vieh todtschießen, gänzlich zu vertilgen und auszurotten. Der Charakter der Spanier hat sich seit Jahrhunderten nicht verändert, und er ist ohne allen Zweifel der festeste und menschenfreundlichste, der bei irgend einer Nation gefunden wird. So haben sie sich z. B. auch niemals mit dem entehrenden und verabscheuungswürdigen Sklavenhandel abgegeben, und wenn sie sich schlechterdings in der Nothwendigkeit befunden haben, eine Anzahl von Sklaven zu kaufen, so haben sie dieselben von jeher auf die nämliche Art behandelt, wie es, wie wir in dem folgenden Kapitel sehen werden, noch heut zu Tage geschieht, niemals aber mit der schändlichen Grausamkeit, die man allen andern Nationen mit Recht vorwirft. Wenn nun niemand die Milde, Menschlichkeit, und Großmuth der Spanier gegen ihre Neger-Sklaven läugnen kann, wie wollte man es denn wagen zu behaupten, daß diese nämliche Spanier gegen die ihnen unterworfenen In-

Digitized by Google

dianer wie sich Tiger und Löwen betragen haben, und noch heut zu Tage betragen? Diejenigen unter diesen Indianern, die sich wirklich in einen unglücklichen Zustande befinden, können die Schuld davon den Spaniern nicht zuschreiben, sondern bloß der Regierungsform von Gemeinschaften, die man ihnen ehemals gegeben hat, und die, ob sie gleich die despotischste, abgeschmackteste und schlechteste unter allen ist, die man nur möglicher Weise hätte erfinden können, doch gerade die einzige ist, welche unsere Philosophen nicht genug zu rühmen und zu preisen wissen.

Die Jesuiten befreieten die Kolonieen von den Komthureien, allein dagegen mußte jede von ihnen einen jährlichen Tribut von einen Piaster von jedem Indianer zwischen achtzehn und funfzig Jahren, in den Königl. Schatz bezahlen, und außerdem auch noch hundert Piaster als Vergleichssumme in die allgemeine Zehentkasse. Diese Abgaben konnten ihnen im geringsten nicht beschwerlich fallen: denn da jährlich aus dem Königl. Schatze sechshundert Piaster an den Pfarrer, und eben so viel an den Vicepfarrer bezahlt werden mußten, so ging, wenn man die Bilanz der Rechnung zog, alles Null von Null auf; und blieb noch allenfalls ein Ueberschuß, so war er zuverläßig zu Gunsten der Kolonie, oder vielmehr der Jesuiten. Diese stellten sich aber immer, als wenn sie diesen Ueberschuß großmüthiger Weise der Kasse schenkten, und rechneten es sich jedesmal zum großen Verdienst an. Man sieht hieraus, daß auch diese Kolonieen dem Königl. Schatze eben so wenig eintrugen, als diejenigen, von denen im vorhergehenden Kapitel die Rede gewesen ist: denn diese letztern besaßen auch noch überdieß das Privilegium, daß sie von allen ihren Produkten, die sie außerhalb ihres Gebietes verkauften, keine Art von Abgaben zu bezahlen brauchten.

Da nun die Jesuiten in ihren Kolonieen die Kom-

Digitized by Google

thureien und alle Arten von Abgaben an die königlichen Kassen abgeschafft und sogar auch wegen Entrichtung der Zehenten einen Vergleich abgeschlossen hatten; da sie ferner das Recht besaßen, das Sakrament der Firmelung zu ertheilen, so hatten sie gewissermaaßen alle Verhältnisse mit ihrem Monarchen, den weltlichen Oberhäuptern, den Bischöfen, und überhaupt allen Spaniern abgeschnitten: denn mit den letztern verstatteten sie auch ihren Indianern nicht das geringste Handelsverkehr. Dessen ungeachtet suchten sie aber ihre Unabhängigkeit noch fester zu begründen, und bedienten sich dabei solcher Mittel, wodurch nicht nur schlechterdings aller Verkehr mit den Spaniern, sondern auch nicht minder die Desertion ihrer Indianer durchaus unmöglich gemacht wurde. Sie verschlossen nämlich einem jeden den Zugang zu ihren Kolonieen, indem sie auf allen Seiten, von wo man zu ihnen hinkommen konnte, tiefe Gräben aufwerfen ließen, die sie mit dicken Pfählen und Pallisaden einfassten, und an denen sie beständig zahlreiche Wachen stehen hatten, die schlechterdings niemand, ohne einen schriftlichen Befehl von ihnen, herein und hinaus lassen durften. Auch die Gränzen einer jeden einzelnen Kolonie bezeichneten sie nicht durch Steine oder auf eine andere ähnliche Art, sondern ebenfalls durch Gräben, Thore und Wachen, und zwar an allen Orten, durch die man schlechterdings kommen mußte, so daß kein Indianer im Stande war, ohne ihre Erlaubniß auch nur aus einer Kolonie in die andere zu gehen. In der nämlichen Absicht durften die Indianer auch niemals reiten, außer nur eine geringe Anzahl unter ihnen, die sie schlechterdings nöthig hatten, um theils ihre Befehle von einem Orte zum andern zu bringen, theils ihre Viehheerden gehörig zu hüten. Zu diesem letztern Geschäfte waren jedoch nicht viel Personen erforderlich; denn um der Last von vielen Hirten überhoben zu seyn,

Digitized by Google

hatten sie alle Viehweiden mit breiten und tiefen Gräben eingefasst, so daß jede derselben einen wahren Park ausmachte. Alle diese ernsthafte Vorkehrungen, die Kanonen, die sie sich anschafften, und die Vorräthe von Feuergewehren und Munition, womit sie beständig versehen waren, um sich, wie sie sagten, gegen die Angriffe der wilden Indianer vertheidigen zu können, brachten viele Personen auf die Vermuthung, daß sich in ihrem Gebiete reiche Bergwerke befinden müßten; andere glaubten sogar, daß die Jesuiten mit dem Plane umgingen, ihre sämmtlichen Besitzungen in ein unabhängiges Reich zu verwandeln. Dieser Verdacht wurde dadurch noch mehr bestärkt, daß sie den Zutritt in ihre Kolonieen nicht nur allen spanischen Privatpersonen ohne Ausnahme untersagten, sondern auch einigen Gouverneurs, die auf erhaltenen höchsten Befehl die, zur Erhebung des Tributs erforderliche, Verzeichnisse der Indianer rektificiren sollten, und sogar auch den Bischöfen, die ihre Kirchen visitiren wollten. Sie konnten jedoch in Rücksicht der beiden letztern Personen nicht den nämlichen Grund anführen, den sie gegen die Privatpersonen geltend zu machen wußten, indem sie nämlich dieselben als so unmoralisch vererbt und boshaft schilderten, daß die Unschuld ihrer Neubekehrten Gefahr liefe, durch sie zu Grunde gerichtet zu werden. Da nun diese Weigerung, wenn sie ohne Ausnahme bei derselben beharrt wären, ein allgemeines Aergerniß würde verursacht haben, so verstatteten sie endlich den Zutritt in ihre Kolonieen einigen Gouverneurs und einigen Bischöfen, aber bloß solchen, die ihnen gänzlich ergeben waren, und die nachher von dem Zustande, worin sie diese Kolonieen gefunden hatten, die allergünstigsten Berichte abstatteten.

Bergwerke hatten sie jedoch schlechterdings keine, und ihre Indianer waren auch so schwächliche Menschen daß sie sogar gegen die geringe Anzahl von Spa-

Digitized by Google

niern, die sich in Paraguay befand, ihre Unabhängigkeit unmöglich hätten behaupten können. Ich weiß jedoch nicht, ob diese Schwäche der Indianer den Jesuiten selbst, und besonders denen in Europa eben so genau bekannt gewesen ist, wie mir: denn nur zu oft läßt sich der Mensch durch die Vorliebe zu seinen Planen, und durch Ehrgeiz täuschen. Es ist daher noch bis auf den heutigen Tag ein wahres Problem, ob die Jesuiten wirklich ein unabhängiges Reich zu errichten gesucht haben, oder nicht? Alle ihre Maaßregeln schienen zwar allerdings darauf abzuzwecken, und wenn man bloß nach diesen urtheilt, so könnten sie fast unmöglich eine andere Absicht gehabt haben; allein dagegen steht die physische Schwäche ihrer Indianer mit einem solchen Plane in dem offenbarsten Widerspruch. Es ist jedoch auch nicht zu läugnen, daß die Jesuiten alle mögliche Mittel aufboten, um ihre Truppen abzuhärten, und ihnen Muth einzuflößen, alle Tänze z. B., die sie in ihren Kolonieen einführten, waren, wie ich selbst mit angesehen habe, nichts als Waffenübungen und Fechterlektionen, und dem weiblichen Geschlechte wurde von ihnen das Tanzen niemals, und unter keinerlei Vorwand verstattet. Vielleicht war den Jesuiten in Europa wenig oder gar nichts von dem bekannt, was ihre Brüder in Amerika vornahmen; so viel ist wenigstens gewiß, daß nicht alle das Benehmen derselben in Rücksicht auf die Indianer billigten, und eben so wenig dasjenige, was sie sich bei den berühmten Streitigkeiten zwischen ihnen und den Spaniern in Paraguay zu Schulden kommen ließen. Unter den mancherlei Papieren, welche die Jesuiten bei ihrer nachherigen Vertreibung in dem Lande zurückließen, fand man auch einen eigenhändig geschriebenen Brief von dem Pater Rabago, worin derselbe ihnen mit deutlichen Worten sagt, daß die Klagen, die gegen sie bei Hofe einliefen, so zahllos, und so äußerst wichtig wären, und ihnen so

Digitized by Google

sehr zum Nachtheil gereichten, daß er sich gänzlich außer Stande sähe, sie niederzuschlagen, oder unwirksam zu machen, ob er gleich als Beichtvater des Königes diesen ganz in seiner Gewalt habe. Er rieth ihnen zugleich, sich mit den Einwohnern von Paraguay, um welchen Preis es auch sey, zu vergleichen; denn er wäre der ganzen Sache müde, und könne ihnen seinen Schutz nicht länger angedeihen lassen.

Wirklich schöpfte damals auch der spanische Hof großen Verdacht gegen die Jesuiten, besonders da er in Erfahrung brachte, daß sie fast insgesammt Engländer, Italiäner, oder Teutsche wären, und daß die wenigen Spanier, aus diesen Orten, die sich in Amerika befänden, keine Art von Rolle spielten, und nicht das geringste Ansehen besäßen; er wagte es jedoch nicht, eine kräftige und entscheidende Maaßregel zu ergreifen, weil er wahrscheinlich fürchtete, daß die wenigen Truppen, die er daselbst besaß, von den Jesuiten geschlagen werden könnten. Man schränkte sich daher bloß auf Unterhandlungen mit ihnen ein, und suchte es ihnen unter andern begreiflich zu machen, daß es nunmehr nach anderthalb Jahrhunderten, endlich wohl Zeit sey, den Indianern die Freiheit zu geben, sie nach eigenem Gefallen handeln, und mit den Spaniern in Verkehr treten zu lassen, und sie aus der Abgeschiedenheit, worin sie, wie Kaninchen in ihrem Gehäge, lebten, herauszuziehen. Dessen ungeachtet fuhren aber die Jesuiten immer fort zu behaupten, daß die Spanier ganz so boshaft und schlecht wären, wie sie dieselben geschildert hätten, und daß die Indianer durchaus nicht im Stande wären, für sich selbst zu sorgen, um ihrer fernern Führung zu entbehren. Da jedoch die Gründe, die man ihnen entgegensetzte, insgesammt wahr, und durchaus nicht zu läugnen waren, und da dieselben überdieß auch mit Ernst und Nachdruck vorgebracht wurden, so erboten sich endlich die Jesuiten, um aus dem schlimmen

Handel

Digitized by Google

Handel sich heraus zu wickeln, zu einem Versuch, ob sie die Indianer nach und nach an den Besitz und die Verwaltung eines Privat-Eigenthums gewöhnen könnten. Zu diesem Ende wollten sie einem jeden unter ihnen eine kleine Strecke Landes einräumen, die sie ganz eigenthümlich besitzen, und an zwei Tagen in der Woche, nach eigenem Gefallen, sollten bearten können. Mit diesem Anerbieten war nun auch der Hof vollkommen zufrieden, weil er nicht wusste, wie gänzlich unnütz und zwecklos dasselbe war: denn da die Indianer außer Stande waren, den Ueberfluß ihrer gewonnenen Produkte an irgend jemand verkaufen zu können, so erhielten sie durch diese neue Einrichtung durchaus nichts weiter, als was ihnen auch schon durch die Gemeinschaften geliefert wurde. Der eigentliche Zweck dieser Unterhandlungen war also vollkommen verfehlt, und die Jesuiten fuhren immer fort, auch den Ertrag dieser sogenannten eigenthümlichen Ländereien, wie alles übrige, in ihre Magazine einzuschließen.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Jesuiten diese Kolonieen ganz willkührlich, und ohne von jemand auf irgend eine Art abhängig zu seyn, beherrscht haben, und daß sie über das gesammte Vermögen derselben, und über die Kräfte aller Indianer eben so uneingeschränkt haben schalten und walten können, als es heut zu Tage der Fall bei den Oberhäuptern ist, die an ihre Stelle getreten sind. Dagegen ist jedoch nicht zu läugnen, daß die Jesuiten mit weit mehr Klugheit und Mäßigkeit dabei zu Werke gegangen sind. Sie wussten ihre Neubekehrten durch eine Menge Bälle, Feste, und Turniere beständig zu belustigen, und ließen bei allen diesen Gelegenheiten die vorzüglichsten Schauspieler, so wie auch den ganzen sogenannten Gemeinde-Rath die kostbarsten Kleider, die man ihnen aus Europa zuschickte, anziehen. Ferner bekamen die

Digitized by Google

Indianer jährlich regelmäßig die Kleidung von ihnen, die ich im vorigen Kapitel beschrieben habe, und die Nahrungsmittel wurden ihnen nicht nur in vollkommen hinlänglicher Quantität, sondern auch wirklich im Ueberfluß geliefert. Die Jesuiten begnügten sich damit, daß sie die Indianer ohngefähr die Hälfte des Tages hindurch zur Arbeit anhielten, und auch dieser Arbeit wussten sie beständig den Anschein eines Festes zu geben: denn die Indianer gingen niemals anders zur Arbeit auf das Feld, als in förmlicher Procession mit Musik, und unter Vortragung einer kleinen auf einer Tragbahre befindlichen Bildsäule, über welche eine Art von Laube angebracht war. Die Musik begleitete sie auf das Feld, und dauerte daselbst so lange fort, als die Indianer arbeiteten; wenn sie endlich fertig waren, so traten sie wieder auf die nämliche feierliche Art ihren Rückweg nach Hause an.

Alle Arbeiten mit der Nadel waren ausschließend nur den Musikanten, den Sakristanen, und den Chorkindern übertragen: denn die Frauenspersonen durften schlechterdings nichts anders thun, als Baumwolle spinnen. Die Zeuge, welche die Indianer verfertigten, wurden, nach Abzug dessen, was davon zu ihrer eigenen Kleidung erforderlich war, in die spanischen Städte geschickt, und eben so wie die rohe Baumwolle, der Taback, die dürren Gemüse und der Paraguaythee daselbst verkauft. Der Transport geschahe vermittelst eigener Fahrzeuge auf den in der Nähe von ihren Kolonieen befindlichen schiffbaren Flüssen, und sie brachten dagegen allerlei Eisen- und Stahl-Waaren, so wie überhaupt alles was sie nöthig hatten, von da wieder zurück. Die Pfarrer hielten sich beständig in ihren Wohnungen, oder sogenannten Kollegien, eingeschlossen, und sahen niemals irgend eine Weibsperson, ja sogar auch keine andern Indianer, als solche, mit denen sie in Geschäften schlechterdings zusammen zu kom-

Digitized by Google

men genöthigt waren. Dieser Punkt wurde von ihnen mit einer solchen Strenge beobachtet, daß sie auch niemals unter irgend einem Vorwande in die Kolonie selbst und noch weniger in die Hütten der Indianer hinein gingen. Hatte ein Kranker geistlichen Zuspruch nöthig, so ließen sie ihn in eine Hütte bringen, die besonders zu diesem Gebrauche in der Nähe des Kollegiums erbauet war, und sie selbst begaben sich in einer Sänfte dahin, um dem Indianer die Sacramente zu reichen. So oft sie sich in der Kirche sehen ließen, geschah es immer mit aller möglichen Pracht und dem äußersten Pomp; sie hatten dabei die reichsten und kostbarsten Kleider an, und waren mit einer großen Anzahl ebenfalls wohlgekleideter Sakristaner, Chorkinder und Musikanten umringt, die sie während des Gottesdienstes bedienten. In ihren Kirchen, welche die größten und prächtigsten im ganzen Lande waren, sah man eine Menge prächtig geschmückter Altäre, und überall war ein Ueberfluß von Vergoldungen, Bildhauerarbeiten, und den kostbarsten Zierrathen aller Art angebracht. Auf diesen Gegenstand schienen allerdings die Jesuiten wenigstens einen Theil, aber freilich nur den geringsten von dem gemeinschaftlichen Vermögen der Kolonie zu verwenden. Ihre eigene Wohnungen waren nur ganz gewöhnlich, und keinesweges übertrieben prächtig; aber dagegen hatten sie unermeßlich große, reich angefüllte Magazine.

Was nun die Indianer selbst anbetrifft, so war, nach allen von mir eingezogenen Nachrichten und nach allem, was ich bei meinen Besuchen in diesen Kolonieen selbst beobachtet habe, ihre Anzahl keinesweges sehr beträchtlich. Keiner unter ihnen allen konnte spanisch reden; nur einige wenige konnten lesen und schreiben, und diese waren bloß darum hierin unterrichtet worden, weil man sie zu Führung der Rechnungsbücher durchaus nicht entbehren konnte. In allen Arten von

Digitized by Google

Wissenschaften aber erhielten sie ganz und gar keinen Unterricht, und in den Künsten und Handwerken hatten sie es ebenfalls nicht weit gebracht. Sie verfertigten zu ihrer Kleidung die allergröbste Leinwand, die sich nur denken läßt, und die in dem ganzen übrigen Amerika, nur allein von den allerärmsten Einwohnern und den Sklaven zu Hemden gebraucht wird. Auch in den Schlosser-Arbeiten, in den Gold- und Silber-Arbeiten, in der Mahlerei und Musik, worin sie von besonders deßhalb aus Europa dahin geschickten Jesuiten unterrichtet wurden, hatten sie keine großen Fortschritte gemacht. Kein einziger unter ihnen hatte jemals Schuhe und Strümpfe an; die Weibspersonen trugen alle ohne Ausnahme keine andern Kleider, als ein Hemd ohne Ermel, das unter der Brust durch einen Gürtel zusammen gebunden wurde, und aus der eben beschriebenen Leinewand bestand, die so wenig ihre Blöße bedeckte, daß man vielmehr durch sie hindurch alles sehen konnte. Ihre Haare trugen sie in Zöpfe geflochten, wie die Soldaten; wenn sie aber in die Kirche gingen, so machten sie dieselben auf, und wohnten dem Gottesdienste im bloßen Kopfe bei. Die Mannspersonen hatten ihre Haare rings um den Kopf abgeschnitten, und ihre Kleidung bestand, außer einer baumwollenen Mütze, in einem Hemd, einem Paar langen Hosen, und einem Poncho von der nemlichen Leinwand. Alle Indianer, die unter einem und dem nemlichen Kaciken standen, wohnten beisammen in einem langen Zimmer, oder vielmehr in einer Art von Gallerie; allein in derselben waren von drei zu drei Toisen einzelne Absonderungen angebracht, in deren jeder eine ganze Familie beisammen schlief, ohne daß sie übrigens weder Betten noch sonst irgend eine Art von Geräthschaften besaß. Die sämmtlichen Indianer waren getauft, und wußten die gewöhnlichen Gebete und die zehn Gebote auswendig: denn alle unverheirathete

Digitized by Google

Mädchen und Jungen mussten sich täglich auf dem freien Platze vor der Kirche einfinden, um sie daselbst gemeinschaftlich herzusagen. Die Pfarrer, welche nach der Vertreibung der Jesuiten an die Stelle derselben getreten sind, führen jedoch heut zu Tage allgemein die Klage, daß die Indianer wenig oder gar keine Religion besäßen. Man hat mich sogar versichert, daß, wenn die Zeit herbei gekommen ist, wo sie ihre Ostern machen, d. h. zur Beichte und zum Abendmahl gehen müssen, sich gewöhnlich ein Indianer, der den Titel eines Major's führt, was eine Art von Alguazil ist, zu dem Pfarrer zu begeben, und ihn zu fragen pflegt, von wie vielen Indianern er am andern Morgen die Beichte hören wolle? Bestimmt nun der Pfarrer z. B. die Zahl von funfzehn, so hält der Major am andern Morgen diejenigen funfzehn Indianer, denen er zuerst begegnet an, und führt sie in die Kirche. Während nun einer von ihnen in dem Beichtstuhl ist, so warten die übrigen an der Kirchthüre, und wenn dieser herauskommt, so fragen sie ihn, was er gebeichtet hat, und ob der Pfarrer böse ist oder nicht? Sagt ihnen nun jener, daß er sich in der Beichte einer Sünde gegen das siebente Gebot schuldig bekannt habe, und daß der Pfarrer schrecklich zornig darüber geworden sei, so verabreden sie sich unter einander, daß sie sich insgesammt der nemlichen Sünde, und zwar daß einer eine Kuh, der andere ein Huhn, u. s. w. gestohlen habe, schuldig bekennen wollten. Dieß thun sie nun wirklich insgesammt, und weil die nemliche Sünde so häufig vorkommt, so kann der Pfarrer nicht füglich gegen sie alle in Zorn gerathen, sondern läßt denselben gewöhnlich nur gegen den ersten und allenfalls noch gegen einige auf ihn folgende aus. — Wenn man jedoch die Indianer beobachtet, während sie in der Kirche sind, so kann man sich über ihr anständiges Betragen, und über ihren feierlichen Ernst nicht genug verwundern; allein dieses rührt

Digitized by Google

freilich bloß von ihrem natürlich ernsthaften, ruhigen und verschlossenen Charakter her.

Im Jahr 1768 mußten die Jesuiten ihre Kolonieen verlassen, und an ihrer Stelle wurden zwei Mönche zu Besorgung der geistlichen Angelegenheiten, und ein Administrator über das sämmtliche Vermögen der Gemeinschaft in jeder derselben angestellt; so daß also die Regierung dieser Kolonieen keine weitere Veränderung erlitten hat, als daß sie aus einer Hand in die andere gekommen ist. Allein die Jesuiten sahen dieselben förmlich wie ihr Privat-Eigenthum an; sie liebten sie als ein solches, und weit entfernt, irgend etwas zu thun, was sie hätte zu Grunde richten können, gaben sie sich vielmehr alle mögliche Mühe, sie zu verbessern. Hingegen die Oberhäupter und Administratoren, die heut zu Tage an die Stelle dieser Geistlichen getreten sind, sehen die Kolonieen nur wie eine Sache an, die sie auf eine gewisse bestimmte Zeit zu benutzen haben, und sind daher bloß darauf bedacht, allen möglichen Vortheil daraus zu ziehen. Daher werden nicht nur gegenwärtig die Indianer weit weniger gut und reichlich genährt und gekleidet wie ehemals, sondern sie werden auch zu längerer und härterer Arbeit angehalten. Der Königliche Schatz zieht noch nicht das Geringste von diesen Kolonieen, wie es auch vormals der Fall gewesen ist, und es hat heut zu Tage ganz die nemliche Beschaffenheit mit ihnen, wie mit denen in Paraguay, von welchen ich im vorigen Kapitel gesprochen habe. Dagegen ist jedoch nicht zu läugnen, daß seit der Abschaffung der Jesuiten viele Indianer ziemliche Fortschritte in der Civilisation gemacht haben, und daß sie sich auch in einem gewissen Wohlstande befinden, den sie sich durch ihren Handel und ihre Viehheerden erworben haben. Ueberhaupt kann man sagen, daß die sämmtlichen Einwohner dieser Kolonieen etwas civilisirter geworden sind; sie kleiden sich gegenwärtig fast

Digitized by Google

durchgängig auf spanische Art, und besitzen insgesammt ein kleines Eigenthum. Da man aber nicht mehr so sorgfältig Achtung auf sie giebt, wie es die Jesuiten gethan haben, so sind diese Kolonieen heut zu Tage fast zur Hälfte von ihren vormaligen Einwohnern verlassen; die Indianer begeben sich frei und ungehindert wohin sie wollen, und vermischen sich überall mit den Spaniern.

Nun muß ich hier noch einige allgemeine Bemerkungen beifügen, die ich in diesen Kolonieen zu machen Gelegenheit hatte, weil sie einiges Licht über den Charakter der Guarany's, den gegenwärtigen Zustand ihrer Civilisation, und sogar auch über den Punkt derselben, auf welchem sie sich unter der Regierung der Jesuiten befunden haben, werfen können. — Alle diese Indianer sehen es zwar recht gern, wenn ihnen irgend ein Amt übertragen wird, wodurch es wenigstens den Anschein gewinnt, als wenn sie irgend etwas zu befehlen hätten; allein dennoch legen sie jede ihnen übertragene Stelle auch wieder mit der größten Gleichgültigkeit nieder, und lassen sich alsdann zu den allergemeinsten und niedrigsten Arbeiten herab: denn sie wissen den wahren Werth der gesellschaftlichen Auszeichnung durchaus nicht zu schätzen, und haben keinen Begriff weder von Ehre noch von Schande. Die Indianerinnen geben sich allen Mannspersonen ohne Unterschied Preis, sie mögen alt oder jung, Freie oder Sklaven, Weiße oder Neger sein. Den Diebstahl sehen sie für einen Beweis von Geschicklichkeit an, und lassen keine Gelegenheit, einen zu verüben, vorbeigehen. Allein sie bedienen sich dabei niemals der Gewalt, und stehlen auch niemals Dinge von Wichtigkeit, wenn sie gleich im Stande wären es zu thun; dieß nennen sie aber nicht stehlen, sondern nehmen, und, wenn von Heerden die Rede ist, wegführen. Sie sind äußerst leicht zu überreden und zu allen Arten von schlechten Handlun-

Digitized by Google

gen zu verleiten; ihren Kindern flößen sie gewöhnlich durchaus keine Grundsätze ein, weder positive noch negative. — Wenn einmal ein Administrator eine Frau oder einen Jungen tüchtig durchpeitschen lassen will, so trägt er es gewöhnlich dem Mann oder dem Vater auf, weil es von keinem andern eben so gut würde gethan werden. — Man kann sich immer darauf verlassen, daß ein Indianer ohne die geringste Einwendung alles thut, was ihm befohlen wird, und wenn er auch gleich nicht das geringste davon versteht. — Die Eifersucht kennen sie im mindesten nicht, und das weibliche Geschlecht ist in einem hohen Grade ausschweifend; es ist vielleicht kein Beispiel vorhanden, daß eine Indianerin, sobald sie nur das achte oder neunte Jahr ihres Alters zurück gelegt hat, einen ihr gemachten Antrag abgelehnt hätte.

Alle diese Indianer sind in einem hohen Grade dem Trunk ergeben, allein es entstehen daraus keine nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit. — Wenn man sie fragt, ob sie dieses oder jenes, es sey nun was es wolle, zu machen verständen, so geben sie jedes Mal unfehlbar eine verneinende Antwort, damit man ihnen nicht befehlen möge, es zu machen, weil sie, sobald ihnen etwas befohlen wird, ohne Widerrede sogleich gehorchen. Wenn sie einen Reisenden begleiten, um ihm den Weg zu zeigen, so sagen sie niemals: hier oder dort wollen wir uns niederlassen, um zu essen und auszuruhen, sondern sie gehen ununterbrochen fort, bis man ihnen sagt, daß sie stille halten sollen. Wenn man dabei vor ihnen hingeht, und zufälliger Weise einen falschen Weg einschlägt, so sagen sie es nicht, sondern lassen einen auf dem falschen Wege fortgehen, und folgen richtig hinten nach; man muß daher in solchen Fällen die Vorsicht gebrauchen, sie beständig vor sich voraus und ganz allein gehen zu lassen. Jede Art von ungünstiger Witterung, die Stiche der Insekten und

Digitized by Google

den Hunger ertragen sie mit einer fast unglaublichen Geduld und Gelassenheit. Sie sind große Freunde von Turnieren, Ringelrennen, Pferde- und Wett-Rennen, und überhaupt von allen Arten von Festen. Ein besonderes Vergnügen macht es ihnen, wenn sie zu Pferde sind, beständig in gestrecktem Galopp zu reiten; übrigens werden diese armen Thiere unbarmherzig von ihnen gemißhandelt, indem sie ihnen theils ein höchst erbärmliches Geschirr auflegen, theils sie schlecht füttern, theils sie auch durch übermäßige Anstrengung zu Grunde richten. Sie pflegen insgesammt eine große Anzahl von Hühnern und Schweinen aufzuziehen; allein diesen allen geben sie nichts anders zu fressen, als was diese Thiere von selbst auf dem Felde finden. Auch ziehen sie viele Hunde und Katzen groß; von allen, die geboren werden, tödten sie kein einziges, aber sie bekümmern sich auch nicht um sie, sondern lassen sie von demjenigen leben, was sie sich selbst verschaffen können. Sie sind langsam, schmuzig, äußerst geduldig, und man hört in ihren Krankheiten und bei den heftigsten Schmerzen niemals die geringste Klage oder auch nur den leisesten Seufzer von ihnen. Wenn sie fühlen, daß sie ernstlich krank sind, so legen sie sich in ihre Hängematte, sprechen kein Wort mehr, haben auch nicht gern, daß in ihrer Nähe gesprochen wird, nehmen weder Arzneien noch Lebensmittel zu sich, und sterben, ohne sich weder um das, was sie in dieser Welt zurücklassen, zu bekümmern, noch sich vor der Zukunft im geringsten zu fürchten. Eben so sehen sie auch einen andern sterben, oder ihn umbringen, ohne daß sie die geringste Theilnahme zeigen, und ich habe mehrere von ihnen gesehen, die an den Galgen geführt wurden, und unter Weges eben so ruhig und gelassen waren, als wenn sie zu einem Freudenfeste gingen.

Zum Schlusse muß ich nun noch anführen, daß die Jesuiten auch den Plan hatten, sich die Indianer in

Digitized by Google

der Provinz Chaco und noch andere unterwürfig zu machen; da sie jedoch die Unmöglichkeit einsahen, sie mit ihren Truppen, die ganz allein aus Guarany's bestanden, zu besiegen, so bedienten sie sich, in Rücksicht derselben, der in dem vorhergehenden Kapitel beschriebenen geistlichen Verfahrungsart. Auf diese Art errichteten sie mehrere Kolonieen, die sie in ihrer Geschichte anführen, wovon aber nur noch drei in der Gegend von Santa-Fé de la Vera-Cruz vorhanden sind, nemlich St. Xavier und die beiden, die in der am Schlusse des vorigen Kapitels befindlichen Tabelle unmittelbar darauf folgen. Sie sind in diese Tabelle eingerückt worden, weil sie in der That von den weltlichen Behörden gegründet, von diesen aber, nebst allem, was zu ihrer Unterhaltung gehörte, an die Jesuiten abgetreten worden sind. Es befinden sich jedoch heut zu Tage in ihnen allen durchaus keine civilisirte oder christliche Indianer, wie ich mich selbst durch den Augenschein davon überzeugt habe. Der einzige Unterschied zwischen beiden Administrationen bestand bloß darin, daß die Jesuiten an Sparsamkeit, Klugheit und Geschicklichkeit die weltlichen Behörden übertrafen, und daß daher, mit den Mitteln zum Unterhalte für die Indianer, auch die Existenz der Kolonieen weit länger dauern konnte.

Digitized by Google

Tabellarische Uebersicht derjenigen, aus Indianern bestehenden Kolonieen, welche durch die Jesuiten angelegt worden sind.

Namen der Kolonieen.	Jahre der Gründung.	Südliche Breite. Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anmerkungen.
St. Ygnacio-Guazu	1609	26	54	36	59	4	14	Nach Aufhebung der
Yapua . . .	1614	27	20	16	58	12	16	Jesuiten neu benannt.
Concepcion . .	1620	27	58	44	57	27	13	Nunmehr:
Corpus . . .	1622	27	7	23	57	52	29	
St. Maria Mayor	1626	27	53	14	57	56	4	St. Tome.
Yapeyu	1626	29	31	47	58	58	28	St. Maria-Mayor.
Candelaria . .	1627	27	26	45	58	7	34	St. Maria de Fé.
St. Nicolas . .	1627	28	12	0	57	39	44	St. Miguel.
St. Xavier . .	1629	27	51	8	57	34	4	St. Carlos.
La Cruz . . .	1629	29	29	1	58	48	28	Concepcion.
St. Carlos . .	1631	27	44	36	58	17	12	
Apostoles . . .	1632	27	54	43	58	9	19	
St. Luys . . .	1632	28	25	6	57	22	14	
St. Miguel . .	1632	28	32	36	56	59	27	
St. Tome . . .	1632	28	32	49	58	17	43	
St. Anna . . .	1633	27	23	45	57	58	39	
St. Josef . . .	1633	27	45	52	58	8	57	
Martirer . . .	1633	27	47	37	57	50	2	
St. Cosme . .	1634	27	18	55	58	39	29	
Jesus	1685	27	2	36	57	25	6	
St. Boria . .	1690	28	39	51	58	15	58	
St. Lorenzo . .	1691	28	27	24	58	8	30	
St. Rosa . . .	1698	26	53	19	58	14	39	
St. Juan	1698	28	26	56	57	48	40	
Trinidad . . .	1706	27	7	35	59	4	50	
St. Angel . .	1707	28	17	19	57	0	12	
St. Joaquin . .	1746	25	1	47	58	33	20	
St. Estarislado .	1749	24	38	31	58	56	15	
Belon . . .	1760	23	26	17	59	28	0	

Anmerkungen. Die geographische Länge und Breite bezieht sich auf die gegenwärtige Lage der Kolonieen, nicht auf die ehemalige.

Mehrere andere von den Jesuiten gegründete und in ihrer Geschichte angeführte Kolonieen sind hier weggelassen, weil sie in denen in dieser Tabelle befindlichen begriffen sind. Im Grunde war auch noch keine derselben zur Zeit ihrer Aufhebung ganz eigentlich und völlig gegründet.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Von den farbigen Menschen.

Ich muß hier die Bemerkung vorausschicken, daß zur Zeit der Eroberung von Süd-Amerika das ganze Land, welches den Gegenstand dieser Beschreibung ausmacht, nebst noch mehrern angränzenden Ländern, nur ein einziges Gouvernement und ein Bisthum ausmachten, wovon die Stadt Assumption in Paraguay die Hauptstadt war. Nachdem aber in der Folge die Provinzen Chiquitos, Moros und St. Cruz davon getrennt worden waren, und die Portugiesen sich auf eine widerrechtliche Art der Insel St. Catharina und der Provinzen St. Pablo, Vera Cruz und Guayra bemächtigt hatten, so theilte man im Jahre 1620 das noch übrige Land in zwei Gouvernements ab, nämlich in das von Buenos-Ayres und das von Paraguay, und jedes derselben erhielt auch einen besondern Bischof. Das letztere Gouvernement verlor jedoch durch die Eingriffe der Portugiesen, die sich der Ebenen von Xerez, von Matogrosso und Cayaba bemächtigten, sehr viel von seinem Umfange. Die eigentlichen Gränzen zwischen beiden Gouvernements blieben jedoch lange Zeit hindurch ganz unbestimmt, weil sie durch die Missions-Kolonieen der Jesuiten, die im Grunde als völlig unabhängig von beiden bestanden, von einander getrennt waren. Heut zu Tage sind die Gränzen, so wie sie in der Folge bestimmt wurden, sowohl für die Gouvernements als für die Bisthümer, noch die nämlichen, und nur allein einen kleinen Theil der Provinz Chaco, der

Digitized by Google

bevölkert ist, und nordwärts vom Parana bei dessen Zusammenflusse mit dem Paraguay und also in der Mitte zwischen beiden Flüssen liegt, machen sich die beiden Gouvernements noch streitig. Jedes Gouvernement hat seinen besondern Gouverneur und Bischof; das von Buenos Ayres war jedoch bisher dem Vicekönige zugetheilt, und in dieser Eigenschaft hat er auch zugleich die Oberherrschaft über die siebzehn südlichsten Kolonieen der Jesuiten; die übrigen Missions-Kolonieen aber stehen unter dem Gouverneur von Paraguay. Ich gebe die Gränzen dieser beiden Gouvernemente aus dem Grunde hier an, weil ich in der Folge zuweilen von jedem derselben besonders sprechen werde.

Es ist eine bekannte Sache, daß heut zu Tage die gesammte Volksmenge in Amerika aus drei Menschenracen von ganz verschiedenem Ursprunge besteht: nämlich aus Indianern, oder ursprünglichen Amerikanern, aus Weißen oder Europäern, und aus Negern oder Afrikanern. Diese drei Racen vermischten sich äußerst hurtig mit einander, und aus dieser Vermischung entstehen die sogenannten farbigen Menschen, die im Allgemeinen den Namen Pardoz führen, und von denen in diesem Kapitel die Rede seyn soll. Wenn ein solcher farbiger Mensch aus der Vermischung eines Indianers mit einer Weißen entsteht, so heißt er ein Mestize, und diesen Namen behält auch seine ganze Nachkommenschaft bei, so lange sie sich nämlich nicht mit Negern oder Abkömmlingen von Negern vermischt, sondern alle Verheirathungen in derselben nur allein zwischen Weißen und Indianern oder ihren Mestizen Statt haben. Wenn sich aber ein Afrikaner mit einer Weißen oder einer Indianerin vermischt, so heißt das hierdurch gezeugte Kind ein Mulatte. Das nämliche ist auch der Fall, wenn sich ein Mestizen-Geschlecht, in welchem Grade es auch immer seyn möge, mit Negerblut vermischt: so daß also die Benennungen Mestize

Digitized by Google

und Mulatte sich nicht auf die Farbe beziehen, wie man allenfalls glauben könnte, sondern bloß auf die Beschaffenheit der Racen, die sich mit einander vermischt haben.

Ich spreche daher hier von den Mestizen und Mulatten nach der allgemeinen Bedeutung, worin diese Namen gebraucht werden, und die ich eben angegeben habe: denn es wäre mir schlechterdings unmöglich, alle ihre mannigfaltigen Unterabtheilungen anzuführen. Wie sollte man auch im Stande seyn, die vielerlei Arten von Vermischungen, durch die ein Mulatte oder ein Mestize erzeugt worden ist, alle einzeln zu bestimmen? Daher lasse ich mich auch nicht auf eine Beschreibung der längern oder kürzern, mehr oder minder krausen Haare der Mulatten ein, noch auch auf ihre mehr oder weniger weiße, oder mehr oder weniger schwarze Farbe: denn es giebt viele unter ihnen, die so lange und noch längere Haare haben, als die Europäer, ja oft auch blonde und rothe, und deren Haut so weiß ist, als man sie nur irgendwo in Europa finden kann. Eben so wenig werde ich auch bestimmt angeben, zwischen welchen Geschlechtern diese Vermischungen Statt gehabt haben; ob nämlich ein farbiger Mensch von einem Weißen mit einer Negerin, oder von einem Schwarzen mit einer Weißen gezeugt worden ist. Uebrigens wünsche ich, daß man meine Meinung über einen so äußerst schwierigen Gegenstand nicht für völlig ausgemacht und entschieden halten möge; ich habe keine andere Absicht, als andern Personen eine Veranlassung dadurch zu geben, noch mehrere und sorgfältigere Beobachtungen über einen so höchst interessanten Theil der Geschichte des Menschen und sogar auch der Thiere anzustellen.

Wir haben in einem der vorhergehenden Kapitel gesehen, daß eines der vorzüglichsten Mittel, deren sich die Eroberer von Amerika bedient haben, um sich

Digitized by Google

die Indianer unterwürfig zu machen und sie in Kolonieen zu vereinigen, darin bestand, daß sie dieselben in Spanier zu veredeln suchten, und daß sie deshalb selbst Indianerinnen heiratheten, weil ihre mit ihnen gezeugte Kinder, oder die Mestizen, für Spanier erklärt wurden. Diese Mestizen verheiratheten sich gewöhnlich wieder unter einander, weil nur äußerst wenige Europäerinnen nach Amerika hinüber kamen, und die Abkömmlinge dieser Mestizen machen heut zu Tage in Paraguay den bei weitem größern Theil derjenigen Einwohner aus, die daselbst den Namen von Spaniern führen. Sie scheinen mir in Rücksicht des körperlichen Wuchses, der Schönheit der Formen und sogar auch der weißen Farbe ihrer Haut die europäischen Spanier zu übertreffen. Dieß bringt auch auf die Vermuthung, daß nicht allein die Racen derselben durch ihre Vermischungen verbessert werden, sondern daß auch die europäische Menschenart mit der Zeit die Oberhand über die amerikanische gewinnen wird, oder wenigstens das männliche Geschlecht über das weibliche. Ferner bin ich überzeugt, daß diese Einwohner von Paraguay mehr Verschlagenheit, Scharfsinn und Verstand besitzen, und ich glaube auch mehr Thätigkeit, als die Kreolen, d. h. solche, die in dem Lande von einem spanischen Vater und einer spanischen Mutter geboren worden sind. Da von jeher sehr viele Spanier von beiden Geschlechtern aus Europa nach Buenos-Ayres gekommen sind, die sich daselbst mit den ursprünglichen Mestizen vermischt haben, so hat sich in dieser Provinz die Race der letztern nicht so rein gehalten, und besitzt folglich auch nicht die nämlichen Vorzüge, wie die in Paraguay; die Spanier in der letztern Provinz übertreffen wirklich die von Buenos-Ayres sowohl an Größe und Wohlgestalt des Körpers, als auch an Thätigkeit und Scharfsinn.

Die unterworfenen oder bekehrten Indianer neh-

Digitized by Google

men bei ihren Verheirathungen durchaus keine Rücksicht weder auf die Farbe, noch auf den Stand der Freiheit oder der Sklaverei dessen, der eine solche Verbindung eingehen will. Obgleich die Neger, die Mestizen und die Mulatten sich beinahe in dem nämlichen Falle befinden, so geben sie sich doch selbst unter einander einigermaßen den Vorzug, und schätzen die indianische Race am allergeringsten; hiervon machen jedoch die Sklaven eine Ausnahme: denn diese verheirathen sich lieber mit Indianerinnen, damit ihre Kinder frei seyn mögen, weil alle diejenigen es sind, die von einer freien Mutter geboren werden. Ich habe gefunden, daß die aus einer solchen Ehe erzeugten Mulatten eine Mittelfarbe haben, die aber stark in's Gelbe fällt, und daß sie vor ihrem Vater und ihrer Mutter die nämlichen Vorzüge besitzen, wie die Mestizen vor den ihrigen.

Eine andere Art von Mulatten entsteht aus der Vermischung der Europäer mit den Afrikanern. In einigen Gegenden von Amerika nennt man dieselben Quarterons, Saltoatras u. s. w., je nachdem ihnen mehr oder weniger afrikanisches Blut beigemischt ist. Aus der Vermischung eines Europäers mit einer Negerin entsteht z. B. ein Mulatte; aus der Verbindung von diesem mit einem Europäer wird ein Kind gezeugt, das den Namen eines Quarterons führt, weil er nur noch zum vierten Theil ein Neger ist; wenn sich hingegen ein Mulatte mit einer Negerin, oder eine Mulattin mit einem Neger verbindet, so werden die daraus gezeugten Kinder Saltoatras, oder Rücksprünge, genannt, weil sie an weißer Farbe wieder verlieren, anstatt zu gewinnen, und dadurch, daß sie nun wieder zu drei Viertheilen Neger sind, gewissermaßen zurück kommen. In demjenigen Lande hingegen, dessen Beschreibung den Gegenstand dieses Werkes ausmacht, sind alle Namen von dergleichen Unterabtheilungen unbekannt, und man nennt überhaupt jeden, der nur noch die

Digitized by Google

die allerentfernteste Mischung von Negerblut in seinen Adern hat, und wenn er auch ausserdem vollkommen weiß und sogar blond wäre, einen Mulatten.

Diese Mulatten, die aus der Verbindung der Schwarzen mit den Weißen entstehen, scheinen mir, sowohl in physischer als moralischer Rücksicht, einen großen Vorzug vor denen zu besitzen, die aus einer Verbindung zwischen Indianern und Negern gezeugt werden; ich habe sie durchgängig weit rascher, thätiger, lebhafter, stärker, geistvoller und scharfsinniger gefunden, als diejenigen, denen sie das Leben zu verdanken haben. Allein nach meinem Dafürhalten nehmen diese Eigenschaften nur bis auf einen gewissen Punkt zu, und wenn ein schon weißer Mulatte eine Europäerin heirathet, so haben die aus dieser Ehe erzeugten Kinder sich wenig oder gar keiner großen natürlichen Vorzüge mehr zu erfreuen. Uebrigens übertreffen diese Mulatten alle übrigen Menschenarten an frischer, lebhafter Farbe, und an Feinheit und Zartheit der Haut. Dieß ist jedoch nicht der einzige Vorzug, weßhalb die Kenner die Mulattinnen allen spanischen Weibspersonen weit vorziehen; sie behaupten ausserdem, daß sie ein ganz besonderes, eigenthümliches Vergnügen in dem vertrauten Umgange mit ihnen genießen, das ihnen die Weibspersonen von allen übrigen Nationen nicht gewähren. Alle diese Mulattinnen sind aber weit entfernt, bei irgend einem Angriff auf ihre Tugend langen Widerstand zu leisten, oder sich mit Keuschheit zu brüsten; es ist vielmehr ein äußerst seltener Fall, wenn eine von ihnen in einem Alter von neun oder zehn Jahren ihre Jungfranschaft noch besitzt. Sie haben aber dabei einen sehr feinen Verstand und eine große Geschicklichkeit zu allen Arten von Arbeiten; sie sind sehr reinlich, freigebig und sogar verschwenderisch, wenn sie die Mittel dazu besitzen. Die Mulatten haben die nämlichen moralischen Eigenschaften und auch dieselbe

Digitized by Google

Feinheit und Verschlagenheit des Geistes. Die Laster, denen sie am meisten und fast durchgängig ergeben sind, bestehen ausschließend in der Leidenschaft für das Spiel, in der Völlerei und im Stehlen; es giebt jedoch allerdings auch sehr rechtschaffene, wirklich tugendhafte Menschen unter ihnen.

Nach den Registern von der letzten Volkszählung in Paraguay werden daselbst Fünf Spanier gegen Einen Mulatten angetroffen, und obgleich in der Provinz Buenos-Ayres bis jetzt noch keine ähnliche Volkszählung vorgenommen worden ist, so glaube ich doch überzeugt seyn zu können, daß zum mindesten das nämliche Verhältniß Statt findet, ja, daß daselbst die Spanier vielleicht noch weit zahlreicher sind, als die Mulatten. Die letztern sind in Paraguay theils freie Menschen, theils Sklaven, und das Verhältniß derselben ist wie 174 zu 100, d. h. auf 100 Neger- oder Mulatten-Sklaven kommen immer 174 Freie. Wenn man nun diese spanischen Kolonieen mit denen vergleicht, welche andere Nationen in Amerika besitzen, so ergiebt sich ein ungeheurer Unterschied in dem Verhältnisse der Weissen gegen die farbigen Menschen; denn in allen nicht-spanischen Kolonieen verhalten sich die Weissen gegen die Neger und Mulatten höchstens wie 1 zu 25, und in Rücksicht der Freiheit ist das Verhältniß der farbigen Menschen vielleicht noch ungünstiger. Diese geringe Anzahl von Sklaven muß aber nothwendiger Weise zur Folge haben, daß in dieser spanischen Kolonie der Tagelohn und der Werth aller Arbeiten sehr hoch im Preise stehen; dann alles ohne Ausnahme wird daselbst von freien Menschen verfertigt, die sich ihre Arbeit, der Regel nach, weit theurer bezahlen lassen.

Man muß daher mit Recht die Großmuth der Spanier in Paraguay bewundern, die von 274 Neger- und Mulatten-Sklaven 174 die Freiheit geschenkt haben, obgleich dieselben die Freiheit leich-

Digitized by Google

ter als die Sklaven in irgend einem andern Theile der Welt hätten entbehren können. Man weiß in diesem Lande durchaus nichts von den grausamen Gesetzen und den barbarischen Strafen, die man anderswo für schlechterdings nothwendig ausgeben will, um die Sklaven in Gehorsam zu erhalten und zu ihrer Pflicht anzutreiben. Das Schicksal dieser Unglücklichen ist hier von dem der Weissen aus der ärmern Klasse in nichts verschieden, ja es ist sogar noch weit besser. Viele unter ihnen sind Aufseher über die in den Parks befindlichen Viehheerden, und haben nicht selten Spanier als Tagelöhner unter sich. Die meisten unter ihnen allen sterben, ohne daß sie jemals in ihrem Leben einen Peitschenhieb bekommen haben; sie werden durchgängig mit Güte behandelt, und durchaus niemals mit Gewalt zur Arbeit angehalten; man giebt ihnen kein Tagewerk auf, das ihre Kräfte übersteigt, und im Alter werden sie niemals hülflos verlassen. Wenn sie krank sind, so werden sie von den Frauen ihrer Gebieter gewartet und gepflegt; niemand hält sie ab, sich zu verheirathen, sogar auch mit Indianerinnen oder freien Weibspersonen, wodurch doch ihre künftigen Kinder ebenfalls frei werden; sie werden eben so gut und vielmehr besser gekleidet, als der ärmere Theil der Weissen es ist, und täglich bekommen sie eine gute, gesunde und hinlängliche Nahrung. Man muß jedoch die Art, wie die Sklaven in diesem Lande behandelt werden, selbst gesehen haben, um es zu glauben: denn sie ist derjenigen Behandlung, die ihnen in den übrigen amerikanischen Kolonieen zu Theil wird, durchaus entgegen gesetzt. Dagegen hat man aber auch daselbst niemals Ursache, sich über seine Sklaven zu beklagen, und diese sind ihren Herren fast durchgängig mit Leib und Seele ergeben. Der Fall ist mir sehr häufig vorgekommen, daß Sklaven die ihnen angebotene Freiheit ausgeschlagen haben, oder sie doch schlechterdings nur auf den Fall,

Digitized by Google

daß ihr Herr sterben würde, annehmen wollten. Ich selbst habe die Erfahrung hiervon gemacht: denn nur mit Gewalt konnte ich es dahin bringen, daß einer von meinen Sklaven die Freiheit, die ich ihm schenken wollte, annahm. Mit der nämlichen Güte und Menschenliebe behandeln die Spanier in diesem Lande auch die zu ihren Komthureien gehörigen Indianer, und die Härte und Grausamkeit, welche ihnen von einigen Schriftstellern vorgeworfen worden ist, stehet mit ihrem ganzen Charakter durchaus im Widerspruch. Man vergleiche nur die Anzahl der Indianer, die sich in ihren Kolonieen befinden, mit denjenigen, die man in den Kolonieen der andern Nationen, welche den Spaniern Grausamkeit vorwerfen, antrift. Durch die Original-Register, die ich sorgfältig mit einander verglichen habe, kann ich beweisen, daß sich heut zu Tage eine größere Anzahl von Indianern in diesem Lande befindet, als zur Zeit der Eroberung.

Vor ungefähr achtzehn bis zwanzig Jahren ergriff eine Sklavin der Engländer auf den Antillischen Inseln mit ihren beiden Töchtern die Flucht, und rettete sich auf eine spanische Insel. Ihr Herr forderte sie zurück; die Sklavin, die durch mancherlei Geschicklichkeiten ein kleines Kapital erworben hatte, bot ihm eine hinlängliche Summe in Silber-Piastern für ihre Freiheit an, allein er wollte sie schlechterdings nicht annehmen. Den spanischen Gouverneur empörte diese Ungerechtigkeit des Engländers; er verweigerte deßhalb die Auslieferung der Sklavin, ob dieselbe gleich durch den Friedensschluß bestimmt befohlen war, und stattete über die ganze Sache Bericht an den hohen Rath von Indien ab. Dieser trug den Fall dem Könige vor, und es wurde nunmehr als Grundsatz für die Zukunft beschlossen, daß kein entflohener Sklave mehr ausgeliefert werden sollte, daß die Freiheit ein Recht der Natur wäre, welches durch keine menschlichen Gesetze ein-

Digitized by Google

geschränkt werden könnte, und daß die Flucht ein billiges und erlaubtes Mittel wäre, sich in den Besitz derselben zu setzen. Diese königliche Entscheidung, welche Spanien gewiß zur höchsten Ehre gereicht, kam in Paraguay an, während ich mich daselbst aufhielt. Allein unglücklicher Weise hatte der dasige Gouverneur eben beträchtliche Geschenke von den Portugiesen erhalten und lieferte ihnen daher bald nachher, mit Hintansetzung der königlichen Befehle, bloß um sich ihnen gefällig zu erzeigen, einen armen entflohenen Sklaven aus. Er reichte sogar gemeinschaftlich mit dem Vice-König von Buenos-Ayres, der in alle seine Ideen einging, mehrere Vorstellungen dagegen nach einander bei Hofe ein, und brachten es endlich auch wirklich dahin, daß diese eben so gerechte als nützliche Maaßregel durch einen Minister, der sich bei dem Hofe zu Lissabon ein Verdienst dadurch erwerben wollte, wieder aufgehoben wurde. Um hierzu einen Vorwand zu haben, behauptete man, daß die sämmtlichen spanischen Pflanzungen nur allein von Sklaven bearbeitet würden, und daß sie daher gänzlich öde liegen und zu Grunde gehen müssen, wenn diese davon liefen. Allein dieses Anführen ist zuverläßig ungegründet: denn wir haben eben gesehen, daß die dasigen Sklaven eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Anzahl der Einwohner ausmachen, und daß man ihr Davonlaufen ganz und gar nicht zu befürchten hat. Wenn es aber auch wirklich Statt hätte, so könnte doch höchstens nur einigen wenigen Privatpersonen ein ebenfalls nicht bedeutender Nachtheil daraus erwachsen, wogegen der ganze Staat durch die Ankunft einer zahllosen Menge von flüchtigen Sklaven aus Brasilien, wo sie durchgängig mit Härte und sogar mit der äußersten Grausamkeit behandelt werden, sehr beträchtlich gewinnen würde. Ich halte in der That diese damals getroffene, so höchst gerechte und menschenfreundliche Maaßregel für das einzige Mittel, dieses

Digitized by Google

Land in einen blühenden Zustand zu versetzen, ja sogar auch, es sich für die Zukunft erhalten.

Was nun endlich die freien Mulatten anbetrifft, so wird ihre Klasse nach den Gesetzen für die unterste unter allen gehalten: denn diese geben nicht nur den Weissen, sondern auch den Indianern, den Mestizen, und sogar auch den Negern den Vorzug vor ihnen. Allein ganz anders verhält es sich mit der öffentlichen Meinung: denn nach dieser werden die Indianer verachtet und den Mulatten, und Negern einerlei Grad von Achtung erwiesen. Freie Mulatten die eine sehr helle, oder fast ganz weiße Farbe haben, begeben sich jedoch häufig an solche Orte, wo sie nicht bekannt sind, und geben sich daselbst für Spanier aus. In der Provinz Buenos-Ayres bezahlen die farbigen Menschen keinen Tribut und geniessen daselbst in voller Freiheit die Früchte ihrer Arbeit. Der einzige Unterschied, der zwischen ihnen und den Spaniern Statt findet, besteht darin, daß sie keine öffentlichen Aemter verwalten können, weil sie zu einer für geringer geachteten Klasse gehören.

Ausser dieser Herabsetzung haben sie jedoch noch eine ganz eigenthümliche Art von Bedrückung auszustehen, die unter dem Namen del Amparo bekannt ist, und hier ein wenig umständlicher beschrieben werden muß. Don Francisco de Alfaro, von dem oben gesprochen worden ist, erließ unter andern auch den Befehl, daß jede freie, farbige Mannsperson, zwischen 18 und 50 Jahren einen jährlichen Tribut von 3 Piastern bezahlen sollte; da aber damals weder Geld im Lande war, noch auch Handlung getrieben wurde, und folglich sehr viele farbige Menschen durchaus nicht im Stande waren, den Tribut zu entrichten, so verfiel man auf das Mittel, sie an Geistliche oder an wohlhabende Spanier abzuliefern, so daß diese sich ihrer wie Sklaven bedienen durften, wenn sie an ihrer Statt den Tribut bezahlten. Diese Art einen farbigen Men-

Digitized by Google

schen an einen Spanier abzuliefern, heißt nun amparo (Schutz). Die Gouverneure machten jedoch von dieser Einrichtung sehr bald den schrecklichsten Mißbrauch, indem sie dieselbe auf jedes Alter und auf jedes Geschlecht ohne alle Ausnahme ausdehnten, und auch noch überdieß diese Unglücklichen, sie mogten nun den Tribut bezahlen wollen oder nicht, an ihre Günstlinge und Maitressen, als Sklaven hingaben, ohne daß die oberste Finanz-Behörde das Geringste davon erfuhr, und ohne daß jene etwas dafür an sie bezahlten. In diesem Zustande befinden sich die Sachen noch bis auf den heutigen Tag; nur mit dem Unterschiede, daß sehr viele von diesen farbigen Menschen, und vielleicht der bei weitem größere Theil derselben, in der vollkommensten Freiheit lebt, ohne weder Tribut, noch sonst irgend eine Art von Abgabe zu entrichten, weil sie entweder mächtige Gönner gefunden haben, oder weil ihr Aufenthaltsort in dem Innern des Landes nicht ausgemittelt werden kann, oder weil sie, was sehr häufig geschieht, aus einem Gouvernement in das andere hin und her wandern. Sehr viele unter ihnen entrichten auch wirklich den jährlichen Tribut, allein die Gouverneure geben nicht zu, daß sie ihn in den Königlichen Schatz bezahlen, sondern er kommt einer andern Kasse zu gut, die den Namen Kriegs-Departements-Kasse führt: der Grund hiervon ist, weil sie selbst über die in der letztern Kasse befindlichen Gelder zu jeder Zeit frei und nach eigener Willkühr schalten und walten können.

Im Jahr 1740 hatte der damalige Gouverneur eine blutige Fehde mit den Mbaya's Indianern, und wurde von ihnen auf eine beängstigende Art in die Enge getrieben. Er nahm deßhalb eine Anzahl farbiger Menschen, die sich in Amparo befanden, erklärte sie für frei von von allem Tribut, und errichtete aus ihnen die unter dem Namen de la Emboscada bekannte Kolonie; zugleich zwang er dieselben aber auch insge-

Digitized by Google

sammt zum Soldaten-Dienst, wovon sie bis dahin ganz frei gewesen waren. Dieß hat nun die nachfolgenden Gouverneure veranlaßt, jeden farbigen Menschen nicht nur zum Soldaten-Dienst, sondern überhaupt zu jeder andern Art von Dienst mit Gewalt anzuhalten. Uebrigens wissen die meisten unter ihnen sich dieser Dienstpflichtigkeit eben so wie dem Amparo, und zwar auch ganz durch die nämlichen Mittel, zu entziehen.

Dreizehntes Kapitel.

Von den Spaniern.

Die Bewohner des Gouvernements Buenos-Ayres, stammen größtenthels von Europäern ab, von denen immerfort neue Schaaren aus Europa daselbst ankommen, und nur wenige unter ihnen leiten ihren Ursprung oder den ihrer Familie von der Vermischung der Europäer mit den Indianern her, deßhalb wird auch daselbst fast allgemein spanisch gesprochen. Die Spanier in der Provinz Paraguay hingegen, und ihre Nachbarn, die Bewohner der Stadt Corrientes und des dazu gehörigen Distriktes haben ihren Ursprung wie schon oben bemerkt worden, fast durchgängig der Vermischung ihrer Voraltern mit Indianerinnen zu verdanken; aus diesem Grunde ist daselbst die herrschende Sprache die der Guarany's, und nur die allergebildetesten Einwohner so wie die der Stadt Curuguaty verstehen und sprechen spanisch.

In allen diesen Ländern halten sich durchgängig die Spanier für weit vornehmer und besser als die Indianer, die Neger, und die farbigen Menschen; allein unter diesen Spaniern selbst herrscht die allervollkom-

Digitized by Google

menste Gleichheit, und die Verschiedenheit zwischen dem Adel- und Bürgerstande ist bei ihnen gänzlich unbekannt. Von Lehngütern, Senioraten, Majoraten u. s. w. weiß man daselbst durchaus nichts; der einzige Unterschied, der gemacht wird, ist bloß persönlich, und gründet sich theils auf die Verwaltung öffentlicher Aemter, theils auf das größere oder geringere Vermögen, theils auf den Ruf von besondern Kenntnissen, Talenten und vorzüglicher Rechtschaffenheit. Viele unter ihnen rühmen sich zwar allerdings, daß sie von den ersten Eroberern Amerika's abstammen; allein deßhalb genießen sie keiner größern Achtung als die übrigen, und gelegentlich heirathen sie auch die erste die beste Frau die ihnen vorkommt, ohne sich darum zu bekümmern, von wem sie abstammt, wenn sie nur reich ist. Diese Idee von vollkommener Gleichheit unter einander ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß wenn auch der König irgend einem unter ihnen einen Adelsbrief ertheilen wollte, es ihm wahrscheinlich nichts helfen würde, indem er weder im geringsten mehr Ansehn genießen noch auch irgend ein Amt vorzugsweise vor andern erlangen würde. Zu Lima sind zwar die Kastilianischen Titel: Barone, Grafen, Marquis und Herzoge eingeführt; allein wenn diesen wirklich eine besondere Achtung erwiesen wird, so haben sie es wahrscheinlich nicht sowohl diesem Titel, als vielmehr ihrem Reichthum und den großen Gütern, die sie besitzen, zu verdanken. Eine Folge von diesem allgemeinen Grundsatze der Gleichheit ist auch, daß in den Städten kein Einwohner dem andern dienen will, und daß der Vice-König selbst nicht im Stande ist, einen Spanier zum Kutscher oder zum Bedienten zu bekommen; deßhalb muß daselbst Jedermann Neger, farbige Leute oder Indianer in seinen Dienste haben.

Da jedoch die Spanier selbst sehr von einander verschieden sind, so will ich zuerst von den Bewohnern

Digitized by Google

der Städte Buenos-Ayres, Montevideo, Maldonado, Assumption, Corrientes und Santa-Fé de la Vera-Cruz erben: denn man kann diese für die einzigen Spanischen Städte im ganzen Lande halten. Es giebt zwar auch noch einige sogenannte Flecken und Dörfer in demselben; allein die Einwohner wohnen nicht an einem und dem nämlichen Ort beisammen wie in Spanien, sondern in einzeln stehenden Häusern, die in der ganzen Gegend hin und wieder zerstreut und nicht selten äußerst weit von einander entfernt sind. Dicht bei der Kirche wohnt gewöhnlich niemand als der Pfarrer und allenfalls ein Hufschmidt, ein Krämer und ein Schenkwirth (pulpero). Wenn es auch einem und dem andern von den zur Pfarre gehörigen Spaniern einfällt, sich in dem Flecken selbst, d. h. in der Nähe der Kirche, ein Häuschen zu erbauen, so bedienen sie sich desselben doch nur an den Tagen, wo sie in die Messe gehen, oder bei Gelegenheit eines besondern Kirchenfestes; so bald aber dieses vorüber ist, so kehren sie wieder in ihre Wohnungen auf dem Lande zurück.

In den oben genannten Städten wohnen vielleicht eben so viele Spanier, als in dem ganzen übrigen Lande zusammen genommen, was meiner Meinung nach ein höchst schädlicher Gebrauch ist, gegen welchen jedoch die obern Behörden keine Vorkehrungen zu treffen suchen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß nicht nur alle Laster, und die Verderbniß der Sitten, sondern auch die entschiedene Abneigung, welche die Kreolen, oder die in Amerika gebornen Kinder der Spanier, gegen die Europäer, und die ganze spanische Regierung hegen, nur allein in den Städten ihren Ursprung nehmen und in denselben unterhalten und fortgepflanzt werden. Diese Abneigung ist so außerordentlich stark und allgemein, daß ich sie oft zwischen Kindern und ihrem Vater, und zwischen Mann und Frau gefunden habe, wenn ein Theil davon Europäer, der andere aber Amerikaner

Digitized by Google

war. Am stärksten äußert sich jedoch diese Abneigung bei den Advokaten, den Bankerottirern und allen solchen Menschen, die sich durch Trägheit, Mangel an Kenntnissen und Laster auszeichnen. Unter den Bewohnern des flachen Landes hingegen ist sie mir niemals vorgekommen. Ausserdem aber werden auch durch die Städte dem flachen Lande die Arme entzogen, welche dasselbe doch so äußerst nöthig hätte, und die überhaupt den eigentlichen wahren Reichthum eines jeden Landes ausmachen. Der Schade hiervon würde weniger groß seyn, wenn Fabriken in diesen Städten existirten; allein dieß ist durchaus nicht der Fall, und die Einwohner haben ausschließlich dem äußerst geringen Preise des Fleisches und aller Arten von Lebensmittel, so wie überhaupt der unglaublichen Leichtigkeit, womit man daselbst leben kann, ohne zu arbeiten, die Erhaltung ihrer Existenz zu verdanken.

Die jährlichen Einkünfte des Bischofs von Paraguay schätze ich auf 6000 Silber-Piaster. Ob er aber gleich mit dieser Summe schon der reichste Mann im ganzen Lande seyn würde, so giebt ihm der König doch noch eine jährliche Zulage von 1838 Piaster, aus der Kasse von Potosi; denn die königlichen Einkünfte von Paraguay reichen nicht zu, um auch nur den dritten Theil von den daselbst angestellten Beamten zu bezahlen. Das Kapitel der Kathedral-Kirche besteht aus einem Dechanten, drei Dignitarien, zwei Chorherrn und einem Pfründenbesitzer, oder Beneficiarius. Der Erstere hat jährlich 800 Piaster einzunehmen, die fünf andern aber 700, und der Letztere 300 Piaster. Dagegen haben aber die Pfarrer durchgängig kaum so viel, als sie zur höchsten Noth brauchen. Im Jahr 1793 belief sich die Anzahl aller Weltgeistlichen in Paraguay auf 134; ausserdem waren aber auch noch 110 Mönche im Lande. — Der Bischof von Buenos-Ayres hat 18 bis 20,000 Piaster jährliches Einkommen; in dem

Digitized by Google

Kapitel seiner Kathedral-Kirche befindet sich die nämliche Anzahl von Dignitarien und Chorherrn wie in dem von Paraguay; allein jeder derselben hat für sich allein eben so viele Einkünfte als die von dem Kapitel von Paraguay alle zusammen genommen. Die Anzahl der Weltgeistlichen in dieser Diöcese kann ich nicht genau angeben; im Jahr 1793 befanden sich bloß in der Stadt Buenos-Ayres 136 derselben, und außerdem noch vier stark bemannte Klöster von Franziskanern, Jakobinern, Bethlehemiten und von dem Orden unserer lieben Frau von der Guada. Die Einkünfte von beiden Bischöfen und ihren Kapiteln bestehen größtentheils in den Zehnten, und hiermit wird es so streng genommen, daß man zu Buenos-Ayres auch von den Backsteinen Zehnten bezahlen muß, und in Paraguay sogar auch von dem Thee, der den Namen von diesem Lande führt, ob er gleich allein aus den Blättern eines wachsenden Baumes besteht, die Jedermann einsammeln kann, und über die sich Niemand ein Recht als über ein Privat-Eigenthum anmaaßen kann. Es verhält sich damit grade wie mit allen Arten von Schwämmen, wilden Baumfrüchten und Arzuei-Kräutern; ja was noch mehr ist, zu Buenos-Ayres wird von dem Verkaufe derselben nicht einmal eine Abgabe in den Königlichen Schatz bezahlt, und dessen ohngeachtet muß in Paraguay der Zehnte davon entrichtet werden. Viele Personen, besonders Geistliche und alte Weiber, stiften bei Lebzeiten oder auch in ihrem Testamente, sehr häufig besondere Kapellen, mit der Verbindlichkeit, daß in denselben jährlich eine gewisse Anzahl von Seel-Messen für sie gelesen werden soll. Diese Stiftungen nehmen aber von Jahr zu Jahr dergestalt überhand, daß sie dem Lande bald zu einer unerträglichen Last werden müssen. Sehr viele Geistliche leben ganz allein von dem Ertrage dieser Kapellen; die eigentlichen Pfarrer aber haben

Digitized by Google

keine andere Einnahmen als ihre geringen Accidenzen. Nach den Gesetzen sollten die Letztern zwar ebenfalls einen Theil von dem Zehnten bekommen, und sie haben ihn auch schon sehr häufig verlangt; allein da die jetzigen Besitzer derselben auch zugleich die oberste Gewalt in Händen haben, so sind die Pfarrer bisher immer abschläglich auf ihr Gesuch beschieden worden.

Die Eroberung des Landes geschah auf Kosten der Anführer jeder einzelnen Unternehmung und es wurde ihnen dafür keine weitere Entschädigung versprochen, als eine Besoldung von 2000 Dukaten, im Fall nämlich das von ihm eroberte Land diese Summe eintragen würde; ausserdem machte sich der Königliche Schatz zu nichts anheischig. Mit diesen Anführern begaben sich noch zwei oder drei andere Personen in das neu eroberte Land, welche die Einnahme der Abgaben und aller in die Königliche Kasse fließenden Gefälle zu besorgen hatten, und wofür sie anstatt aller Besoldung nur gewisse Procente zu genießen hatten. Im Jahr 1620 wurde, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, das Land in zwei Theile getheilt, und zu Buenos-Ayres ein Gouverneur mit drei Finanzbeamten, in Paraguay aber ebenfalls ein Gouverneur mit einem einzigen Königlichen Finanzbeamten angestellt. Diese Einrichtng dauerte bis in's Jahr 1676 fort, wo Buenos-Ayres einen Vice-König mit einer jährlichen Besoldung von 40,000 Piastern erhielt. Von dieser Zeit an wurden so viele verschiedene Tribunäle errichtet, und in allen Gegenden des Landes eine solche Menge von Beamten angestellt, daß es heut zu Tage ganz unmöglich ist, die Anzahl derselben anzugeben. In Paraguay wurde die Besoldung des Gouverneurs nur auf das Doppelte erhöht, aber dagegen zwei Königliche Ober-Finanz-Einnehmer, wovon jeder freie Wohnung und 2000 Piaster Besoldung hat, und ebenfalls eine zahllose Menge von Unter-Beamten angestellt; die Folge

Digitized by Google

hiervon ist, daß, wie ich schon oben bemerkt habe, die Einkünfte der ganzen Provinz nicht hinreichen, um auch nur den dritten Theil von allen diesen Besoldungen auszuzahlen. Ich muß nämlich bemerken, daß auch noch sehr viele Personen, die bloß die Anwartschaft auf künftig zu erledigende Stellen besitzen, schon vorläufig Besoldungen von denselben ziehen, und daß außerdem ein ganzer Schwarm von Supenumerarien und von Leuten, die in den Kanzelleien arbeiten, um in der Zukunft eine wirkliche Anstellung zu erhalten, mit einem jährlichen Wartegelde unterstützt werden. Wie bewundernswürdig ist dagegen die Einfachheit jener ältern Zeit, wo vier bis sechs Menschen hinreichend waren, um die sämmtlichen vorkommenden Geschäfte zu besorgen! und welch' eine Umwälzung aller Dinge musste durch die plötzliche Einführung der jetzigen Einrichtung entstehen, wo für die nämlichen Geschäfte eine so zahllose Menge von Menschen, deren Arme dadurch für den Wohlstand des Landes gänzlich verloren gehen, angestellt worden sind! Daß aber dieses zahllose Heer von Beamten dem Lande in der That keinen Nutzen verschafft, sieht man schon allein daraus, daß weder die Königlichen Minister in Europa, noch der Vice-König, noch irgend ein anderer Mensch wissen kann, ob und wie viel das Land dem Königlichen Schatze jährlich einträgt: denn in dem ganzen Umfange desselben besteht vielleicht keine einzige Kasse, die nicht schon Bankerott gemacht hat. Eine sehr große Anzahl der jetzigen Beamten hat noch keine Rechnung abgelegt, und auch die von mehrern derselben, wirklich überreichten, sind bis jetzt noch nicht justificirt worden, so daß also ihre Nachfolger nicht im Stande sind, die ihrige anzufertigen.

Die Spanier werden, sobald sie auf die Welt kommen, einer Mulattin, Negerin oder Indianerin übergeben, die ihre Amme ist und sie gewöhnlich bis in das

Digitized by Google

Alter von sechs Jahren und drüber unter ihrer Aufsicht hat und erzieht. Diese ganze Zeit über bekommt das Kind durchaus nichts zu sehen, was nachgeahmt zu werden verdient. Hierzu kommt aber auch der schlechte Grundsatz, der in diesem Lande noch weit stärker und allgemeiner herrschend ist, als in Spanien selbst, daß nämlich der Adel und die vornehme Denkungsart hauptsächlich im Zerstören und im Nichtsthun bestehen; bei der natürlichen Abneigung gegen alle Arbeit, die in Amerika stärker ist, als in irgend einem andern Lande der Welt, prägt sich nun den Kindern dieser ihrer Neigung so sehr entsprechende Grundsatz unauslöschlich tief ein. Die Folge davon ist, daß auch die Kinder des gemeinsten Matrosen alle Arbeit verachten, und es unter ihrer Würde halten, sich ebenfalls dem Stande ihres Vaters zu widmen. Sie werden weit lieber Mönche, Priester, Advokaten oder Kaufleute, und sehr viele mögen sich auch sogar diesem letztern Stande nicht widmen, weil sie ihn als zu mühsam und beschwerlich ansehen. Mit vielem Vergnügen nehmen sie irgend ein öffentliches Amt an, ob sie sich gleich den Anschein geben, als wenn sie sich nichts daraus machten, und ob sie auch gleich denen, die es ihnen verschafften, niemals Dank dafür sagen; im Grunde sind es aber bloß die nöthigen Schritte, die sie thun müssen, um ein solches Amt zu erhalten, und die damit verbundene Mühe, vor denen sie sich scheuen. Alle diejenigen unter ihnen, die aus irgend einer Veranlassung eine Reise nach Europa machen, deren Anzahl übrigens äußerst geringe ist, und die sich daselbst so mancherlei Rücksichten der Höflichkeit und des Wohlstandes unterwerfen müssen, von denen man in ihrem Vaterlande nicht das Geringste weiß, und die sich überhaupt genöthigt sehen, die politische Ungleichheit der Stände anzuerkennen, kehren gewöhnlich mit Verwünschung alles dessen, was sie in Europa gesehen haben, so geschwind als möglich wie-

Digitized by Google

der nach Amerika zurück. Es ist aber auch wirklich nicht zu läugnen, daß sie in ihrem Vaterlande die vollkommenste Freiheit und Gleichheit geniessen, daß es daselbst äußerst leicht ist, sich fast ohne alle Arbeit zu ernähren, und daß es ihnen sogar niemals an Mitteln fehlt, mit geringer Mühe Geld zu verdienen. Durch die Gesetze werden sie im Geringsten nicht eingeschränkt: denn diese sind daselbst ohne alle Kraft, und jeder darf thun was er will. Auch die Abgaben fallen ihnen nicht zur Last, weil sie außerordentlich gering und unbedeutend sind; die einzige Unannehmlichkeit, der sie sich nicht entziehen können, besteht darin, daß sie keine andere Dienstboten bekommen können, als Indianer oder Sklaven. Wenn sie nun, nach allem diesem, einer vernünftigen Ueberlegung fähig wären, so müssten sie in der That eine so milde und nachsichtsvolle Regierung, die sie in dem Zustande, worin sie sich befinden, unverändert läßt, über alles lieben und ihr mit der wärmsten Zuneigung ergeben seyn!

Die vorzüglichsten Laster, die bei den Spaniern im Gange sind, bestehen in der Leidenschaft für das weibliche Geschlecht, in der Wuth des Spieles, und außerdem noch, was das gemeine Volk betrifft, in der Völlerei. Uebrigens besitzen sie einen feinen, richtigen Verstand, was mir bei allen trägen, unthätigen Menschen-Racen, die aus der Vermischung von einer mit der andern entstanden sind, der Fall zu seyn scheint. Hätten die Spanier in Amerika die nämliche Gelegenheit zu studiren, wie wir in Europa, und wären sie im Stande, den nämlichen Fleiß darauf zu verwenden, so zweifle ich nicht, daß sie uns in diesem Stücke übertreffen würden. Zu Buenos-Ayres und in Paragnay bestehen aber die gesammten Studien eines jungen Mannes in der lateinischen Grammatik, der peripatetischen Philosophie, der Theologie der Thomisten, und, wenn es hoch kommt, in ein wenig kanonischem Recht.

Die

Digitized by Google

Die Künste und Handwerke schränken sich daselbst bloß auf die allerunentbehrlichsten ein, und auch diese werden nur von farbigen Menschen und allenfalls von einem armen, aus Europa dahin gekommenen Spanier getrieben. Zu Buenos-Ayres, Montevideo und Maldonado mögen sich die Frauenspersonen durchaus nicht mit Spinnen der Wolle und Baumwolle abgeben; in den andern Städten des Landes hingegen wird diese Abneigung nicht gefunden. Ihre Lebensart, Gebräuche, Kleidertracht und Moden sind im Ganzen genommen die nämlichen wie in Spanien; allein zu Buenos-Ayres und zu Montevideo, welches die beiden reichsten und angesehensten Städte des Landes sind, findet man bequemer eingerichtete Wohnungen, eine größere Menge von Hausgeräth, und einen weit größern Luxus, als in den übrigen Theilen des Landes. Die Häuser haben fast durchgängig nur ein Stockwerk und die Baukunst ist hier noch außerordentlich weit zurück. In allen Städten, außer nur zu Assumption, sind die sämmtlichen Straßen breit und nach der Schnur erbauet.

Nunmehr komme ich auf diejenigen Spanier, die nicht in Städten, sondern auf dem Lande wohnen: ich will daher mit den Ackerbauern den Anfang machen, und alsdann zu den Hirten oder Schäfern übergehen. Fast alle zum Christenthume bekehrte Indianer, mehr als die Hälfte aller Einwohner von Paraguay, am la Plata Strome und in den Städten beschäftigen sich mit der Kultur derjenigen Pflanzen, von welchen ich in einem der erstern Kapitel dieses Werkes gesprochen und wo ich auch zugleich die außerordentliche Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge und ihrer ganzen Verfahrungsart beschrieben habe. Da jedoch diese Arten von Arbeiten mit Mühe und Anstrengung verbunden sind, so widmen sich denselben nur diejenigen Spanier, die nicht Vermögen genug besitzen um Kaufleute zu wer-

Digitized by Google

den, oder um selbst Ländereien und eigene Heerden zu erwerben, wobei sie sich als Schäfer durch die Welt bringen können, und endlich diejenigen Tagelöhner, die keine Gelegenheit finden sich zum Hüten der Viehheerden zu verdingen. Am allermeisten wird aber diese Lebensart von den Bewohnern am la Plata Strome verachtet; diese haben durchgängig die Meinung, daß der Ackerbau in ihrem Laude völlig unnöthig wäre, indem die sämmtlichen Bewohner desselben auf die nämliche Art leben können wie die Schäfer, die keine andere Art von Lebensmitteln kennen als Fleisch und durchaus kein Produkt des Ackerbaues zu ihrer Nahrung gebrauchten.

Da nun der Ackersmann nur gerade so viel Land nöthig hat, als er anbauen kann, und als zur Fütterung seiner Pferde, seiner Kühe, und zuweilen auch einiger Schafe erforderlich ist, so sind die Wohnungen derselben, die immer in der Mitte der angebauten Ländereien stehen, bei weitem nicht so weit von einander entfernt als die der Hirten oder der Heerdenbesitzer (Estancieros). In jedem einzelnen Distrikte befindet sich ein Pfarrer und eine Kirche oder wenigstens eine kleine, gewöhnlich schlecht gebaute Kapelle. Einen solchen Distrikt pflegt man nun sehr oft einen Flecken zu nennen, obgleich die Einwohner, wie ich schon oben gesagt habe, nicht an einem Orte gemeinschaftlich beisammen wohnen. Uebrigens ist hier nicht die Rede von den bekehrten Indianern, die allerdings eben so wie in Europa an einem und dem nämlichen Orte beisammen leben, sondern nur allein von den Spaniern. Die Häuser derselben sind größtentheils nichts weiter als kleine, niedrige, mit Stroh gedeckte Hütten, deren Wände aus Pfählen bestehen, die einen Fuß tief neben einander in die Erde eingerammelt, und in den Zwischenräumen mit einem Mörtel von Erde ausgefüllt werden. Auch ihr Hausgeräth ist sehr unbedeutend,

Digitized by Google

allein dessen ungeachtet haben diese Landbauern, wie man bald sehen wird, sowohl in Rücksicht der Kleidung als der Civilisation und der Moralität, einen großen Vorzug vor den Hirten. Sie sind auch schon dadurch von den letztern verschieden, daß sie sich nicht ausschließend nur von Fleisch nähren, sondern auch Vegetablien genießen, und daß sie überdieß die Kunst, ihre Speisen zu würzen, kennen.

In allen Städten und in allen Provinzen in ganz Paraguay ist ein Schulmeister angestellt, zu dem die Kinder täglich, oft zwei Stunden Weg's weit, herkommen. Sie bringen den ganzen Tag an dem Orte zu, wo er wohnt, ohne etwas anderes zu essen, als die gekochten Manioc-Wurzeln, die sie mitgebracht haben, und Abend's kehren sie wieder nach Hause zurück. Da es in dem ganzen Lande weder Aerzte, nach Chirurgen, noch eine Apotheke giebt, so hat jeder einzelne Kanton seinen besondern Heiler, oder Gesundmacher. Dieser kommt aber nicht selbst zu den Kranken, sondern an Sonn- und Feiertagen begiebt er sich, mit drei oder vier verschiedenen Arten von Kräutern versehen in das Pfarrdorf oder vielmehr zu der gemeinschaftlichen Kapelle. Hier setzt er sich vor der Thüre der letztern nieder: denn er weiß schon, daß die Kranken gewohnt sind, ihm ihren Urin in hohlen Rohrstengeln hinzuschicken. Ohne ein Wort zu reden, und gewöhnlich auch ohne nur eine einzige Frage an die Ueberbringerin zu thun, nimmt er derselben den Urin ab, gießt einige Tropfen davon in die hohle Hand, besieht sie am Lichte und wirft sie alsdann senkrecht in die Höhe; dieß wiederholt er zu verschiedenen Malen, gleich als wenn er sich von der Sache desto gewisser überzeugen wollte. Er untersucht dabei auf das genaueste: ob die Tropfen im Herunterfallen Blasen bilden, oder sich in eine Art von Thau auflösen, und hiernach entscheiden, ob die Krankheit von Erhitzung oder von Erkältung ent-

Digitized by Google

standen ist? denn auf diese beiden Gegenstände schränkt sich ihr ganzes medicinisches System ein. Alsdann giebt er dem Kranken diejenigen Kräuter, von denen er einen Absud trinken soll. Ich habe es selbst mit angesehn, daß man solchen Gesundmachern von dreißig Stunden Weg's weit Urin herbei gebracht hat, ohne ihnen dabei auch nur ein einziges Wort von dem Zustande des Kranken zu sagen. Höchst selten trifft man unter dieser sonderbaren Art von Aerzten einen an, der die Kranken selbst besücht, und wenn es einer thut, so kann man überzeugt seyn, daß er die Aspergersche Receptsammlung besitzt, von der ich in einem der ersten Kapitel dieses Werkes gesprochen habe. In dem Gouvernement Buenos-Ayres hingegen haben bei weiten nicht alle Flecken, oder vielmehr Pfarreien, einen besondern Schulmeister und einen besondern Arzt. Jeder Einwohner gebraucht in allen Arten von Krankheiten was ihm gut dünkt, oder vielmehr was einige alte Weiber ihm anrathen.

Zuletzt muß ich nun auch von den Schäfern oder Hirten sprechen: denn diese Lebensart haben die Menschen erst später kennen gelernt als die Jagd, den Fischfang und den Ackerbau, wie ich in einem der vorigen Kapitel gezeigt habe. Dieß hat aber nothwendig nicht anders seyn können, weil die Menschen von dem Ertrag ihrer Jagd, ihres Fischfanges und ihres Ackerbaues haben leben müssen, ehe sie die Thiere bändigen, zahm machen und ganze Heerden davon haben aufziehen können. Da nun dieses Hirtenleben der letzte Stand ist, zu welchem der Mensch fortgeschritten ist, so scheint es allerdings, als wenn er in demselben den höchsten Grad von Civilisation erreicht haben müsste; weil wir jedoch bald sehen werden, daß die Hirten in diesem Lande unter allen Einwohnern die am wenigsten civilisirten sind, und daß alle Spanier, welche diese Lebensart ergriffen haben, durch dieselbe beinahe in den völligen Zustand

Digitized by Google

von wilden Indianern versetzt worden sind, so ist es höchst wahrscheinlich, daß das Hirtenleben der Civilisation entgegen ist, und sich mit derselben durchaus nicht verträgt.

Die Hirten in Paraguay sind beständig mit der Hütung von zwölf Millionen Kühen, drei Millionen Pferden, und einer sehr beträchtlichen Anzahl von Schafen beschäftigt; so hoch belaufen sich nämlich, nach allen von mir eingezogenen Erkundigungen, die sämmtlichen zahmen Heerden in dem ganzen Lande; hiervon kommt jedoch nur ungefähr der sechste Theil auf das eigentliche Gouvernement Paraguay, und die übrigen alle auf Buenos-Ayres. Unter dieser Anzahl sind aber die zwei Millionen wilde Kühe, (denn so viel können sich nach meinem Dafürhalten in dem Lande befinden) und die zahllose Menge von wilden Pferden, die es darin giebt, nicht mit begriffen. Jenes sämmtliche zahme Vieh ist in einzelne Heerden abgetheilt, wovon jede ihren besondern Eigenthümer hat. Eine Viehweide (Estancia oder Dehesa) die nur vier bis fünf Quadratstunden groß ist, wird zu Buenos-Ayres für nicht sehr beträchtlich, in Paraguay aber für höchst unbedeutend und gering gehalten. In der Mitte dieser Besitzungen werden nun, wie ich schon oben gesagt habe, die Wohnungen der Hirten erbauet, unter welchen es jedoch nur wenige giebt, die mit Thüren oder Fensterläden versehen sind, indem anstatt derselben gewöhnlich beim Einbruche der Nacht bloß Kuhhäute vor alle Oeffnungen an denselben gespannt werden.

Jede solche einzelne Heerde steht unter einem besondern Meister-Hirten (Capataz) und bei jedem Tausend Stück Kühen ist ein Unter-Hirte oder oder Taglöhner angestellt. Der Meister-Hirte ist gewöhnlich verheirathet; die Unter-Hirten sind aber ledig, wenn sie nämlich keine Negern, farbige Menschen oder christliche aus irgend einer Kolonie entwichene Indianer sind:

Digitized by Google

denn diese alle sind gewöhnlich ebenfalls verheirathet, und ihre Frauen und Töchter pflegen gemeiniglich diejenigen, die es nicht sind, zu trösten. Man macht sich aus dem letztern Punkte so wenig, daß man selten ein Mädchen von acht bis neun Jahren unter ihnen antrifft, das seine Jungfrauschaft noch besitzt. Natürlicher Weise haben auch die meisten sogenannten Spanischen Frauenspersonen die auf dem Felde mitten unter den Hirten leben, die nämliche Freiheit zu genießen; und es ist eine allgemeine Einrichtung ihres Hauswesens, daß Vater, Mutter, die sämmtlichen Kinder und überhaupt alle Personen, die zu der Familie gehören, in einer und der nämlichen Kammer bei einander schlafen.

Diese Hirten gehen jedoch nicht wie bei uns in Europa mit ihren Heerden auf's Feld, sondern die ganze Aufsicht, die sie auf dieselben verwenden, schränkt sich bloß darauf ein, daß sie einmal in jeder Woche in Begleitung einiger Hunde hinaus reiten und unter großem Geschrei im gestreckten Galopp rings um ihre Besitzungen herumjagen. Alsdann setzen sich alle Kühe, die hin und wieder zerstreut auf der Weide sind, in Bewegung, und laufen auf einen besonders dazu eingezäunten, aber offen stehenden Plaz, der den Namen Rodeo führt; hier werden sie einige Stunden zurückgehalten, und alsdann wieder entlassen, um frei und ungehindert auf die Weide zurück zu kehren. Bei diesem Verfahren hat man keinen andern Zweck, als zu verhindern, daß sich diese Thiere nicht von dem Gebiete des Eigenthümers entfernen; in eben dieser Absicht lassen sie auch von Zeit zu Zeit auf die nämliche Art ihre Herden von Pferden zusammen kommen, aber nicht in dem Rodeo, sondern in dem bei ihren Wohnungen befindlichen Viehhofe. An allen übrigen Tagen in der Woche haben sie nichts weiter zu thun, als ihre Thiere zu zähmen, zu verschneiden, oder sonstige kleine Verrichtun-

Digitized by Google

gen vorzunehmen: den größern Theil der Zeit hindurch gehen sie jedoch vollkommen müßig.

Da diese Hirten gewöhnlich vier bis zehn, ja zuweilen sogar bis auf dreißig Stunden weit von einander entfernt wohnen, so giebt es nur äusserst wenige Kapellen in dem Lande, und sie gehen folglich nur äusserst selten in die Messe. Sehr häufig taufen sie ihre Kinder selbst, und oft verschieben sie diese Ceremonie bis zur Zeit ihrer Verheirathung, weil es alsdann von dem Geistlichen schlechterdings gefordert wird. Ich selbst bin mehrere Male von solchen Hirten gebeten worden, daß ich ihnen doch den Gefallen erzeigen mögte, ihre Kinder zu taufen, und wenn ich mich erkundigte, wo dieselben wären, so zeigten sie mir einige baumstarke Bursche, die auf den Ebenen vor ihren Wohnungen herum galloppirten. Wenn sie die Kapelle besuchen, so hören sie die Messe gewöhnlich vor der Kirche, an welcher deßhalb die Thüre offen gelassen wird, und zu Pferde an. Alle ohne Ausnahme haben den sehnlichen Wunsch in geweihter Erde begraben zu werden, und daher unterlassen es auch die Verwandten und Freunde eines Verstorbenen niemals, ihm diesen Liebesdienst zu erzeigen. Da jedoch manche unter ihnen ganz außerordentlich weit von den Kirchen entfernt wohnen, so lassen sie gewöhnlich die Leichname auf dem Felde, bloß mit einem Haufen von Steinen oder Baumzweigen bedeckt, unbegraben verfaulen, und wenn alsdann nichts mehr davon vorhanden ist, als das leere Gerippe, so überbringen sie dieses dem Pfarrer, um es in geweihter Erde beizusetzen. Andere unter ihnen schneiden ihren Verstorbenen sogleich mit einem Messer alles Fleisch von den Knochen herunter, begraben entweder das erste, oder werfen es auch wohl schlechthin nur weg, und bringen alsdann die letztern ihrem Pfarrer.

Beträgt hingegen die Entfernung von der Kirche nicht über zwanzig Stunden, so kleiden sie den Verstor-

Digitized by Google

benen an, wie wann er noch am Leben wäre, setzen ihn auf ein Pferd, mit den Füßen in den Steigbügeln, und unterstützen ihn mit zwei dicken Stäben, die in Gestalt eines Andreas-Kreuzes an einander befestigt werden; auf diese Weise machen sie mit ihm die Reise zu dem Pfarrer, und wenn man einem Todten in diesem Aufzuge begegnet, so muß ihn Jedermann für noch lebend halten. Ich habe in diesen Gegenden von Süd-Amerika mit einem Franzosen Bekanntschaft gemacht, der Benedict la Hitte Ducos hieß, aus der Gegend von Toulouse gebürtig war, und sich gegenwärtig in Paris aufhält; dieser wird mir bezeugen können, daß die hier mitgetheilte Schilderung der Spanier, so wie alles was ich in einem vorhergehenden Kapitel von den wilden Charrua's-Minuane's und andern Indianern gesagt habe, nicht im geringsten übertrieben, sondern der Wahrheit vollkommen gemäß ist.

Wenn diese Hirten krank werden, so pflegen sie sich an irgend einen christlichen Indianer oder eine Indianerin, oder zuweilen auch an einen andern Hirten zu wenden, der ihnen alsdann nach Gutdünken ein Pflaster oder irgend ein innerliches Mittel verordnet. Ist Jemand in ihrem Hause krank, so pflegen sie jeden, der ihnen begegnet, um ein Mittel anzusprechen, und wenn man ihnen eins vorschlägt, so gebrauchen sie es auf der Stelle und mit dem vollesten Zutrauen. Als mich selbst einmal ein alter Mann, der heftige Kopfschmerzen hatte, deßhalb um Rath fragte, so gab ich ihm im Scherz zur Antwort, daß er sich zwei Mal zur Ader lassen müsse: denn in dieser Einöde, dachte ich, würde er niemand finden, der diese Operation an ihm verrichten könnte. Allein Abend's kam er wieder zu mir, und beschwerte sich höchlichst über einen in meiner Gesellschaft befindlichen Officier, daß er ihm nicht habe zur Ader lassen wollen, ob er ihn gleich auf das dringendste darum gebeten hätte. Ich beruhigte ihn jedoch deßhalb,

Digitized by Google

indem ich ihm rieth, sich sogleich in's Bett zu legen, zuvor aber sich die Füße zu waschen und die Nägel an Händen und Füßen abzuschneiden, denn diese wären so lang, daß er sie in seinem ganzen Leben niemals abgeschnitten zu haben schien, und davon allein entstände sein jetziges Uebel. Der gute Alte befolgte meinen Rath buchstäblich, und war am andern Morgen wieder vollkommen frisch und gesund; dieß flößte ihm einen solchen Grad von Zutrauen zu mir ein, daß er sechs Monate nachher an mich schrieb, um mich über die Krankheit seines Sohnes um Rath zu fragen, wobei er sich jedoch in keine Beschreibung der Krankheit einließ, sondern bloß die Bemerkung machte, daß einige Personen die Krankheit für einen Bruch, andere aber für ein bösartiges Fieber hielten.

Das Hausgeräth dieser Hirten besteht gewöhnlich in nichts weiter, als in einem Fäßchen, um Wasser darin herbei zu holen, in einem Ochsenhorn, um daraus zu trinken, in einigen hölzernen Bratspießen, um Fleisch daran zu braten, und in einer Art von Schokoladenkanne, oder einem kleinen kupfernen Gefäße, worin sie das Wasser kochen, mit dem sie den Paraguay-Thee anbrühen. Um einem Kranken Fleischbrühe zu verschaffen, füllen sie, in Ermangelung eines andern Gefäßes, ein Ochsenhorn mit Wasser an, thun das Fleisch, in kleine Stückchen zerschnitten, hinein, stellen das Horn mitten unter einen großen Haufen von glühenden Kohlen, und lassen das Ganze auf diese Art kochen. Einige unter ihnen besitzen jedoch auch noch einen kupfernen Kessel und eine große Schüssel, einen oder zwei Stühle oder eine Bank, und zuweilen auch ein Bett, d. h. eine Schlafstätte, die aus vier Stangen besteht, welche von vier Pfählen anstatt der Bettpfosten getragen werden, und über welche eine Kuhhaut ausgebreitet wird; gewöhnlich schlafen sie jedoch auf einer auf die bloße Erde ausgebreiteten Haut.

Digitized by Google

Sie pflegen fast durchgängig auf ihren Hacken zu sitzen, oder zuweilen auch auf einem Kuh- oder Pferde-Schädel. Sie essen keinen Sallat oder irgend eine Art von Zugemüsen, sondern nennen diese insgesammt Heu; daher spotten sie auch über die Europäer, weil sie, wie sie sagen, Heu wie die Pferde äßen, und besonders weil sie Oel zu ihren Speisen zu nehmen pflegen, ein Produkt, vor welchem jene durchgängig einen unüberwindlichen Abscheu haben. Ihre Nahrungsmittel bestehen durchaus in nichts anderm, als in Kuhfleisch, das sie auf die nämliche Art, wie die Charrua's, braten und ohne Salz essen. Zu ihren Mahlzeiten haben sie keine bestimmte Stunde; den Mund pflegen sie sich mit dem Rücken ihres Messers abzuwischen, und die Finger an ihre Beine oder Stiefel. Kalbfleisch essen sie niemals; auch trinken sie nicht eher, als nach vollendeter Mahlzeit. Die ganze Gegend um ihre Hütten herum ist immer mit Knochen und Ueberbleibseln von Kühen bedeckt, die hier verfaulen und die Luft mit einem abscheulichen Gestank anfüllen: denn sie pflegen nur die Seitenstücke, das Innere von den Hinterkeulen und das Fleisch am Bauche zu essen, alles übrige aber weg zu werfen. Diese faulenden Aeser ziehen aber nicht nur eine zahllose Menge von Raubvögeln herbei, die jedem, der nicht daran gewöhnt ist, durch ihr unaufhörliches Geschrei auf eine schreckliche Art beschwerlich fallen, sondern dnrch die Verwesung derselben wird auch eine unendliche Menge von Fliegen, Käfern und Insekten erzeugt. Auf den Viehweiden in Paraguay, die mit etwas mehr Oekonomie verwaltet werden, pflegt man jedoch das Fleisch nicht alles wegzuwerfen, sondern einen beträchtlichen Theil davon in Fingersdicke Riemen zu zerschneiden und diese an der Sonne zu trocknen, um sie in der Folge, wenn Mangel eintritt, zu essen. Auch findet man in den Hirtenwohnungen dieses letztern Landes etwas mehr Reinlichkeit, so wie

Digitized by Google

auch ein etwas weniger schmuziges Hausgeräth; dieses besteht jedoch bloß in einer Hängematte oder einem Netze, das an den Enden aufgehängt und befestigt ist, und worauf die ganze Familie zu schlafen pflegt.

Die Meister-Hirten oder die Eigenthümer der Weiden, so wie überhaupt alle etwas wohlhabendere Personen tragen gewöhnlich eine Weste, ein Gilet, Hosen, weiße Unterhosen, einen Hut, Schuhe und Strümpfe, und überdieß noch einen Poncho, d. h. ein Stück wollenes oder baumwollenes Zeug, das in der Provinz Tucumar verfertigt wird, zwölf Spannen lang und sieben breit ist, und in der Mittee eine Oeffnung hat, um den Kopf hindurch zu stecken. Die Unter-Hirten hingegen haben weder eine Weste, noch ein Gilet, noch Hosen an, sondern ihre Hauptkleidung besteht in dem Chiripa, einem Stücke Zeug von äußerst grober Wolle, das sie sich mit einer Schnur um die Lenden herum binden. Die meisten unter ihnen haben niemals ein Hemd auf dem Leibe, aber alle tragen einen Hut, weiße Unterhosen, einen Poncho und Stiefeln, die aus den Häuten von den Beinen der Füllen und Kälber verfertigt werden; einige nehmen hiezu auch die Häute von wilden Katzen. Da es keine Barbiere unter ihnen giebt, so haben sie gewöhnlich einen sehr langen Bart; selten rasiren sie sich selbst, und alsdann geschieht es bloß mit ihrem gewöhnlichen Brotmesser. Die Weibspersonen unter ihnen gehen immerfort barfuß und sind überhaupt äußerst unreinlich. Die ganze Kleidung derselben besteht gewöhnlich in nichts anderm, als in einem baumwollenen Hemd ohne Aermel, das über den Hüften mit einem Gürtel zusammen gebunden wird. Sehr häufig besitzen sie nur ein einziges solches Hemd, und wenn sie es waschen wollen, so pflegen sie selbst an das Wasser zu gehen, das Hemd auszuziehen, es zu waschen und in der Sonne zum Trocknen aufzuhängen; sie selbst warten hier so lange, bis dasselbe trocken ist,

Digitized by Google

worauf sie es wieder anziehen und nach Hause zurückkehren. Uebrigens gehen sie den größten Theil ihrer Zeit hindurch gänzlich müßig und geben sich weder mit Nähen noch mit Spinnen ab; ihre sämmtliche Beschäftigungen bestehen bloß darin, daß sie die Hütte fegen, Feuer anmachen, um ihr Fleisch zu braten, und Wasser kochen, um den Paraguay-Thee anzubrühen. Die Frauen der Meister-Hirten, oder der wohlhabendern Personen, sind jedoch in der Regel ein klein wenig besser gekleidet, und in Paraguay ist es gewöhnlich, daß die Weiber der Unterhirten noch ein zweites Hemd zum Wechseln besitzen.

Da aber alle diese Leute gemeiniglich nur einen einzigen solchen Anzug im Vermögen haben, und folglich keine andern Kleider anziehen können, wenn diese naß werden, so pflegen sie dieselben, wenn sie auf freiem Felde von einem Regen überfallen werden, immer auszuziehen und unter der Haut, womit der Sattel ihres Pferdes bedeckt ist, zu verbergen; so lange der Regen dauert, bleiben sie vollkommen nackt, und erst, wenn er ganz aufgehört hat, ziehen sie ihre Kleider wieder an. Sie machen sich nichts daraus, daß sie selbst naß werden: denn ihre Haut, sagen sie, würde in wenigen Minuten wieder trocken, aber ihre Kleider nicht. — Wenn sie sich auf freiem Felde Fleisch braten wollen, und der Regen sie am Feueranmachen hindert, so ziehen einige ihre Poncho's aus, befestigen dieselben auf Stangen und zünden alsdann Feuer unter denselben an.

Da sehr viele Frauenspersonen unter ihnen ganz allein und ohne irgend einen fremden Beistand niederkommen, aber nicht alle es verstehen, wie die Nabelschnur unterbunden werden muß, so habe ich eine große Anzahl erwachsener Manns- und Weibspersonen unter ihnen gesehen, die einen vier Zoll langen Nabel hatten, den man für Gott weiß was hätte halten können;

Digitized by Google

er war dabei weich und beständig geschwollen. Wenn ihre Kinder kaum acht Tage alt sind, so nimmt sie ihr Vater oder ein älterer Bruder auf den Arm, setzt sich mit ihnen zu Pferde und jagt so lange im Felde herum, bis das Kind anfängt zu weinen, worauf sie es der Mutter zurück bringen, die ihm zu trinken giebt. Diese Spazierritte werden fast täglich nnd so lange wiederholt, bis das Kind im Stande ist, auf alten und ruhigen Pferden ganz allein zu reiten. Dieß ist die einzige Erziehung, die ihm gegeben wird. Da nun das Kind niemals eine Uhr schlagen hört, von nichts ein Maaß oder eine vorgeschriebene Ordnung kennen lernt, und nichts um sich her erblickt, als Seen, Flüsse, Wüsteneien und einige nackte, unstät umher irrende Menschen, die beständig mit Verfolgung der wilden Thiere beschäftigt sind, so gewöhnt es sich natürlicher Weise an die natürliche Lebensart und an die allervollkommenste Unabhängigkeit. Der auf diese Art aufgewachsene Mensch kennt keine Art von vorgeschriebenen Einrichtungen, von Berechnungen und Maaßen; er geht nicht gern mit Menschen um, die er nicht kennt, und die Liebe zum Vaterlande ist ihm völlig fremd; er ist so gleichgültig für Wohlstand und Schamhaftigkeit, als für die Bequemlichkeiten des Lebens; es fehlt ihm gänzlich an allen Arten von Kenntnissen, und er versteht nicht einmal zu gehorchen; von frühester Kindheit an gewöhnt, Thiere umzubringen, scheint es ihm ganz eben so natürlich zu seyn, auch einen Menschen umzubringen; hierzu braucht er nun auch keine außerordentliche Veranlassung zu haben, sondern thut es immer mit kaltem Blute und ohne im mindesten im Zorn zu gerathen: denn diese Leidenschaft ist in allen diesen Wüsteneien, wo es fast gänzlich an Gelegenheiten fehlt, durch die sie aufgeregt werden könnte, völlig fremd. Wirklich kann nur in zahlreichen Gesellschaften die Leidenschaft des Zorns entstehen und Nahrung finden!

Digitized by Google

Uebrigens haben alle diese Hirten eine sehr starke körperliche Konstitution, besonders die spanischen und indianischen Mestizen, und sind äußerst selten krank; wenn sie aber einmal krank werden, so hört man sie auch bei den heftigsten Schmerzen niemals klagen. Aus dem Leben machen sie sich nicht viel und sehen dem Tode mit völlig gleichgültigen Augen entgegen; ich habe mehrere von ihnen hinrichten sehen, die mit kaltem Blute und ohne irgend ein Zeichen von Gefühl zum Tode gingen; andere habe ich in dem Augenblick gesehen, wo sie einen tödtlichen Dolchstich bekommen hatten, und die nicht die geringste Klage ausstießen, sondern bloß die Worte sagten: der Mensch ist mit mir fertig geworden! Wenn sie in den letzten Stunden ihres Lebens das Bewußtseyn verlieren, und dadurch verleitet werden, einige Worte zu sprechen, so bestehen diese bloß darin, daß sie mehrmalen ihr Lieblings-Pferd nennen, aber nicht um zu bedauern, daß sie es verlieren sollen, sondern bloß um seine guten Eigenschaften zu rühmen. Während meines Aufenthalts in diesen Ebenen wurde ein Mulatte über die Reden, die ein Mestize hinter seinen Rücken gegen ihn geführt hatte, böse, und stieg sogleich zu Pferde, um ihn aufzusuchen. Er fand ihn auf den Hacken sitzend und bei'm Frühstücke begriffen; ohne vom Pferde abzusteigen, sagte er zu ihm: „höre, Freund! ich bin böse auf dich, und bin gekommen, dich umzubringen." Der Mestize veränderte nicht im geringsten seine Stellung, sondern fragte ihn ganz gelassen: warum? Auf diese kalte, gleichgültige Art wechselten sie, ohne auch nur im geringsten lauter zu sprechen, noch einige Worte mit einander; endlich aber stieg der Mulatte vom Pferde ab und stieß dem Mestizen den Dolch ins Herz. Bei diesem Auftritt waren noch zehn andere Männer gegenwärtig, allein nach der unabweichlich herrschenden Sitte mischte sich kein einziger von ihnen in den Streit.

Digitized by Google

Es ist kein Beispiel vorhanden, daß sich einer von ihnen bei einer solchen Veranlassung zur Mittelsperson aufgeworfen oder daß einer jemals einen Verbrecher angehalten oder gefangen genommen hätte: denn sie sehen alle dergleichen Vorfälle mit der nämlichen Gleichgültigkeit wie alles übrige an. Ich muß jedoch hierbei noch bemerken, daß sie es sich für eine Schande halten, einen Verbrecher, er mag begangen haben, was er will, zu verrathen und gefangen zu nehmen; deßhalb verbergen sie einen solchen auf das sorgfältigste und bieten alles auf, um ihn entwischen zu lassen.

Sie haben ebenfalls einen außerordentlichen Widerwillen gegen den Stand eines Dienstboten in den Häusern; allein er erstreckt sich doch bei ihnen nicht so weit als bei den Bewohnern der Städte, weil sie weniger Eitelkeit besitzen; sie übernehmen vielmehr ohne Bedenken als Dienstboten die Hütung der Heerden, und zwar gemeinschaftlich mit Negern, farbigen Menschen und Indianern., und wenn auch sogar der Meister-Hirte selbst zu einer von diesen Klassen gehörte. Da sie aber von Kindheit an gewohnt sind, nichts zu thun, als was ihnen behagt und gut dünkt, so darf man niemals die geringste Anhänglichkeit weder an das Land noch an ihren Herrn von ihnen erwarten, wenn sie schon von dem letztern gut bezahlt und auf das beste behandelt werden. Sie verlassen seine Dienste, sobald es ihnen einfällt, meistentheils ohne Abschied von ihm zu nehmen; höchstens sagen sie bei'm Fortgehen zu ihm: „ich gehe jetzt fort, denn ich stehe schon lange genug in euern Diensten." In einem solchen Falle würde es vergebens seyn, sie bitten oder ihnen Vorwürfe machen zu wollen: denn sie geben niemals eine andere als die eben angeführte Antwort, und gehen auch jedes Mal, ungeachtet alles Zuredens, unfehlbar fort. Dabei sind aber alle diese Hirten äußerst gastfrei, und wenn ein Wanderer bei ihnen ein-

Digitized by Google

spricht, so nehmen sie ihn ohne Widerrede bei sich auf und ernähren ihn, ohne auch nur zu fragen, wer er ist? noch, wohin er will? und wenn er auch gleich mehrere Monate bei ihnen bliebe. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, mich hiervon zu überzeugen.

Uebrigens haben diese in Einöden aufgewachsenen und fast gänzlich von allem menschlichen Umgang entfernten Hirten keinen Begriff von Freundschaft und sind folglich auch sehr zum Mißtrauen und zu heimlichen Ränken geneigt. Daher kommt es auch, daß, wenn sie mit einander Karten spielen, wozu sie eine unbändige Leidenschaft haben, sie sich dabei gewöhnlich auf die Hacken niedersetzen, den Zügel ihres Pferdes um die Füße wickeln, damit dieses nicht davon laufe, und ihren Dolch oder ihr Messer neben sich in die Erde stecken, um einen Mitspieler, wenn sie merken, daß er betrügt, (denn hierauf verstehen sie sich meistermäßig) sogleich nieder zu stoßen. Sie verspielen in einem Zuge und mit der größten Kaltblütigkeit alles, was sie besitzen. Haben sie ihr sämmtliches bares Geld verloren, so setzen sie auch ihr Hemde daran, wenn es noch einiger Maßen gut ist, und derjenige, der es gewinnt, giebt gewöhnlich dem Verlierenden das seinige, wenn es schlechter ist, dagegen; denn keiner von ihnen hat mehr als ein einziges Hemd. Bei ihren Verheirathungen borgt das Brautpaar in der Regel die nöthigen Hemden von andern, und giebt dieselben, sobald es aus der Kirche heraus kommt, wieder zurück. Hierauf legen sich die Neuvermählten auf eine auf die Erde ausgebreitete Kuhhaut nieder: denn sehr häufig haben sie weder eine Wohnung, noch irgend eine Art von Hausgeräth, noch irgend etwas, das sie ihr eigen nennen können.

Einige Meister-Hirten oder Eigenthümer von Heerden treiben einen Handel mit mancherlei Kleinigkeiten, und besonders mit Branntwein; in diesem

Falle

Digitized by Google

Falle führen ihre Häuser den Namen Pulperias, und sind Vereinigungs-Punkte oder Zusammenkunftsorte für alle Bewohner der umliegenden Gegend, die sich insgesammt nichts aus dem Gelde machen und keinen andern Gebrauch desselben kennen, als es zu verspielen und zu vertrinken. Sie haben dabei den Gebrauch, daß immer einer unter ihnen die ganze Gesellschaft einladet, mit ihm zu trinken; er füllt alsdann ein großes Gefäß mit Branntwein an, (denn Wein trinken sie nicht gern) und sie lassen es in der Runde herum gehen. Dieß wiederholen sie so lange, bis sie keinen Groschen Geld mehr in der Tasche haben, und halten es dabei für die größte Beleidigung, wenn man ihre auch noch so oft wiederholte Einladung ausschlägt. Die Pausen, die sie zwischen den einzelnen Bechern machen, werden damit ausgefüllt, daß einer von ihnen eine Guitarre ergreift, deren sich in jeder Pulperia zum wenigsten eine befindet und den anwesenden Gästen etwas vorspielt. Sie singen dabei nichts anders, als sogenannte Yaraby's oder Gesänge aus Peru, die eintönigsten und traurigsten, die es giebt, weshalb sie auch den Namen Trauerlieder bekommen haben. Der Gegenstand derselben ist immer eine unglückliche Liebesgeschichte oder die Klage eines Verliebten, der in der Wildniß seinen Kummer ausweint, und auch die Melodie derselben ist äußerst kläglich und melancholisch; niemals aber haben diese Gesänge einen heitern, fröhlichen, oder auch nur gleichgültigen Inhalt.

Alle diese Hirten sind sehr geneigt, Pferde oder geringfügige Gegenstände zu stehlen; allein niemals vergreifen sie sich an Dingen von Wichtigkeit. Auch haben sie eine besondere Neigung, nicht nur wilde Thiere, sondern sogar auch Kühe, ohne daß die Nothwendigkeit es erfordert, umzubringen. Sie haben eine entschiedene Abneigung gegen alle Arten von Beschäftigungen, die sie nicht zu Pferde und im Galopp verrichten

Digitized by Google

können. Zu Fuße zu gehen, ist ihnen fast ganz unmöglich, und wenn sie es thun müssen, sollte es auch bloß seyn, um quer über die Straße hinüber zu gehen, so geschieht es mit Mühe, Anstrengung und dem äussersten Widerwillen. Wenn sie in der Pulperia oder an irgend einem andern Orte zusammen kommen, so bleiben sie immer auf ihren Pferden sitzen, ob gleich ihre Zusammenkünfte oft mehrere Stunden lang dauern. Auch bei dem Fischfange sind sie zu Pferde; sie werfen zu Pferde das Netz aus, und ziehen es eben so wieder aus dem Wasser heraus. Um Wasser aus einem Brunnen zu schöpfen, binden sie das Seil von dem Gefäße an ihr Pferd und lassen es von diesem heraus ziehen, ohne selbst dabei abzusteigen. Wenn sie Mörtel nöthig haben, sollte es auch nur so viel seyn als in einem Huthkopf geht; so lassen sie ihn durch ihre Pferde kneten, indem sie dieselben so lange als es nöthig ist, ohne abzusteigen, darauf herum treiben. Mit einem Worte, alles was sie thun, ohne alle Ausnahme, geschieht zu Pferde.

Durch diese von ihrer frühesten Kindheit an fast ununterbrochen fortgesetzte Uebung erlangen sie aber auch eine alle Vergleichung übertreffende Geschicklichkeit im Reiten, sowohl was den festen Schluß, als das unablässige Galoppiren, ohne müde zu werden, betrifft. In Europa würde man vielleicht finden, daß sie nicht schön zu Pferde sitzen, weil sie kurze Steigbügel führen, mit den Knieen nicht fest anschließen und die Beine weit hinaus strecken, ohne dabei die Spitze des Fusses gegen das Ohr des Pferdes zu richten; allein man hat deßhalb nicht zu befürchten, daß sie auch nur einen Augenblick das Gleichgewicht verlieren, oder daß ihr Körper weder durch Trab noch Galopp, weder durch die wildesten Seitensprünge, noch durch das furchtbarste Bäumen des Pferdes jemals aus seiner Stellung verrückt werde; man sollte glauben, daß sie mit dem Pferde

Digitized by Google

einen und den nämlichen Körper ausmachen, obgleich ihre Steigbügel bloß aus hölzernen Triangeln bestehen, die so klein sind, daß sie nur die Spitze des großen Zehen hineinstecken können. Sie reiten dabei das erste beste Füllen, das ihnen vorkommt, wenn es auch gleich noch ganz wild ist, und sie es eben erst eingefangen haben; nicht selten reiten sie sogar auch auf wilden ganz ungezähmten Stieren. An dem Gürtel ihres Pferdes haben sie eine Schlinge hängen, womit sie in einer Entfernung von zwölf bis funfzehn Toisen jedes Thier, das ihnen vorkommt, und wenn es auch ein wilder Stier wäre, fest halten und fangen können, indem sie ihm nämlich die Schlinge um den Hals oder um die Beine herum werfen; hierbei geschieht es äusserst selten, daß sie den Fuß, nach welchem sie zielen, verfehlen. Diese Schlinge besteht aus einem Strick oder einer Flechte von vier Daumen breiten Riemen aus Kuhhaut, an deren Ende sich ein eiserner Ring befindet, worin die Schlinge läuft. Wenn sie im gestreckten Galopp mit dem Pferde stürzen, so stehen sie meistentheils ganz unbeschädigt neben dem Pferde auf dem Boden und halten den Zügel noch in der Hand, so daß das Pferd nicht davon laufen kann. Um sich hierin zu üben, lassen sie einen andern, während sie selbst im gestreckten Galopp reiten, ihrem Pferde die Schlinge um die Füße werfen, wobei sie, wie gesagt, immer auf den Füßen stehen bleiben, obgleich das Pferd nach einer Menge von Quersprüngen zu Boden stürzt. Auch die Kugeln, von denen oben bei den Pampa's die Rede gewesen ist, kennen sie, und bedienen sich derselben ganz auf die nämliche Art wie dieses letztere Volk.

Es ist fast unbegreiflich, wie weit sie es in der Kunst, eine Menge von Pferden und überhaupt alle Arten von Thieren einzeln zu kennen und von einander zu unterscheiden, gebracht haben. Ich durfte einem von ihnen nur sagen: „hier sind zweihundert Pferde,

Digitized by Google

(und oft auch noch mehr) die mir zugehören; du mußt auf sie Achtung geben und mir dafür stehen." Hierauf sah er sie einige Minuten lang genau und sorgfältig an, und ob sie gleich zuweilen in der Entfernung von einer halben Stunde weideten, so war doch dieß vollkommen hinreichend für ihn, sie alle einzeln zu kennen und kein einziges davon zu verlieren. Nicht weniger Bewunderung verdient auch die pünktliche Genauigkeit, mit welcher diejenigen unter ihnen, die Baqueanos, oder Werkverständige, heißen, auf dem ersten Blick den besten Ort erkennen und unterscheiden, wo man über einen Fluß setzen kann, den man in der Entfernung von einer oder zwei Stunden vor sich erblickt, ob sie ihn gleich vorher in ihrem Leben nicht gesehen haben. Auch sind sie die allersichersten Wegweiser, die man sich nur denken kann, und kommen jedes mal, ohne den geringsten Umweg zu machen, richtig an dem Orte an, wo man hin will, obgleich nirgends ein Weg, ein Baum oder sonst ein Merkmal vorhanden ist, und man dabei beständig in einem vollkommen ebenen Lande zu reisen hat; dieß thun sie aber eben so gut bei Nacht wie bei Tage, und bedienen sich dabei weder eines Kompasses, noch haben sie auch überhaupt nur einen Begriff von einem solchen Instrument.

Ausser den Hirten leben in diesen unermesslichen Ebenen, noch eine Menge von Menschen, die schlechterdings unter keinerlei Vorwand und um keinen Preis weder arbeiten noch irgend Jemand die allergeringsten Dienste leisten wollen. Ich habe auf meinen Reisen oft solche Menschen angetroffen, die immer fast völlig nackt waren; wenn ich sie fragte, ob sie in meine Dienste treten wollten, um meine Pferde zu warten oder sonst irgend ein Geschäft zu besorgen? so gaben sie mir stets mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt zur Antwort: „ich suche eben auch jemand, der mich bedienen will; hast du etwa Lust es zu thun?" = „Hast du Geld

Digitized by Google

erwiederte ich alsdann, um mich dafür zu bezahlen?" „nicht einen Heller" versetzten sie hierauf; „ich wollte nur sehen, ob du allenfalls Lust hättest, mich umsonst zu bedienen!" — Alle diese Menschen sind nun durchgängig nichts weiter als Diebe und desto gefährlicher, weil sie sogar auch Frauenspersonen wegstehlen. Diese schleppen sie in die verwachsensten Gegenden der wilden Wälder, erbauen ihnen daselbst eine kleine Hütte, und ernähren sie von dem Fleische der wilden Kühe, die sich in der umliegenden Gegend befinden. Gebricht es in einer solchen Haushaltung nach einiger Zeit an allen Arten von Kleidungsstücken, oder fehlt es sonst an einem dringenden Bedürfnisse, so geht der Mann allein fort und sucht von den Viehweiden der Spanier einige Pferde weg zu stehlen; diese führt er nach Brasilien, verkauft sie daselbst und bringt für das gelösete Geld alles dasjenige mit zurück, woran sie Mangel gelitten haben. Ich selbst habe mehrere von diesen Räubern in ihren Schlupfwinkeln entdeckt und gefangen genommen, und die von ihnen gestohlnen Frauenspersonen bei ihnen angetroffen. Eine der letztern, eine geborne Spanierin, die noch jung und sehr hübsch war, und schon beinahe zehn Jahre lang mit dieser Art von Menschen gelebt hatte, wollte durchaus nicht zu ihren Aeltern zurück kehren und war ganz trostlos, als ich sie mit Gewalt in ihr väterliches Haus brachte. Sie erzählte mir, daß sie von einem gewissen Cuenca gestohlen worden sei, den bald hernach ein anderer um's Leben gebracht hätte; diesem sei durch einen dritten, und diesem wieder durch einen vierten, ihren letzten Mann, das nämliche Schicksal zu Theil geworden. Ihren ersten Entführer, Cuenca, nannte sie aber niemals, ohne bitterlich zu weinen; sie versicherte mich oft, daß er der erste Mann in der Welt gewesen wäre, und daß seine Geburt nothwendig seiner Mutter das Leben müsse gekostet haben, damit er der einzige in seiner Art geblieben wäre.

Digitized by Google

Ueber die dieses Land betreffenden politischen Verhältnisse habe ich bei meiner Zurückkunft nach Spanien dem Staatsministerium eine besondere Schrift überreicht, die ich jedoch, um nicht zu weitläufig zu werden, hier nicht mittheilen kann. Ich will daher meinen Lesern nur noch einen Begriff von dem Handel geben, der ehemals in diesem Lande geführt worden ist, und alsdann dieses Kapitel mit einer Uebersicht des Handels, der heut zu Tage daselbst getrieben wird, beschließen.

Diejenigen Europäer, die vor alten Zeiten Handel nach Amerika trieben, suchten nichts als Gold und Silber daselbst, und bekümmerten sich daher im geringsten nicht um diejenigen Länder, in denen diese Metalle nicht vorhanden sind, wie z. B. um dasjenige, wovon ich hier die Beschreibung liefere. Da sie jedoch befürchteten, daß man über Buenos-Ayres Waaren nach Peru einführen möchte, und daß daraus für den Absatz der Ladungen, die sie mit ihren Flotten und Gallionen nach Panama u. dergl. schickten, ein Nachtheil entstehen könnte, so suchten sie von der Regierung ein Verbot jeder Art von Handel auf dem la Plata-Strome auszuwirken, und waren auch so glücklich, ihren Zweck zu erreichen. Diejenigen, denen dieses Verbot zum Nachtheil gereichte, kamen nun mit den nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen ein, und brachten es dahin, daß ihnen i. J. 1602 die Erlaubniß ertheilt wurde, sechs Jahre lang auf ihnen eigenthümlich zugehörigen Schiffen und für ihre eigene Rechnung jährlich 2000 Fanega's Mehl, 500 Centner geräuchertes Fleisch, und 500 Centner Talg ausführen zu dürfen. Allein alle diese Artikel durften sie nur allein in das Portugiesische Brasilien und auf die Küste von Guiana verschicken, und dafür diejenigen Gegenstände, deren sie benöthigt waren, von dort wieder zurück bringen. Dabei waren ihnen alle andere Häfen gänzlich verschlossen. Als aber die für diese Erlaubniß festgesetzte Zeit verflossen war,

Digitized by Google

so suchte man um die unbestimmte Verlängerung derselben nach, und zwar mit einer grössern Ausdehnung, indem man verlangte, daß sich dieselbe nicht nur auf alle Arten von Waaren ohne Ausnahme erstrecken, sondern daß man auch das Recht haben sollte, sowohl mit Schiffen, die der Kolonie eigenthümlich zugehörten, als mit solchen, die sie für ihre Rechnung befrachten würde, unmittelbar nach Spanien selbst Handel zu treiben. Die Konsulate von Lima und Sevilla setzten sich zwar diesem Gesuche mit aller Gewalt entgegen; allein dessen ungeachtet erhielten am 8. September 1618 die Bewohner des Landes am la Plata-Strome die Erlaubniß, jährlich zwei Schiffe, wovon jedoch keines über 100 Tonnen halten dürfe, nach Europa auszurüsten. Ausserdem legte man ihnen noch mehrere andere einschränkende Bedingungen auf und setzte auch eine Zeit fest, wie lange diese Erlaubniß dauern sollte. Damit jedoch durch sie keine Waaren nach Peru gebracht werden könnten, so wurde zu Corduba-del Tucuman eine Zollstätte errichtet, wo funfzig Procent von allen eingeführten Waaren bezahlt werden musten. Durch diese Zollstätte sollte auch alle und jede Ausführung von Gold und Silber aus Peru nach Buenos-Ayres, sogar auch als Bezahlung für die Maulthiere, welche dieser letztere Ort nach Peru lieferte, verhindert werden. Als nun die sehr kurze Zeit, auf welche man diese Erlaubniß ertheilt hatte, verstrichen war, so wurde sie durch ein königliches Edikt vom 7. Februar 1622 abermals und zwar auf eine unbestimmte Zeit verlängert; man glaubte zugleich auch dadurch, daß man im Jahr 1665 zu Buenos-Ayres eine Königliche Audiencia errichtete, sehr viel zum Wohlstande des Landes beizutragen, allein schon i. J. 1672 musste man die letztere als gänzlich überflüssig wieder aufheben. In diesem Zustande blieben die Sachen, und nur von Zeit zu Zeit erhielt eine oder die andere Privatperson die besondere königliche Erlaub-

Digitized by Google

niß, einige Schiffe befrachten und fortschicken zu dürfen. Erst im Oktober 1778 wurde der Handel auf dem la Plata-Strome, von welcher Art er seyn möge, und sogar auch der nach Peru völlig frei gegeben.

Die beifolgende Tabelle enthält eine Uebersicht des gesammten Seehandels der aus allen Häfen im la Plata-Strome getrieben wird, wobei das Mittelverhältniß von den fünf letzten Friedensjahren, die ich in dem Lande zugebracht habe, nämlich 1792 bis 1796, angenommen worden ist. Die Preise der Waaren sind nach dem Tarif der Zollstätte in diesen Kolonieen ausgeworfen. Wenn man nun nach diesen Tabellen die Einfuhr mit der Ausfuhr vergleicht, so ergiebt sich, daß die letztere, um 1908427 Silber-Piaster die erstere übersteigt, woraus offenbar erhellet, daß entweder der Tarif für die Artikel der Einfuhr viel geringer ist, oder daß bei'm Einführen der Waaren ein schrecklicher Schleichhandel getrieben wird.

Ein sehr großer Theil von den in dieser Tabelle genannten Einfuhrartikeln geht nach Chili, Lima, Potosi und in die Provinzen im Innern des Landes; der Ueberrest wird in den Gouvernementen Buenos-Ayres und Paraguay, die den Gegenstand dieses Werkes ausmachen, verbraucht. Eben diese beiden Gouvernemente schicken auch jährlich 150000 Arroben Paraguay-Thee und 60000 Maulthiere nach Chili und in die andern oben genannten Gegenden; dagegen erhalten sie von dort her jährlich 7313 Fässer mit Wein von Mendoza, 3942 Fässer Branntwein von San-Juan und 250000 Poncho's, Decken und Thierhäute aus der Provinz Tucuman.

Das Gouvernement Paraguay treibt aber auch noch einen besondern Handel mit dem von Buenos-Ayres: denn es gehen aus demselben jährlich 196000 Arroben Paraguay-Thee, nebst einer Menge Taback, Holz und andern Artikeln dahin, die in dem Durch-

Digitized by Google

schnitt von fünf Jahren, nämlich von 1788 bis 1792 die Summe von 327903 Silber-Piastern betragen haben. Was Buenos-Ayres dagegen lieferte, belief sich nicht ganz auf 155903 Piaster; woraus offenbar erhellet, daß Paraguay in kurzer Zeit sehr reich werden muß, ob man gleich daselbst zu der Zeit, wo ich hin kam, das Geld noch ganz und gar nicht gekannt hat.

Tabellarische Uebersicht des gesammten Handels, der aus den Häfen am la Plata-Strome getrieben wird.

Angekommene Schiffe.

Anzahl der Schiff.	Namen der Häfen, aus denen sie ausgelaufen waren.	Werth der National-Waaren und Produkte in Silber-Piastern.	Werth der ausländischen Waaren und Produkte in Silber-Piastern.	Gesammtwerth in Silber-Piastern.
21 1/5	Cadix	631615	923313	1554328
21	Barcelona u. Mallaga	595229	21845	617074
6 4/5	Corunna	223484	75584	233069
3 2/5	St. Andes . . .	32501	24187	56688
2/5	Vigo	6132	4400	10532
3	Jijon	4684	2123	6784
1/5	St. Liccas . . .	287	——	287
53 1/5				2545364

Ausgelaufene Schiffe.

Anzahl der Schiff.	Namen der Häfen, in die sie abgesegelt waren.	Silber. In Piastern, Stangen u. Gefäßen, und andern Geräthschaften.	Gold. Werth desselben in Piastern.	Werth der Produkte in Piastern.	Gesammtwerth in Piastern.
19	Cadix . . .	1002557	941798	447483	2391854
15 4/5	Barcelona und Mallaga .	200385	83281	277301	561568
8 2/5	Corunna . .	698348	625606	32685	1656729
3 1/5	St. Andes .	5201	1632	50189	57023
47					4667166

Digitized by Google

Verzeichniß der in den 47 Schiffen ausgeführten Waaren.

Rohe Ochsenhäute		753117
Gegerbte deßgleichen		1626
Pferdehäute		15760
Zarte Häute		16197
Talg	Arroben	25332
Gesalzenes Fleisch . .	Centner	1432
Gesalzenes Schweinefleisch .	Centner	46
Ochsenhörner . . .	Tausend	323
Roßhaar	Arroben	143
Vicugnawolle . . .	Pfunde	18408
Schaafwolle . . .	Arroben	2744
Federbüschel		10209
Mehl	Centner	701
Chinarinde	Arroben	54
Wallfischthran . . .	Arroben	340
Kupfer	Centner	2114
Zinn	Centner	10

Aus der Havannah angekommene Schiffe, befrachtet mit:

Zucker	Arroben	13037
Eingemachtem . . .	Arroben	37
Honig	Karafen	132
Kakao	Arroben	65
Kaffee	Arroben	225
Branntwein	Fässer	1277
Reis	Centner	240
Wachs	Arroben	505
Theer	Centner	37
Leinwand	Stücke	473
Manna	Pfunde	95
Färberholz	Centner	38
Gesammtwerth in Piastern . .		36344

Digitized by Google

Nach der Havannah ausgelaufene Schiffe, befrachtet mit:

Silber in Piastern		17236
Eingesalzenem Fleisch	Centner	39281
Acona- oder Campescheholz	Centner	188
Talg	Arroben	10617
Zarte Häute		147
Seewolfshäute		323
Schaafwolle	Arroben	80
Mehl	Centner	440
Seewolfsöhl	Centner	25
Kupfer	Centner	50
Federbüschel		70
Gesammtwerth in Piastern		71536

Von Lima angekommene Schiffe, befrachtet mit:

Zucker	Arroben	4337
Kakao	Arroben	295
Zimmt	Pfunde	75
Reis	Centner	80
Salz	Steine	200
Indigo	Pfunde	138
Verarbeitetes Eisen		7
Gesammtwerth in Piastern		25045

Nach Lima abgegangene Schiffe, befrachtet mit:

Paraguay-Thee	Arroben	2688
Talg	Arroben	2800
Schwanenhäuten		20
Neger		83
Hacken		419

Digitized by Google

Garn	Pfunde	128
Seidenen Strümpfen . . .	Dutzende	8
Hüthen		24
Gesammtwerth in Piastern . .		22454

Angekommene mit Negern befrachtete Schiffe.

Neger	1338
Hacken	1420
Werth in Piastern	313417

Abgegangene Schiffe, um Neger zu holen, befrachtet mit:

Geld in Silber-Piastern . . .	120276
Werth der Produkte in Piastern . .	12738
Summa .	133014

Der Werth aller eingeführten und ausgeführten Artikel zusammen genommen beläuft sich auf die Summe von 7879968 Piaster.

Ausser den angeführten Schiffen sind auch noch zwei der Fischer-Kompagnie zugehörige ausgelaufen, die 17561 Seewolf-Häute, 37 Seelöwen-Häute, 3602 Verges von Seewolffett, 534 deßgleichen von Wallfischfett, und 200 Arroben Wallfischbärte nach Spanien brachten.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Kurze Nachricht von allen Städten, Flecken, Dörfern und Pfarreien in dem Gouvernement Paraguay, die sowohl bloß von Spaniern, als ausschließlich von Indianern und farbigen Menschen bewohnt werden.

Da von allen Kolonieen im Gouvernement Paraguay, oder wenigstens von den meisten derselben, nichts anzuführen ist, als das Jahr ihrer Gründung, die Anzahl ihrer Einwohner und ihre geographische Lage, d. h. ihre Breite und ihre Länge, so muß ich meine Leser auf das am Ende dieses Kapitels befindliche Verzeichniß verweisen, in welchem sie alle diese Angaben mit einem Blicke leicht werden übersehen können. Nur allein bei denjenigen unter ihnen, die etwas besonderes Merkwürdiges enthalten, werde ich mich hier etwas länger verweilen und sie einzeln nach der Reihe anführen.

Zuvor muß ich jedoch noch bemerken, daß die spanischen Städte und die Kolonieen der Indianer und der farbigen Menschen auf die nämliche Art wie die in Spanien angelegt sind, d. h. daß die Häuser in denselben neben einander stehen und sowohl Straßen als öffentliche Plätze bilden; daß hingegen in den Flecken und Pfarreien die Häuser einzeln in der ganzen umliegenden Gegend und in mancherlei Entfernungen von einander zerstreut liegen, mit Ausnahme einer sehr geringen Anzahl derselben, die neben der Kirche oder der Kapelle erbaut sind. Ferner bemerke ich auch noch, daß in den von den Jesuiten gegründeten indianischen Kolonieen alle Häuser mit Ziegeln gedeckt und die Mauern von gebrannten Backsteinen erbaut sind, daß hingegen die der übrigen Indianer und farbigen Men-

Digitized by Google

schen, so wie auch die in den Flecken und Pfarreien gröſtentheils nicht anders beschaffen sind, als ich sie im vorigen Kapitel beschrieben habe. In den Städten sind die meisten Gebäude von gebrannten Backsteinen erbaut oder von andern Steinen, die durch einen Mörtel von Thon auf einander befestigt sind; die äußern Fugen an denselben sind mit Kalk und Sand ausgefüllt und beworfen, und die Dächer sind insgesammt mit Ziegeln gedeckt.

Assumption. — Im Jahr 1536 fing man an, diese Stadt auf dem östlichen Ufer des Paraguay-Stroms in 25° 16′ 40″ der Breite 60° 1′ 4″ der Länge zu erbauen; sie war so lange die Hauptstadt der ganzen spanischen Herrschaft in diesem Lande, bis im Jahr 1620 zu Buenos-Ayres noch ein zweites Gouvernement und ein zweites Bisthum errichtet wurden. Es entsprangen aus dieser Stadt mehrere andere Kolonieen, wie z. B. die Flecken Ontiveros, Villarica und Talavera, und die Städte Ciudad real, Xerez, Santa-Cruz de la Sierra, Corrientes, Conception-del-Vermejo, San-Juan, Santa-Fe de la Vera Cruz und Buenos-Ayres. Der Boden, worauf sie stehet, ist abhängig und sandig, und die Straßen in derselben sind krumm und von ungleicher Breite. Es befindet sich daselbst eine Kathedral-Kirche, zwei Pfarr- und eine Hülfs-Kirche, und die ganze Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 7088 Seelen. Ausserdem sind auch noch drei Klöster daselbst von Franziskanern, Dominikanern und dem Orden Unserer lieben Frau von der Gnade, die Wohnung des Kommissar's der Inquisition und eine Schule oder ein Kollegium, worin die Anfangsgründe der schönen Wissenschaften, die Grammatik, die Philosophie und die Theologie gelehrt werden.

Villarica, del Espiritu Santo. — Diese Stadt wurde im Jahr 1576 in der Provinz Guayra, zwei Stunden von dem Parana-Strome, erbaut;

Digitized by Google

allein bald nachher verließ man diesen Ort wieder und erbaute die Stadt mehr ostwärts am Ufer des Huibay-Flusses, und noch später am Zusammenflusse dieses Stromes mit dem Curubaty. Als im Jahr 1631 alle indianische Kolonieen in dieser Gegend durch die Portugiesen verwüstet wurden, so vereinigte man die Kolonie Villarica mit der von Ciudad real und verlegte sie zehn Stunden weiter nordwärts von dem Orte, wo heut zu Tage Curuguaty steht. Weil aber die Portugiesen auch in dieser Gegend die indianischen Kolonieen verwüsteten, so verlegte man die Stadt im Jahr 1676 neben die Pfarrei de Los Ajos, und hierauf im Jahr 1680 an den Ort, wo sie sich noch gegenwärtig befindet und wo ein Franziskaner-Kloster erbaut ist. Als die Stadt noch in der Provinz Guayra stand, entsprang aus derselben die Kolonie, die den Namen Segunda Xerez (zweites Xerez) führt, und im Jahr 1715 auch der jetzige Flecken Curuguaty.

Yta. — Dieß ist die allerälteste Kolonie von Guarany's-Indianern. Sie lebten in der nämlichen Gegend, welche sie noch heut zu Tage inne haben, und wurden im Jahr 1536 von Johann d'Ayolas in einer Hauptschlacht überwunden.

Yaguaron. — Die hier wohnenden Guarany's-Indianer lebten ehemals an den Ufern des Flusses Yaguary, der in den Tebicuary fällt. Einer Abtheilung von denselben verdankt auch die Kolonie San-Ygnacio-Guazu ihre erste Entstehung.

Ypané. — Dieser Ort wurde ursprünglich in der Provinz Ytati gegründet, und hieß damals Pitun. Weil aber die Guarany's-Indianer, die ihn bewohnten, sich vor den Mbaya's fürchteten, so gingen sie im November 1673 in die Gegend, wo sich der Ort gegenwärtig befindet, und wo sie seitdem mehrere Angriffe von Seiten der in der Provinz Chaco wohnenden Indianer auszuhalten gehabt haben.

Digitized by Google

Der Flecken Guarambaré wird ebenfalls von Guarany's-Indianern bewohnt, und wurde zur nämlichen Zeit, wie der vorige, und in der nämlichen Gegend gegründet. Die Bewohner desselben wanderten auch zu gleich mit denen von Ypané aus und ließen sich an dem Orte, wo sich der Flecken heut zu Tage befindet, nieder.

Atira. — Auch dieser Flecken bestand aus Guarany's-Indianern und wurde mit den beiden vorhergehenden zu gleicher Zeit gegründet, und zwar, nach meinem Dafürhalten, an dem Orte, wo sich heut zu Tage Belon befindet. Aus Furcht vor den Mbaya's wanderten alle drei Kolonieen zu gleicher Zeit aus und die Einwohner von Atira ließen sich in einem schon vorhandenen Flecken nieder, der Los Yois hieß, aber seitdem diesen seinen ursprünglichen Namen gänzlich verloren hat.

Aregua. — Höchst wahrscheinlich wurde diese Kolonie im Jahr 1538 an dem nämlichen Orte, wo sie noch gegenwärtig existirt, gegründet, und bestand ebenfalls aus Guarany's-Indianern. Der oben genannte Alfaro scheint sie dem dasigen Kloster von dem Orden Unserer lieben Frau von der Gnade in der Eigenschaft von Yanacona's oder Dienstboten übergeben zu haben. Nachdem sich nun diese Mönche lange Zeit hindurch in dieser Art von Besitz befunden hatten, so bildeten sie sich endlich ein, daß diese Indianer förmlich ihre Sklaven wären; allein diese beschwerten sich dagegen, und es erschien endlich im Jahr 1783 ein oberrichtlicher Ausspruch in der Sache, durch welchem sie für solche Indianer, die zu der Klasse der Yanacona's gehörten, erklärt wurden.

Altos. — Diese Kolonie wurde im Jahr 1538 an dem Orte, wo sie sich noch gegenwärtig befindet, mit Guarany's-Indianern gegründet, und im Jahr 1677 vereinigte sich die Kolonie Arecaya mit derselben. Die letztere war im Jahre 1632 nicht weit von dem Flusse

Digitized by Google

Flusse Curuguaty angelegt worden; allein der Gouverneur zerstörte sie im Jahr 1660 und vertheilte die Indianer, woraus sie bestand, unter die Spanier. Im Jahr 1664 wurde sie jedoch auf's Neue gegründet, und zwar in 25° 11′ 45″ der Breite und 59° 54′ 18″ der Länge, bis sie sich endlich angeführter Maaßen mit der Kolonie de Los Altos oder Ybituruzu vereinigte.

Tobaty. — Diese Kolonie von Guarany's-Indianern wurde im Jahr 1538 an dem in der Tabelle angegebenen Orte gegründet. Da aber die Mbaya's eine große Anzahl von den Bewohnern derselben todt schlugen, so ließen sich die übrigen im Jahr 1699 an dem Orte, wo sie noch heut zu Tage wohnen, nieder.

Ytapé. — Im Jahr 1673 verlangten zwei Horden von Guarany's-Indianern, die in den Wäldern, nicht weit von der Quelle des Tebicuary-Flusses, lebten, und wovon mehr als zwei Drittheile aus Weibspersonen bestanden, daß man ihnen, weil sie sonst Hungers sterben müssten, zu leben geben und eine Kolonie aus ihnen errichten mögte. Der Gouverneur vertheilte sie deßhalb nur vorläufig in einige benachbarte Kolonieen, aber im Jahr 1680 wurde eine besondere Kolonie von ihnen angelegt, und zwar an dem nämlichen Orte, wo sich dieselbe noch heut zu Tage befindet.

Yuty. — Dieser Stamm der Guarany's wurde von den Spaniern, nach mehreren Feldzügen, im Jahr 1610 gezwungen, sich in eine Kolonie zu vereinigen, und zwar an dem Orte, wo sich heut zu Tage St. Cosme befindet; im Jahr 1673 wurde dieselbe endlich an den Ort verlegt, den sie noch gegenwärtig inne hat.

San-Ygnacio-Guazu. — Die Gründung dieser Kolonie wurde am 2ten Jänner von dem Jesuiten Marciel-de Lorenzana und von einem andern Geistlichen, Namens Hernando Cueva, unternommen. Anfänglich bestand sie bloß aus einer Anzahl von Indianern, die man aus der Kolonie Yaguaron gezogen

Digitized by Google

hatte; allein bald nachher wurden auch die Guarany's aus der umliegenden Gegend mit derselben vereinigt, welche die Spanier in mehrern Feldzügen besiegt und sich zu Ytaqui in 26° 57′ 53″ der Breite und 59° 20′ 49″ der Länge niederzulassen gezwungen hatten. Nach Verlauf von achtzehn Jahren wurde endlich die Kolonie an den Ort verlegt, wo die Kapelle St. Angelus steht, um 12° südlicher, als wo sie sich heut zu Tage befindet, und wo sie vierzig Jahre später hin verlegt worden ist. Im Jahr 1640 wurde sie durch dreihundert Guarany's verstärkt, die man an dem Ufer des Uruguay gefangen genommen hatte.

Santo-Maria de Fé. — Im Jahr 1592 errichtete Juan Caballero Bazan mit seinem bei sich habenden Corps von Spaniern die Kolonieen Tarey, Bombay und Caaguazu in der Provinz Ytaty, ungefähr in 22° der Breite auf dem östlichen Ufer des Paraguay-Stromes, und übertrug einem Geistlichen, Namens Hernando Cueva, die Aufsicht über dieselben. Im Jahr 1632 wurden, aus Furcht vor den Portugiesen, die beiden Kolonieen Tarey und Bombay mit einander vereinigt, und erhielten den Namen San-Benito; da es aber an Geistlichen fehlte, so wurde die Aufsicht über diese neue, so wie auch über die noch vorhandene alte Kolonie einstweilen den Jesuiten anvertraut. Diese veränderten sogleich die Namen von beiden: der Kolonie San-Benito gaben sie den Namen Santa-Maria-Fé und der von Caaguazu den Namen St. Ygnacio. Im Jahr 1649 wurden beide von den Portugiesen überfallen, und diese schleppten aus denselben sehr viele Guarany's mit sich fort. Die übriggebliebenen ließen sich gemeinschaftlich am Ufer des Piray oder Aquidaban in 23° 9′ 39″ der Breite, und zwar an einem Orte, der Aguaranamby hieß, nieder; allein schon sieben Jahre nachher kehrten beide Kolonieen wieder an ihre alte ursprüngliche Stelle zurück;

Digitized by Google

nämlich Santa-Maria-de Fé in 22° 4′ der Breite, ein wenig südwärts von dem Einfluß des Corrientes in den Paraguay und St. Ygnacio nicht weit davon. Im Jahr 1661 richteten die Mbaya's eine große Niederlage unter den Indianern aus der Kolonie Santa-Maria-de Fé an; diejenigen von ihnen, die das Glück hatten, zu entrinnen, vereinigten sich mit der andern Kolonie und zogen mit dieser gemeinschaftlich in einen großen dicken Wald, zwölf Stunden ostwärts von dem Paraguay-Ströme in 22° 30″ der Breite. Aber auch hier fürchteten sich die Jesuiten vor den Ueberfällen der Mbaya's und verlegten deßhalb beide Kolonieen im Jahr 1772 an das Ufer des Parana, wo sie sich noch gegenwärtig befinden.

Santiago. — Dieß ist die nämliche Kolonie, deren so eben unter dem Namen St. Ygnacio erwähnt worden ist; sie veränderte den letztern Namen aus der Ursache, weil sich noch eine andere Kolonie, die den nämlichen führte, in der Gegend befand.

Santa-Rosa wurde im Jahr 1698 von den Jesuiten aus einem Theile von den Einwohnern der Kolonie Santa-Maria-de Fé gegründet.

San-Cosme. — Der Jesuit Formoso legte im Jahre 1634 diese Kolonie in den Bergen von Japé an. Aus Furcht vor den Portugiesen wurde sie im Jahre 1638 an einen andern Ort verlegt, der sich zwischen dem Flüßchen Aguapey und der jetzigen Kolonie Candelaria befindet. In der Folge wurde sie auf das nördliche Ufer des Parana verlegt; bald nachher vereinigte sie sich mit Candelaria und trennte sich wieder von derselben im Jahr 1718, um sich eine Stunde weiter ostwärts nieder zu lassen. Im Jahr 1740 begab sie sich abermal auf das nördliche Ufer des Parana und zwar drei Viertelstunden von dem Orte, wo sie sich heut zu Tage befindet, nämlich seit 1760.

Ytapua. — Die Jesuiten gründeten diese Ko-

Digitized by Google

lonie im Jahr 1614 nahe bei dem Orte, wo wir sie heut zu Tage sehen. Sie bestand im ersten Anfang aus 360 Guarany's Indianern, die aus der im Jahr 1637 von den Portugiesen zerstörten Kolonie Santa Theresa de Ygay heraus genommen wurden; späterhin vereinigte sich mit derselben der Ueberrest von der Kolonie de la Natividad, die im Jahre 1624 an dem Ufer des Flusses Acasay gegründet und nicht lange nachher von den Portugiesen zerstört worden war. Im Jahr 1703 wurde sie an den Ort selbst verlegt, wo sie sich heut zu Tage befindet, und ein Theil von den Indianern, woraus sie bestand, wurde weggenommen, um die Kolonie Jesus damit anzuklagen.

Candelaria, wurde im Jahre 1627 von den Jesuiten nicht weit von der Quelle des kleinen Flüsschens Pirayu, der sich bei San-Luys in den Piratini ergießt, angelegt. Aus Furcht vor den Portugiesen wurde sie im Jahr 1637 auf das nördliche Ufer des Purana in die Nähe von Ytapua verlegt; sie ging jedoch bald nachher wieder über diesen Fluß zurück und wurde auf's neue an der Mündung des kleinen Flüsschens Ygampa, ein wenig unterhalb des Ortes gegründet, wo sie sich heut zu Tage, und zwar seit 1665 befindet.

Santa Ana wurde im Jahr 1634 auf dem östlichen Ufer des Ygay oder Yacuy von den Jesuiten gegründet. Aus Furcht vor den Portugiesen wurde sie im Jahr 1636 näher an den Parana verlegt, ohngefähr eine halbe Stunde von dem Oete, wo wir sie gegenwärtig und zwar seit dem Jahre 1660 finden.

Loreto. — Die hier wohnenden Guarany's wurden im Jahr 1555 von Nuflo de Chaves besiegt und hierauf als Komthureien unter die Spanier in der Provinz Guayra vertheilt. Die Kolonie Loreto wurde an dem Ufer des Parana errichtet, und aus dem oben erwähnten Mangel an Geistlichen die Aufsicht über die-

Digitized by Google

selbe im Jahr 1611 den Jesuiten übertragen. Im Jahre 1631 ergriffen die Einwohner, aus Furcht vor den Portugiesen, die Flucht und ließen sich an dem Ufer des Flüßchens Yabebiry nieder, an dem Orte, wo der Weg nach San-Ygnacio-Miry durchgeht. Im Jahre 1686 verließen sie jedoch diesen Ort wieder und setzten sich da, wo sich die Kolonie noch heut zu Tage befindet, fest.

San-Ygnacio-Miry hat völlig einerlei Schicksale mit der vorigen Kolonie gehabt. Sie befanden sich beide nahe bei einander in der Provinz Guayra, und wurden von da mit einander an das Ufer des Flusses Yabebiry verlegt. Die gegenwärtige näherte sich hierauf noch mehr dem Parana, und im Jahr 1659 wurde sie endlich dahin verlegt, wo sie sich heut zu Tage befindet.

Corpus. — Diese Kolonie wurde im Jahr 1622 von den Jesuiten am westlichen Ufer des Parana angelegt, und bald nachher durch die Hälfte der Kolonie la Natividad, wovon die andere Hälfte sich mit Ytapua vereinigte, verstärkt. Im Jahr 1647 näherte sie sich noch mehr dem Parana, und wurde ungefähr drei Viertelstunden von dem Orte, wo sie sich heut zu Tage, nämlich seit 1701 befindet, angelegt.

Trinidad wurde im Jahr 1706 durch eine Anzahl Indianer gegründet, die aus der Kolonie San Carlos genommen wurden und sich in 27° 45′ 2″ der Breite und 57° 57′ 46″ der Länge niederließen; im Jahr 1712 aber wurde sie an dem Orte, wo sie heut zu Tage ist, angelegt.

Jesus. — Die Jesuiten legten diese Kolonie im Jahr 1685 an dem Ufer des Flusses Monday, nicht weit von seinem Einflusse in den Parana, an. Späterhin wurde sie an den kleinen Fluß Mandizoby, und hierauf an den Capibary auf dem Wege, der heut zu Tage nach La Trinidad führt, zuletzt aber an dem Orte, wo sie sich gegenwärtig befindet angelegt.

Digitized by Google

San-Joaquin. — Sie wurde im Jahr 1720 von den Jesuiten unter dem Namen Rosario an dem Flusse Taruma angelegt; im Jahr 1724 vereinigte sie sich mit der Kolonie Santa-Maria-de Fé und mit noch einigen andern. Allein im Jahr 1733 entflohen aus derselben über sechszig Familien mit Frauen und Kindern, die wieder in ihr Land und zu ihrer wilden Lebensart zurückkehrten, so daß sie fast gänzlich aufgelöst wurde. Im Jahr 1746 wurde sie auf's Neue gegründet, und zwar in 24° 44′ 49″ der Breite und in 58° 58′ 51″ der Länge; im Jahr 1753 endlich wurde sie an dem Orte, wo sie sich noch gegenwärtig befindet, angelegt.

San-Estanislado. — Die Gründung dieser Kolonie wurde im Jahr 1749 von den Jesuiten unternommen und auf die Art, wie ich es in einem der vorigen Kapitel gezeigt habe, bewerkstelligt.

Belen wurde im Jahr 1760 nach der weiter oben beschriebenen Methode von den Jesuiten gegründet.

Anmerkung. — In der nachstehenden Tabelle bedeutet St. eine Stadt, F. einen Flecken, P. eine Pfarrei, I. eine Kolonie von Indianern, und M. eine Kolonie von Mulatten oder farbigen Leuten.

Digitized by Google

Tabellarische Uebersicht der Volksmenge des Gouvernements Paraguay.

Namen der Städte, Flecken, Kolonieen und Pfarrdörfer.	Jahre der Gründung.	Südliche Breite. Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anzahl der Einwohner.
Yta. I.	1536	25	30	30	59	45	2	769
Yaguaron. I. . .	1536	25	23	24	59	38	14	2093
Ypane. I. . . .	1538	25	27	44	59	63	15	278
Guarambare. I.	1538	25	29	48	59	50	16	368
Aregua. I. . .	1538	25	18	1	59	46	42	200
Altos. I. . . .	1538	25	16	6	59	38	30	869
Atira. I. . . .	1538	25	16	45	58	59	59	972
Tobaty. I. . .	1538	25	16	16	59	33	59	932
Ytape. I. . . .	1673	25	52	0	58	28	33	124
Caazapo. I. . .	1607	26	11	18	58	59	49	725
Yuty. I. . . .	1610	26	36	56	59	49	48	674
St. Maria de Fé. I.	1592	26	48	12	59	36	54	1144
Santjago. I. .	1592	27	8	40	57	18	34	1097
Loreto. I. . . .	1555	27	19	28	57	8	39	1519
St. Ygnacio-Miri I.	1555	27	14	52	59	54	14	806
St. Ygnacio Guazu I	1609	26	54	36	59	55	14	864
St. Rosa. I. . .	1698	26	53	19	59	4	39	1283
St. Cosme. I. .	1634	27	18	55	58	14	29	1036
Ytapua. I. . .	1614	27	20	16	58	39	59	1409
Candelaria. I. .	1627	27	26	46	58	12	35	1514
Santa-Anna. I.	1633	27	23	45	58	7	39	1430
Corpus. I. . .	1622	27	7	23	57	58	29	2267
Trinidad. I. . .	1706	27	7	35	57	52	39	1017
Jesus. I. . . .	1685	27	2	36	58	4	6	1185
St. Joaquin. I.	1746	25	1	47	58	25	20	854
St. Estanislado. I.	1749	24	38	31	58	33	15	729
Belen. I. . .	1760	23	26	17	58	56	0	361
Assumption. St.	1536	25	16	0	60	1	4	7088
Lugue. P.	1635	25	15	30	59	52	19	3815
Frontira. P. . .	1718	25	23	50	59	95	26	2187
Lambare. P. . .	1766	25	20	0	60	1	4	825
Limpio. P. . .	1785	25	10	24	59	51	49	1769
Concepcion. F. .	1773	23	23	8	59	36	4	1551
Yquamandiyu. P.	1784	24	6	12	56	18	29	979
Curuguaty. F. .	1715	24	28	10	88	14	25	2254
Carimbatay. P.	1760	24	33	35	58	17	7	972
Villarica. F. .	1576	25	48	55	58	51	59	3014
Hiaty. P. . . .	1773	25	44	42	58	54	12	1232
Yaca-Guazu. P.	1785	25	58	2	58	52	19	866
						Latus		53068

Digitized by Google

Namen der Städte, Flecken, Kolonieen und Pfarrdörfer.	Jahre der Gründung.	Südliche Breite Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anzahl der Einwohner.
Transport.	—	—	—	—	—	—	—	53068
Boby. P. . . .	1789	26	54	46	58	38	49	427
Arroyos. P. . .	1781	25	29	36	59	7	15	1227
Ajos. P. . . .	1758	25	26	34	58	50	0	715
Carsy. P. . . .	1770	25	30	27	59	12	6	654
Ybitimiry. P. . .	1783	25	45	43	59	13	2	620
Piribebuy. P. . .	1640	25	27	54	59	24	37	3595
Caacupé. P. . .	1770	25	24	21	59	29	24	1066
S. Norua. P. .	1770	25	22	28	59	23	19	733
Quarcpoty. P. .	1783	24	23	25	59	33	6	540
Pirayu. P. . .	1769	25	29	19	59	36	12	2352
Paraguary. P. .	1775	25	36	51	59	39	50	507
Capiata. P. . .	1640	25	21	43	59	51	48	5305
Ytangua. P. . .	1728	25	24	44	59	44	6	2235
S. Lorenzo. P. .	1775	25	21	14	59	57	0	1720
Villeta. P. . . .	1714	25	30	56	59	56	27	3098
Remolinos. P. .	1777	26	10	0	60	23	48	458
Carapegua. P. .	1725	25	45	31	59	36	56	3346
Quindy. P. . .	1738	25	58	26	59	34	49	1894
Quiquiho. P. . .	1777	26	13	13	59	20	59	1136
Acaay. P. . . .	1783	25	54	7	59	29	1	858
Ybicuy. P. . .	1766	26	0	54	59	21	7	1500
Caapuui. P. . .	1787	26	11	21	59	35	23	659
Neembuiu. P. .	1779	26	52	24	60	31	28	1730
Laureles. P. . .	1790	27	13	57	59	40	34	621
Taguaray. P. . .	1791	26	50	43	60	9	17	520
Emboscada. M. .	1740	25	7	42	59	44	5	840
Tabapy. M. . .	1653	25	54	56	59	41	18	644
Total-Summe.								92289

Anzahl der Spanier, welche in Indianischen Kolonieen wohnen, die nicht in dieser Tabelle begriffen sind. 5133

Total-Summe der Volksmenge. . . 97422

Digitized by Google

Funfzehntes Kapitel.

Kurze Nachricht von allen Städten, Flecken, Dörfern und Pfarreien in dem Gouvernement Buenos-Ayres, die sowohl ausschließlich von Spaniern, als bloß von Indianern und farbigen Menschen bewohnt werden.

Die nämlichen Bemerkungen, die ich dem vorigen Kapitel vorausgeschickt habe, müssen auch hier wiederholt werden. Nur das Einzige muß ich noch besonders beifügen, daß in dem Gouvernement Paraguay die Register von den Gebornen und Gestorbenen die ganze Anzahl der Einwohner mit pünktlicher Genauigkeit angeben, da es hingegen in dem Gouvernement Buenos-Ayres weder der Regierung noch den Geistlichen jemals eingefallen ist, eine solche Arbeit fertigen zu lassen. Folglich kann auch die tabellarische Uebersicht, die sich am Schlusse dieses Kapitels befindet, in dieser Rücksicht nicht ganz vollständig und zuverlässig seyn.

Buenos-Ayres. — Um 2. Februar 1635 fing man an, diese Stadt zu erbauen. Im Jahr 1539 wurde sie von ihren Einwohnern wieder verlassen, und erst im Jahr 1580, wo sich sechszig Familien aus der Provinz Paraguay daselbst niederliessen, wurde sie auf's neue und auf eine dauerhafte Art gegründet. Im Jahr 1620 wurde ein besonderes Gouvernement und ein Bisthum daselbst errichtet. Im Jahre 1776 erhielt die Stadt einen Vicekönig, und zu gleicher Zeit wurde auch daselbst die königliche Audiencia wieder hergestellt, die aus einem Chef, fünf Auditoren und zwei Regierungs-Kommissarien bestand, und schon zuvor im Jahr 1665 errichtet aber im Jahre 1672 wieder aufgehoben

Digitized by Google

worden war. Ausserdem wurden auch mehrere Kammern zur Verwaltung der Finanzen errichtet. Die Häfen der Stadt heißen le Riochuelo und la Ensenada, von denen beiden schon in einem frühern Kapitel dieses Werkes die Rede gewesen ist. Die Straßen in der Stadt sind breit, nach der Schnur erbaut und ungefähr die Hälfte davon ist gepflastert. Sie liegt in einer Ebene, dicht an dem Ufer des la Plata-Flusses; die dasige Kathedralkirche ist ein ganz neues Gebäude und ausserdem befinden sich noch daselbst fünf Pfarrkirchen, vier Manns- und zwei Frauens-Klöster, ein Hospital für das männliche und ein anderes für das weibliche Geschlecht, ein Findelhaus und ein Waisenhaus. Auch ist ein Kommissarius der Inquisition daselbst und ein Kollegium, in welchem die nämlichen Wissenschaften, wie in dem zu Assumption gelehrt werden. Der Vicekönig wohnt in einem Fort, aus welchem er den Fluß und die Stadt übersehen kann. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 40000 Seelen.

Montevideo. — Im Jahre 1724 wurde der Befehl zur Gründung dieser Stadt ertheilt, und die ersten Bewohner derselben bestanden aus Einwohnern von den Kanarischen Inseln, die im Jahre 1726 dahin kamen. Die Straßen der Stadt sind breit, nach der Schnur erbaut, aber nicht gepflastert. Sie ist auf allen Seiten von dem Meer umringt, ausgenommen auf der Seite gegen das Fort zu, das mit vier Bastionen versehen ist. Man ist jetzt damit beschäftigt, auf eben dieser Seite noch neue Festungswerke anzulegen, und das Ganze ist mit einem Wall umgeben, der mit zahlreichen Batterieen versehen ist. Die gesammte Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 150000 Seelen, wovon aber beinahe die Hälfte ausserhalb der Ringmauer und in einiger Entfernung von derselben wohnt. Es befindet sich daselbst ein militairischer Gouverneur, ein Kommandant der Marine, ein Franziskaner-Kloster

Digitized by Google

und eine Pfarrkirche. Von dem dasigen Hafen habe ich schon in einem der ersten Kapitel gesprochen.

Maldonado. — Die Erbauung dieser Stadt wurde beinahe zu der nämlichen Zeit, oder doch nicht viel später als die von Montevideo angefangen; allein erst im Jahre 1786 erhielt sie den Namen einer Stadt. Sie steht auf einem durchaus ebenen sandigten Boden; die Straßen sind nach der Schnur erbaut, allein der Hafen, von dem ich ebenfalls weiter oben gesprochen habe, ist fast eine halbe Stunde von der Stadt entfernt.

Die Kolonie del Sacramento wurde im Jahre 1679 durch den portugiesischen Gouverneur von Rio Janeiro gegründet, am 7. August 1680 aber von dem Gouverneur zu Buenos-Ayres wieder zerstört und gänzlich zu Grunde gerichtet. Im folgenden Jahre erlaubte man jedoch den Portugiesen, sie provisorisch wieder herzustellen. Im Jahr 1705 bemächtigte sich ihrer der Gouverneur von Buenos-Ayres zum zweiten Male; allein im Jahre 1715 wurde sie abermals an die Portugiesen zurück gegeben. Im Jahr 1762 wurde sie noch ein Mal durch die Besatzung von Buenos-Ayres weggenommen und kurz hernach wieder zurück gegeben. Im Jahr 1777 wurde sie zum vierten und letzten Male erobert, und bei dieser Gelegenheit von Grund aus verwüstet. Seit dieser Zeit ist jedoch von den Spaniern wieder eine ziemlich große Anzahl von Häusern daselbst erbaut worden, so wie auch eine Kapelle, die sich aber in höchst elenden Umständen befindet. Von dem Hafen habe ich schon weiter oben gesprochen.

Santa-Fé de la Vera Cruz. — Diese Stadt wurde im Jahr 1573 an dem Orte, wo sich gegenwärtig die Kolonie Cayasta befindet, gegründet, aber im Jahr 1651 an den Ort verlegt, wo sie noch heut zu Tage steht. Sie hat grade und breite Straßen, drei Manns-Klöster, eine Pfarrkirche und eine Bevölkerung von 4000 Seelen.

Digitized by Google

Corrientes wurde im Jahre 1588 an dem nämlichen Orte, wo sie sich noch gegenwärtig befindet, nämlich an dem Ufer des Parana, auf einem ebenen thonigten Boden, gegründet. Die Straßen dieser Stadt sind nach der Schnur erbaut. Es befinden sich in derselben drei Mönchs-Klöster, eine Pfarrkirche und eine Volksmenge von 4500 Seelen.

Ytaty. — Die Erbauer von Corrientes besiegten im Jahre. 1588 die hier wohnenden Guarany's Indianer und legten einige Zeit nachher, ungefähr zehn Stunden den Parana weiter aufwärts, an einem Orte, der Yuguary heißt, eine Kolonie von denselben an, in welche sie auch andere Indianer, die in dieser Gegend lebten, aufnahmen. Ueber vierzig Jahre nachher wurde diese Kolonie an den Ort verlegt, wo sie sich gegenwärtig befindet, und zugleich auch die Indianer aus der Insel Apipé und andere, die man aus Paraguay kommen ließ, mit derselben vereinigt. Die Einwohner dieser Kolonie jagten die Franziskaner-Mönche, welche die Direktion über dieselbe führten, fort, und riefen aus eigenem Antriebe die Jesuiten herbei. Diese veränderten sogleich den alten Namen der Kolonie, legten ihr den von Santa-Ana bei und verfälschten auch sogar die Geschichte ihres Ursprungs. Allein die vertriebenen Mönche ließen es dabei nicht bewenden; es kam zwischen beiden streitenden Partheien zu einem hitzigen Prozesse, der sich im Jahr 1616 damit endigte, daß auf einen besondern Befehl des Königs die Kolonie wieder an die frühern Besitzer derselben zurück gegeben werden musste. Im Jahre 1748 ist sie jedoch so wie die Kolonie Santa-Lucia von den Payagua's und andern Indianischen Völkerschaften aus der Provinz Chaco fast gänzlich verwüstet worden.

San-Josef wurde im Jahr 1633 am Fuße der Gebirge von Tapé, welche heut zu Tage den Portugiesen gehören, von den Jesuiten angelegt. Fünf

Digitized by Google

Jahre nachher ergriffen die Einwohner aus Furcht vor den Portugiesen die Flucht, ließen sich anfänglich zwischen den Kolonieen Corpus und San Ygnacio-Miry, und späterhin im Jahr 1760 an dem Orte nieder, wo sie noch gegenwärtig wohnen.

San-Carlos wurde im Jahr 1631 an dem Orte der Caapy heißt, von den Jesuiten gegründet. Die Portugiesen überfielen diese Kolonie nnd zerstörten sie nebst noch mehreren andern, aus welchen zusammengenommen im Jahr 1639 diese jetzige Kolonie an dem Orte, wo sie sich gegenwärtig befindet, angelegt wurde.

Apostoles. — Diese Kolonie wurde im Jahre 1632 von den Jesuiten in den Gebürgen von Tapé unter dem Namen la Natividad gegründet. Aus Furcht vor den Portugiesen, die sie unablässig verfolgten, ergriffen die Einwohner im Jahr 1637 insgesammt die Flucht, liessen sich an ihrem gegenwärtigen Wohnorte nieder und von dieser Zeit an erhielt die Kolonie den Namen, den sie noch heut zu Tage führt.

Martires. — Im Jahr 1630 gründeten die Jesuiten in der Nähe der Gebirge von Tapé die Kolonie Jesus Maria, und eben daselbst im Jahre 1633 die Kolonieen San Cristoval, San Joaquin oder San Pedro, und San Pablo del Caapy oder San Carlos. Allein alle diese Kolonien wurden von den Portugiesen verwüstet, und aus den Ueberbleibseln von ihnen allen entstand im Jahr 1638 die Kolonie Martires. Anfänglich befand sie sich am Fuße dieser nämlichen Gebirgskette, allein im Jahr 1704 wurde sie an den Ort verlegt wo sie sich heut zu Tage befindet.

Santa Maria la Mayor wurde ebenfalls von den Jesuiten im Jahr 1626 gegründet, und zwar am Zusammenflusse der beiden großen Flüsse Parana und Yguazu. Im Jahr 1633 musste sie aus Furcht vor den Portugiesen weiter zurück gelegt werden, und zwar anfänglich an den Ort, wo sich vorher die Kolonie

Digitized by Google

Kolonie niemals auch nur einen einzigen Katholiken gegeben, so wie auch noch heut zu Tage keiner daselbst zu finden ist, und die sämmtlichen daselbst wohnenden Indianer sind von den Wilden in nichts verschieden. Die ganze Kolonie ist so beschaffen, wie ich sie mit mehrern andern in einem der obigen Kapitel geschildert habe.

San Geronimo. — Diese Kolonie hat mit der vorhergehenden einerlei Beschaffenheit und ist nur dadurch von ihr verschieden, daß die Indianer, woraus dieselbe besteht, Aviponen sind. Uebrigens ist sie im Jahre 1748 gegründet worden.

Las Gorgas. — Ein Theil der Aviponen, welche in der vorigen Kolonie gewohnt hatten, ergriff im Jahr 1770 die Flucht und gründete diese Kolonie. Sie haben aber, eben so wenig wie die Indianer der beiden vorigen Kolonieen, irgend eine Art von Religion, und befinden sich auch in allen übrigen Stücken in dem nämlichen Zustande wie jene.

San Pedro und San Pablo. — Mit dieser Kolonie hat es ebenfalls ganz die nämliche Beschaffenheit wie mit den drei vorhergehenden. Sie wurde im Jahr 1765 gegründet.

Cayasta wurde im Jahr 1749 mit einer Anzahl Charrua's und Minuane's Indianer angelegt, die von einen bewaffneten Haufen von Spaniern von Santa Fé aus überfallen und gefangen genommen wurden. Unter ihnen allen befindet sich kein einziger Katholik; sie sind noch vollkommen wild und es hat mit der Kolonie dieselbe Bewandtniß, wie ich weiter oben erzählt habe.

Ynispin, oder Jesus Nazareno. — Der Kommandant von Santa Fé gründete im Jahr 1795 diese Kolonie mit einem Haufen Mocobi's Indianer, und übertrug einigen Geistlichen die Aufsicht über dieselben. Es befindet sich aber kein einziger Katholik daselbst

daselbst; die dasigen Indianer sind noch vollkommen in ihrem ursprünglichen wilden Zustande und auch wegen der ganzen übrigen Einrichtung der Kolonie muß ich mich auf das oben Gesagte beziehen.

Baradero. — Diese Kolonie ist im Jahre 1580, ohne allen Zweifel von weltlichen Personen, angelegt worden, und bestand ursprünglich bloß aus Guarany's-Indianern. Diese haben sich aber so stark mit den Spaniern vermischt, daß sie heut zu Tage fast durchgängig für solche gehalten werden; sie haben dabei ihre ursprünglichen Sitten und Gebräuche, so wie auch ihre Sprache gänzlich vergessen.

Quilmes. — In dem in der Gegend von Santiago del Estero gelegenen Thale, das diesen Namen führt, gab es ehemals zwei indianische Nationen, welche Quilmes und Calianos hießen. Beide wurden im Jahre 1618 mit einander vereinigt und aus ihnen diese nach dem erstern Volke genannte Kolonie angelegt, welche damals aus 700 Indianern, die fähig waren die Waffen zu führen, bestand. Wegen ihrer häufigen Verbindungen mit den Spaniern werden sie heut zu Tage fast insgesammt für solche gehalten, und sie haben ebenfalls ihre beiden Sprachen, die vollkommen von einander verschieden waren, gänzlich vergessen.

Santo Domingo Soriano. — Diese Kolonie wurde von Chana's-Indianern, anderthalb Meilen westwärts von dem Orte wo sie sich gegenwärtig befindet, und wohin sie erst im Jahre 1704 verlegt worden ist, gegründet. Das Jahr ihrer ersten Anlegung kann ich jedoch nicht mit völliger Gewißheit angeben.

Digitized by Google

Tabellarische Uebersicht der Volksmenge in dem Gouvernement Buenos-Ayres.

Namen der Städte, Flecken, Kolonieen, und Pfarrdörfer.	Jahre der Gründung.	Südliche Breite. Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anzahl der Einwohner.
San Josef. I.	1633	27	45	52	58	8	57	1362
San Carlos. I.	1631	27	44	36	58	17	12	1280
Apostoles. I.	1632	27	54	43	58	9	19	1821
Conception. I.	1620	27	58	44	57	57	13	2104
S. Mariala Mayor I.	1626	27	53	44	57	46	4	911
Martires. I.	1633	27	47	37	57	40	2	937
S. Xavier. I.	1629	27	51	8	57	34	4	1379
S. Nicolas. I.	1627	28	12	0	57	39	53	3667
S. Luys. I.	1632	28	25	6	57	22	14	3500
S. Lorenzo. I.	1691	28	27	24	57	8	30	1275
S. Miguel. I.	1632	28	32	26	56	59	27	1973
S. Juan. I.	1698	28	26	56	56	48	40	2388
S. Angel. I.	1707	28	17	19	57	0	12	1986
Yapeyu. I.	1626	29	31	47	58	58	28	5500
La Cruz. I.	1629	29	29	1	58	48	28	2305
S. Tome. I.	1632	28	32	49	58	17	43	1500
S. Borja.	1690	28	39	51	58	15	58	1800
Guacaras. I.	1588	27	27	31	60	55	12	60
Ytaty. I.	1588	27	17	0	60	31	38	712
S. Lucia. I.	1583	28	59	30	61	18	2	192
Garzas. I.	1770	28	28	49	61	11	40	218
S. Geronimo. I.	1748	29	10	20	61	43	46	482
Luispin, oder Jesus Nazareno. I.	1795	29	43	30	62	40	30	600
San. Pedro. I.	1765	29	57	0	62	37	0	643
San Xavier. I.	1743	30	32	15	62	27	15	1308
Caiasta. I.	1749	31	9	20	62	39	0	67
Baradero. I.	1580	34	46	38	62	6	30	Z. 900
Guilmes. I.	1677	33	38	45	60	36	50	Z. 809
S. Dom. Soriano. I.	Z. 1650	33	23	56	60	38	20	Z. 1700
Buenos-Ayres. St.	1535	34	36	28	60	40	30	40000
Magdalena. P.	1730	35	5	6	59	55	40	Z. 3000
S. Vicente. P.	Z. 1730	35	2	20	60	40	30	1750
Moron. P.	1730	34	40	10	61	4	45	Z. 1100
S. Ysidro. P.	1730	34	28	0	60	43	10	2000
Conchas. P.	1769	34	24	56	60	53	30	2000
Lusan. P.	1730	34	36	0	61	40	30	1500
Pilar. P.	Z. 1772	34	25	56	61	33	40	2058
Cruz. P.	1772	34	16	22	61	43	30	1772
Areco. F.	1702	34	14	2	62	7	10	2300
						Latus		101050

Digitized by Google

Namen der Städte, Flecken, Kolonieen, und Pfarrdörfer.	Jahre der Gründung	Südliche Breite. Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anzahl der Einwohner.
Transport	—	—	—	—	—	—		101050
S. Pedro. P. . .	1780	33	39	47	62	13	0	Z. 600
Arrecife. F. . .	1730	34	4	10	62	47	10	1728
Pergamino. F. .	1780	33	53	28	63	3	5	1200
S. Nicolas. F. .	1749	33	19	0	62	45	4	4220
Choscumus. Bf. .		35	33	40	60	22	15	Z. 1000
Ranchos. Bf. . .		35	30	30	60	36	14	Z. 800
Monte. Bf. . .		35	25	40	61	10	54	Z. 750
Lujan. Bf. . . .		34	30	30	62	4	50	Z. 1000
Salto. Bf. . .		34	18	45	62	54	40	2750
Roxas. Bf. . .		34	11	30	63	19	50	Z. 740
Melincue. P. . .		33	44	30	64	9	56	Z. 400
Montevideo. St..	1724	34	54	36	58	30	42	15245
Piedras. P. . .	1780	34	45	24	58	32	4	Z. 800
Canelon. F. . .	1778	34	35	23	58	34	55	3500
S. Lucia. F. . .	1781	34	30	35	58	40	41	Z. 460
S. Josef. F. . .	1781	34	22	17	59	13	22	Z. 350
Colla. P. . . .	1780	34	19	39	59	41	43	Z. 300
Colonia. F. . .	1679	34	26	10	60	9	15	Z. 300
Real Carlos. P. .	1680	34	25	8	60	9	56	Z. 200
Rivoras P. . .	1680	33	56	20	60	31	30	Z. 1500
Espinillo. P. . .	1680	33	33	30	60	32	15	Z. 1300
Merudes, oder Capilla Nueva. P. .	1791	33	12	30	60	17	40	Z. 850
Martin Garcia. P.		34	11	5	60	33	40	Z. 200
Arroya dela China, F	1780	32	29	18	60	33	55	Z. 3500
Gualegaichu. F. .	1780	32	59	15	60	47	8	Z. 2000
Gualeguay. F. .	Z. 1780	33	8	19	61	48	10	Z. 1600
Pando. P. . . .	1782	34	41	18	58	9	4	Z. 300
Maldonado. St. .	1730	34	53	12	57	7	44	Z. 2000
S. Carlos. F. .	1778	34	44	45	57	4	4	Z. 400
Minas. F. . . .	1783	34	21	30	57	25	34	450
Rocha. F. . . .	1800	34	22	0	56	32	58	350
S. Teresa. Bf. .	1762	33	58	5	55	54	15	Z. 120
S. Miguel. Bf. .	1733	33	44	44	55	55	30	40
Melo. F. . . .	1795	32	23	14	56	37	44	820
S. Feda. Bf. . .	1773	30	16	8	56	34	24	130
Batoby. F. . .	1800	30	36	1	57	6	24	948
Corrientes. St. .	1580	27	27	21	61	6	0	4500
Caacaty. P. . .	1780 Z	27	31	0	Z. 60	21	0	Z. 600
Burucuya. P. .	1780 Z.	27	57	50	Z. 60	35	25	356
Aladas. P. . . .	1780	28	15	20	60	50	20	Z. 1200
S. Roque. P. . .	1781	28	33	33	60	57	30	1390
						Latus		161947

Digitized by Google

Namen der Städte, Flecken, Kolonieen, und Pfarrdörfer.	Jahre der Gründung.	Südliche Breite. Gr.	M.	S.	Westliche Länge von Paris. Gr.	M.	S.	Anzahl der Einwohner.
Transport	—	—	—	—	—	—	—	161947
S. Fee. St. . .	1573	31	40	29	63	12	30	4000
Baxada. F. . .	1730	31	44	15	62	4	30	3000
Novoya. P. . .	1393	32	17	43	62	24	34	Z. 1500
Coronda. F. . .	1768	31	58	47	63	21	50	2000
Rosario. F. . .	1730	32	56	4	63	11	20	3500
Rioncyro. F. . .	1781	40	50	0	64	43	30	Z. 300
Maluinas. P. . .		51	32	0	59	57	30	Z. 600
Total-Summe.								176847

Anmerkung. — Die beigesetzten Buchstaben haben die nämliche Bedeutung, wie in der vorigen Tabelle. — BF. bedeutet einen befestigten Ort; Z. einen Zweifel.

Der Flecken Rioneyro soll vielleicht Rionegro heißen; er liegt im Lande der Pampa's. — Das Pfarrdorf Maluinas liegt auf der nordöstlichen Spitze der Insel Soledad, eine der maluinischen Inseln. Der Uebersetzer.

Sechszehntes Kapitel.

Kurze Geschichte von der Entdeckung und Eroberung der Provinz am la Plata-Strome und von Paraguay.

Im Jahre 1515 ließ der spanische Hof drei Schiffe ausrüsten, eines von 60 Tonnen und jedes der beiden andern von 30 Tonnen, die auf eine Entdeckungsreise auslaufen sollten, und gab das Kommando über dieselben dem Ober-Steuermann, Johann Diaz von Solis, gebürtig von Lebrixa. Dieser schiffte sich im September des gedachten Jahres mit 60 Soldaten und einem Vorrathe von Lebensmitteln auf dritthalb Jahre, in dem Hafen von Lepe ein. Nachdem nun derselbe auf der Insel St. Catharina frisches Wasser eingenommen hatte, und bald nachher bei dem Flusse, der heut

Digitized by Google

zu Tage den Namen des la Plata-Stromes führt, angekommen war, so lief er in denselben ein und nannte ihn den Solis-Fluß. Als er aber auf dem nördlichen Ufer desselben an's Land gestiegen war, um sich mit einigen Charrua's-Indianern, die sich daselbst versammelt hatten, in eine Unterredung einzulassen, wurde er, nebst allen seinen bei ihm befindlichen Leuten, von diesen Wilden und von noch andern, die in der Nähe eines Baches, der auch deßhalb bis auf den heutigen Tag den Namen Solis führt und sich zwischen den beiden Städten Montevideo und Maldonado befindet, aus einem Hinterhalte hervor brachen, um's Leben gebracht. Sein Bruder und sein Schwager, Franz Torres, die sich beide als Steuermänner bei der Expedition befanden, kehrten hierauf unverzüglich mit den sämmtlichen Schiffen wieder nach Spanien zurück, und nunmehr bekümmerte man sich hier nicht weiter um den la Plata-Strom bis zu Ende des Jahres 1525.

In diesem Jahre aber schickte der spanische Hof den Diego Garcia in der nämlichen Absicht dahin; allein dieser segelte nur mit einem einzigen Schiffe am 15. Januar 1526 aus dem Hafen von Coruna ab. Zuerst lief derselbe in die Canarischen Inseln ein und alsdann in den Hafen St. Vincent in Brasilien, wo er von den Portugiesen eine Brigantine erkaufte und einem dasigen Baccalaureus, der sich mit ihm einschiffte, das Versprechen ertheilte, daß er sobald sie in dem la Plata-Strome angekommen wären, sein großes Schiff wieder nach St. Vincent zurück schicken wollte, um auf demselben 800 Sklaven, die diesem Baccalaureus eigenthümlich zugehörten, nach Europa zu transportiren. Hierauf segelte Garcia am 25. Jänner 1527 von St. Vincent ab und lief bald hernach in den Hafen de los Patos in dem portugiesischen Paraguay im 27° der Breite ein.

In diesem Hafen traf er den Venezianer Seba-

Digitized by Google

stian Gaboto an, der von dem spanischen Hofe den Auftrag erhalten hatte, durch die magellanische Meerenge nach Ostindien zu segeln. Er war in dieser Absicht am 3. April 1526 von San Lucar de Barrameda mit vier Schiffen ausgelaufen, hatte aber das größte unter diesen auf der Insel St. Catharina verloren. Deßgleichen traf er auch in diesem Hafen die Spanier Heinrich Montes und Melchior Ranurez an, die von den Truppen unter dem Kommando des Diaz de Solis desertirt waren; ferner befanden sich auch in der Nachbarschaft noch funfzehn andere spanische Deserteurs von der ebenfalls nach Ostindien bestimmt gewesenen Armee des Dom Rodrigo d'Acuna. Alle diese Deserteurs erzählten dem Gaboto, daß an den Ufern des la Plata-Stromes unermeßliche Schätze von Gold und Silber zu finden wären; dieser faßte deßhalb den Entschluß, in den genannten Strom einzulaufen, und um sein Vorhaben um desto sicherer auszuführen, erbaute er sich eine Galliotte. Da ihm aber ein Theil seiner Mannschaft nicht nur Vorwürfe darüber machte, daß er seine Reise nach Ostindien aufgeben wollte, sondern sich auch dem Plane, in den la Plata-Strom einzulaufen, geradezu widersetzte, so ließ er die Anführer dieses Komplottes, worunter sich hauptsächlich Martin Mondez, Michael Roxas und noch ein anderer Roxas befanden, auf der Insel St. Catharina zurück, und beschloß, sein Vorhaben ohne ihre Theilnahme auszuführen. Am 15. Februar 1527 lichtete er die Anker und kam bald hernach in dem Hafen de los Patos an, von wo er, außer einer großen Menge von Lebensmitteln, auch vier Indianer mit sich nahm. Hierauf lief er in den la Plata-Strom ein und legte sich gegen dem jetzigen Buenos-Ayres über, in der Mündung eines kleinen Flusses, den er St. Lazarus nannte, und der heut zu Tage den Namen St. Johann führt, vor Anker. Hier stieß Franz Puerto zu ihm, der einzige, der von

Digitized by Google

allen, die mit Solis an's Land gestiegen waren, das Leben gerettet hatte.

In diesem Hafen ließ Gaboto seine zwei größten Schiffe zurück, nebst dreißig Mann, und noch ausserdem zwölf Soldaten, die seine Effekten, welche er insgesammt in eine mit Pallisaden eingefasste Barke hatte bringen lassen, bewachen sollte. Er selbst reis'te am 8. Mai des nämlichen Jahres mit der neu erbauten Galliotte und einer Karavelle ab, und hinterließ der zurück bleibenden Mannschaft den Befehl, daß sie sich unterdessen bemühen sollte, in der umliegenden Gegend einen bessern Hafen aufzufinden. Diesem Befehle gemäß lief eines von den beiden grössern Schiffen in den Urugauy ein, ging aber darin schon am dritten Tage in einem Sturme zu Grunde. Glücklicher Weise wurde jedoch die ganze Mannschaft gerettet; ein Theil derselben kam zu Wasser in einem indianischen Kanot, der andere aber zu Lande nach St. Johann zurück; die letztere Abtheilung hatte jedoch unter Weges ein hitziges Gefechte mit den Jasos-Indianern auszuhalten, worin der Kapitän und mehrere Spanier das Leben verloren.

Gaboto selbst war unterdessen mit seinen zwei Schiffen in den südlichen Arm des Parana-Stromes, dem er den Namen des Palmenflusses beilegte, eingelaufen. Von den Guarany's, die er hier antraf, und die er auf die freundlichste Art behandelte, kaufte er eine Menge frischer Lebensmittel und fuhr hierauf bis zu 32° 25′ 12″ der Breite hinauf, d. h. bis zur Mündung des kleinen Flüßchens Carcaranal, das aus dem Innern des Landes herkommt. An diesem Orte erbaute er nicht nur eine Brigantine, sondern auch ein kleines Fort, das er St. Spiritus nannte. Das Land daselbst gehörte den Coracara's-Indianern, die er wohlwollend und freundlich behandelte, so wie auch die Jimbu's, die ein wenig weiter oberhalb wohnten; beide Stämme gehörten zu der großen Nation der

Digitized by Google

Guarany's. Von hieraus schickte Gaboto auch die Galiotte nach St. Johann zurück, um seine dort zurückgelassenen Effekten abzuholen. Als nun diese letztern glücklich angekommen waren, ließ er 60 Mann in dem neu erbauten Fort zurück und segelte am 23ten December mit seiner Galiotte und der Brigantine wieder ab. Er fuhr den Parana hinauf bis zu 27° 27′ 20″ der Breite und 59 der Länge, wo er über eine Untiefe wegsetzte, die heut zu Tage unter dem Namen des Wassersprunges bekannt ist. Hier hielt er sich dreißig Tage mit den Guarany's Indianern auf, die er von St. Anna herbei kommen ließ, und die heut zu Tage als Christen in der Kolonie Ytaty leben. Sie hatten bei ihrer Ankunft einige kleine Gold- und Silberblättchen in ihren Ohren hängen, welche die Spanier für mancherlei Kleinigkeiten von ihnen eintauschten.

Am 28. März 1528 kehrte endlich Gaboto wieder um, und lief in den Paraguay ein, um daselbst einige indianische Nationen aufzusuchen, die wie man ihn versichert hatte, die Gold- und Silberblättchen an die Indianer, von denen man sie eben eingetauscht hatte, verkauft haben sollten. Als nun Gaboto an die Mündung des Vermejo-Flusses gekommen war, so schickte er die Brigantine mit 30 Mann voraus. Diese trafen auch nach wenigen Tagen einen Haufen von Agaca's-Indianern an dem Ufer an, welche ihnen auf die treuherzigste Art versicherten, daß sie allerdings eine große Menge von Gold und Silber in ihren, in einer kleinen Entfernung davon gelegenen Häusern besäßen, und sehr bereit wären, sie gegen andere Dinge an sie zu vertauschen. Die Spanier liessen sich von ihnen überreden und funfzehn Mann gingen mit ihnen in ihre Hütten, wo sie aber von ihnen überfallen und sämmtlich nieder gemacht wurden; die vornehmsten darunter waren der zweite Befehlshaber Michael Rifos und der Schatzmeister Hieronimus Ruñez. Dieser empfind-

Digitized by Google

liche Verlust und die Nachricht, die zu gleicher Zeit ankam, daß mehrere Schiffe in den la Plata-Strom eingelaufen wären, veranlaßten Gaboto, den Rückweg wieder anzutreten. Er hatte aber von der Mündung des Paraguay-Stromes an noch nicht 30 Stunden Wegs zurück gelegt, als er schon dem Garcia begegnete, der den Fluß hinauf fuhr. Beide Männer behaupteten nunmehr die erste Entdeckung des Landes sich zuschreiben zu dürfen und geriethen darüber in einem lebhaften Streit mit einander; endlich aber kamen sie dahin überein, daß sie beide zu dem Fort St. Spiritus segeln, daselbst sechs Brigantinen erbauen und alsdann die Entdeckung und Eroberung des Landes gemeinschaftlich fortsetzen wollten.

Garcia, den wir oben in dem Hafen de los Patos zurück gelassen haben, wie er eben in den Solis-Fluß, oder heut zu Tage la Plata-Strom einlaufen wollte. Als Antonius Grageda, der zu St. Johann das Kommando führte, die Schiffe desselben erblickte, gerieth er anfänglich in eine große Furcht: denn er bildete sich ein, daß sich die Mannschaft darauf befände, welche Gaboto auf der Insel St. Catharina zurück gelassen hatte; als er aber sahe, daß es Garcia war, empfing er ihn mit allen möglichen Beweisen von Freundschaft. Von hieraus schickte nun Garcia sogleich sein grosses Schiff nach St. Vincent zurück, um zufolge seines dem portugiesischen Baccalaureus gegebenen Versprechens, die dem Letztern zugehörigen Sklaven auf demselben nach Europa transportiren zu lassen; hierauf ließ er die Brigantine, die er in Stücken aus Spanien mitgebracht hatte, zusammen setzen, und folgte dem Gaboto nach. Als er zu St. Spiritus ankam, zwang er den dasigen Befehlshaber Gregorius Caro, daß er ihn für seinen Chef erkennen musste, weil er ausdrücklich in der Absicht, das Land zu entdecken und zu erobern, geschickt worden wäre, da hingegen

Digitized by Google

Gaboto nach der Bestimmung des Hofes eigentlich nach Ostindien hätte gehen sollen. Wirklich erkannte ihn auch Caro für seinen Chef an, und trug um so weniger Bedenken dieses zu thun, da man ihm zu der nämlichen Zeit die Nachricht brachte, daß Gaboto mit allen seinen Leuten ermordet worden wäre. Hierauf setzte Garcia seine Fahrt weiter fort, traf, wie wir gesehen haben, den Gaboto unter Weges an, und beide begaben sich hierauf nach St. Spiritus, um gemeinschaftlich das Entdeckungsgeschäft fortzusetzen. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurden sie uneins, und da Garcia die schwächere Parthie ausmachte, so sahe er sich endlich genöthigt, nach Spanien zurück zu segeln. Gaboto blieb aber zu St. Spiritus, und schickte bloß eine Karavelle nach Europa ab, um Sr. Majestät von seinen bisherigen Entdeckungen Nachricht zu geben, und ihm die Gold- und Silberblättchen, die er von den Indianern zu St. Anna eingetauscht hatte, zu Füßen legen zu lassen. Diese Goldblättchen gaben die Veranlassung, daß man damals dem Lande und dem Flusse den Namen la Plata beilegte, und diesen haben sie auch bis auf den heutigen Tag behalten, ob man gleich nach völlig vollendeter Entdeckung des Landes keine Spur von diesen beiden Metallen oder irgend einem andern Metalle darin gefunden hat. Der König von Spanien genehmigte vollkommen das Verfahren des Gaboto, befahl ihm die Eroberung fortzusetzen und versicherte ihn, daß er ihm nächstens die verlangte Hülfe zuschicken werde. Weil aber in der damaligen Zeit der königliche Schatz gänzlich erschöpft war, und nicht den geringsten Nebenaufwand zu machen erlaubte, so mußte man die weitere Eroberung dieses Landes einem sehr reichen Edelmanne von Cadix, Namens Peter von Mendoza, übertragen, der sich erbot, sie auf seine eigene Kosten auszuführen. Als Gaboto hiervon benachrichtiget wurde, ließ er 110 Mann

Digitized by Google

unter dem Kommando von Nuno de Lara zu St. Spiritus zurück, schiffte sich mit den übrigen nach Spanien ein, und kam im Jahr 1530 wieder daselbst an.

Lara lebte mit den Caracura's- und Timbu's-Indianern in Frieden und Eintracht, bis 1532, wo alle bisherigen guten Verhältnisse durch folgende schreckliche Begebenheit zerstört wurden: Ein Cacike der Timbu's, Namens Mangoré, verliebte sich in eine Spanierin, Namens Lucia Miranda, rechtmäßige Frau des Sebastian Hurtado. Da nun derselbe durch die gewöhnlichen Mittel seinen Zweck nicht erreichen konnte, so faßte er den Entschluß, mit Gewalt der Waffen seine Leidenschaft zu befriedigen. Als nun einmal der Kommandant des Forts, Ruy Garcia Mosquera mit vierzig Soldaten auf einer Brigantine verreis't war, um von den Indianern auf beiden Ufern des Flusses und auf den Inseln in denselben Lebensmitteln einzukaufen, so benutzte Mangoré dessen Abwesenheit, um sein Vorhaben auszuführen. Er versammelte in der Stille eine Menge von seinen Indianern und verbarg sie in der Nähe des Forts in einem Gebüsche, bis die Nacht angebrochen war; alsdann ging er mit acht Indianern an das Thor des Forts, und bat, daß man ihm aufmachen möchte. Dieses glaubte man ohne das geringste Bedenken thun zu können: denn man hielt ihn nicht nur für einen aufrichtigen Freund der Spanier, sondern bildete sich auch ein, daß er Lebensmittel herbeibrächte. Allein sobald das Thor geöffnet war, bemächtigte sich Mangoré desselben, und gab das verabredete Signal, worauf seine zurückgelassenen Indianer insgesammt herbei strömten. Da nun die Spanier diesen Ueberfall nicht auf das entfernteste geahnet hatten, wurden sie sämmtlich bis auf den letzten Mann um's Leben gebracht; es kamen jedoch auch sehr viele Indianer dabei um, und unter diesen Mangoré selbst. Man kann sich das Entsetzen der Mannschaft, die sich auf der

Digitized by Google

Brigantine befand, bei ihrer Zurückkunft denken: weil jedoch Sebastian Hurtado, der ebenfalls die Reise mitgemacht hatte, unter den erschlagenen Spaniern den Leichnam seiner Lucia nicht fand, so vermuthete er sogleich den wahren Verlauf der Sache, und gerieth darüber so ganz außer aller Fassung, daß er allein und im halben Wahnsinn fortlief, um seine Gattin unter den Indianern aufzusuchen. Diese wollten ihn, als er zu ihnen kam, sogleich umbringen, und nur auf die dringende Fürbitte der Lucia, in welche sich Syripo, Mangoré's Bruder unterdessen ebenfalls leidenschaftlich verliebt hatte, schenkten sie ihm das Leben. Weil jedoch Lucia allen Bemühungen des Syripo, seine Lüste zu befriedigen, den standhaftesten und beharrlichsten Widerstand entgegensetzte, so wurde er endlich in einem solchen Grade darüber aufgebracht, daß er ihren Mann vor ihren Augen an einem Baum binden und mit Pfeilen todt schießen, sie selbst aber nachher lebendig verbrennen ließ.

Mosquera entfernte sich hierauf gänzlich aus dieser Gegend, und begab sich mit der Brigantine und seiner gesammten noch übrigen Mannschaft auf die Küste von Brasilien, wo er sich zu Ygua, zwanzig Stunden von St. Vincent, einer portugiesischen Kolonie, niederließ. Die dasigen Portugiesen kündigten ihm jedoch schon i. J. 1543 den Krieg an, und rückten in großer Menge gegen die Spanier aus. Wahrscheinlich wäre es auch in ihrer hülflosen Lage um sie sämmtlich geschehen gewesen, wenn sich nicht zufälliger Weise gerade in dem entscheidenden Zeitpunkte ein französischer Korsar der Küste genähert, und seine Schaluppe an's Land geschickt hätte, um Lebensmittel einzukaufen. Diese letztere wurde des Nachts von den Spaniern überfallen und weggenommen; hierauf bestiegen sie dieselbe, näherten sich dem Raubschiffe und bemächtigten sich seiner durch List. Die darauf befindlichen Kanonen wurden sogleich an's Land geschafft,

Digitized by Google

und vermittelst derselben glückte es den Spaniern, einen vollständigen Sieg über die Portugiesen davon zu tragen. Sie drangen hierauf bis nach St. Vincent vor, verbrannten es, und verwüsteten es von Grund aus. Hierauf schifften sie sich ein, und liessen sich auf der Insel St. Catharina nieder.

Don Pedro de Mendoza, der von dem Könige zum Oberbefehlshaber über alle Länder am la Plata-Strome ernannt worden war, reis'te am 24ten August 1534 mit vierzehn Schiffen, 72 Mann zu Pferde, 2500 Spaniern, und 150 Deutschen und Flamändern von Sevilla ab, und kam glücklich zu Rio Janeiro an. Da er jedoch sogleich bei seiner Ankunft gefährlich krank wurde, so übertrug er das Kommando seinem Unterbefehlshaber Juan de Osorio. Weil aber bald hernach die Feinde und Neider von Osorio diesen durch mancherlei Erzählungen bei ihm anzuschwärzen wusten, so liess er ihn durch Meuchelmörder um's Leben bringen, und setzte hierauf seine Reise bis nach der Insel San Gabriel, der jetzigen Kolonie del Sacramento fort.

Sobald er hier angekommen war, liess er sogleich die gegen über gelegene südliche Küste untersuchen, begab sich selbst mit seiner ganzen Flotte dahin, und legte am 2ten Februar 1535 den Grundstein zu der Stadt Buenos-Ayres. Man fing auch unverzüglich an, sie mit Mauern einzufassen, und in der ersten Zeit brachten die Guarany's- und Pampa's-Indianer eine Menge Lebensmittel herbei, die sie den Spaniern verkauften. Allein nicht lange nachher schlugen diese Wilden ganz unerwarteter Weise zehn Spanier, die mit Holzfällen beschäftigt waren, todt, und machten auch einen Angriff auf die Stadt selbst, der ihnen jedoch fehlschlug.

Um sie für diesen heimtückischen Ueberfall zu züchtigen, schickte der Oberbefehlshaber 12 Reiter und 130 Fussgänger unter dem Kommando seines eigenen Bruders, Don Diego, gegen sie ab. Am zweiten Tage kam

Digitized by Google

diese Mannschaft in das Thal Escobar, und da sie hier die vereinigte Armee der Guarany's und Pampa's in voller Rüstung gegen sich über erblickte, so griff sie dieselbe gleich an; allein kaum waren die Spanier funfzig Schritte vorgerückt, so fielen sie und ihre Pferde bis an die Brust in den Schlamm, und blieben darin stecken. Die Feinde stürzten mit ihren Kugeln, Pfeilen und Wurfspießen über sie her, und erschlugen zehn von den Reitern, worunter sich der Anführer selbst befand, und zwanzig Fußgänger. Es kam jedoch auch eine große Menge Indianer dabei um's Leben, und die Spanier kehrten nicht sogleich in die Stadt zurück, sondern erbauten an Ort und Stelle ein kleines Fort, von welchem man noch in der Nähe der Kapelle del Vilar die Ruinen findet, und ließen in demselben hundert Mann als Besatzung.

Weil aber nunmehr die Indianer keine Lebensmittel mehr herbei brachten, so fing es in der Stadt bald an, daran zu fehlen, und es brachen auch überdieß mancherlei Krankheiten unter den Spaniern aus. Es wurden deßhalb zwei Schiffe abgeschickt, wovon das eine auf den Inseln im Parana und das andre auf der Küste von Brasilien Lebensmittel einkaufen sollte; zugleich fuhren auch mehrere hinlänglich mit Truppen versehene Schiffe, unter der Anführung von Juan de Ayolas, den Fluß hinauf, um einen andern Ort, der zu Anlegung einer Kolonie günstiger wäre, aufzusuchen. Das erste von den abgeschickten Schiffen brachte nur einen geringen Vorrath von Lebensmitteln mit, und kam gerade in den Augenblick wieder zurück, wo die Pampa's die Stadt überfallen, dreißig Spanier daselbst um's Leben gebracht, und fast die sämmtlichen neu erbauten Häuser verbrannt hatten. Nicht lange nachher kam auch Ayolas wieder zurück, der unterdessen in dem Lande der Timbu's-Indianer, fünf Stunden unterhalb Coranda, das kleine Fort Corpus

Digitized by Google

Christi oder Buena Esperanza erbaut, und hundert Mann Besatzung daselbst zurückgelassen hatte. Der Oberbefehlshaber begab sich deßhalb sogleich mit mehr als der Hälfte seiner gesammten Mannschaft in diese neue Kolonie; da man aber auch hier sehr viel von Krankheiten auszustehen hatte, durch welche die Anzahl der Kolonisten täglich vermindert wurde, so liefen viele von den letztern fort, um sich bei den Indianern nieder zu lassen. Hierauf schickte der Oberbefehlshaber den nämlichen Juan de Ayola's mit dreihundert Soldaten abermals ab, damit er den Fluß weiter hinauf fahren und das an demselben liegende Land untersuchen sollte. Nicht lange nachher verfiel er jedoch in eine gefährliche Krankheit, ernannte deßhalb den Ayolas zum Oberbefehlshaber in seiner Abwesenheit, schiffte sich ein, um nach Spanien zurück zu kehren, und starb auf der See.

Ayolas fuhr unterdessen, eben so wie Gaboto, den Parana-Strom hinauf, und behandelte alle Indianer die er auf seiner Fahrt antraf, auf das freundlichste. Hierauf lief er in den Paraguay-Strom ein, und drang bis zu 15°, 38′, 3″, der Breite vor, d. h. bis an die Stelle, wo sich das Bett dieses Flusses auf eine außerordentliche Weise verengt. An diesem Orte, der heut zu Tage den Namen Angostura führt, hatte er einen lebhaften Angriff von Seiten der Agaces-Indianer auszuhalten, die ihn in ihren Canots überfielen, und wobei er zwar den Sieg davon trug, aber funfzehn von seinen Spaniern verlor. Er fuhr hierauf noch fünf Stunden weiter hinauf, und legte sich an dem Orte, der jetzt la Villette heißt, vor Anker, um von den dasigen Carió's-Indianern Lebensmittel einzukaufen, woran er anfing, großen Mangel zu leiden. Allein diese Indianer, die heut zu Tage die Kolonie Yta ausmachen, wollten ihm keine verkaufen, und sich überhaupt in gar keine gütliche Unterhandlungen mit ihm einlassen, sondern kündigten ihm förmlich den Krieg an.

Digitized by Google

Ayolas sah sich deshalb genöthigt, seine Mannschaft an's Land zu setzen, und den Indianern in dem Thale Guarnipitan eine Schlacht zu liefern. In dieser verloren die letztern eine außerordentliche Menge von Menschen, und von Seiten der Spanier kamen dabei sechszehn Mann um's Leben. Durch diesen Sieg wurden die Indianer gezwungen, Frieden zu machen, und eine von den Bedingungen desselben war, daß sie, außer allen erforderlichen Lebensmitteln, auch sieben junge Mädchen für Ayolas, und zwei für jeden Soldaten abliefern mußten.

Hierauf ließ Ayolas ein wenig weiter hinauf ein befestigtes Haus erbauen, und dieses war das erste von der nunmehrigen Stadt Assumption. Das Haus erhielt seinen Namen von dem Tage der Schlacht, die am 15ten August 1536 geliefert worden war. Ayolas ließ eine geringe Besatzung in demselben zurück, nahm einen Vorrath von Lebensmitteln mit, und fuhr den Fluß bis zu 21°, 5′, der Breite hinauf. Hier stieg er am 2ten Februar 1537 an einem Orte, den er Puerto de Candelaria nannte, mit 200 Spaniern an's Land, übergab das Kommando über seine Schiffe dem Domingo Martinez de Yrala, befahl ihm, daselbst sechs Monate lang auf ihn zu warten, und ging hierauf mit seiner Mannschaft gegen Nordwesten zu, in das Innere des Landes hinein.

Unterdessen war das Schiff, das man nach Brasilien geschickt hatte, mit Lebensmitteln reich beladen nach Buenos-Ayres zurück gekommen, und hatte auch die Spanier mit dahin gebracht, die sich, wie wir oben gesehen haben, unter der Anführung von Mosquera auf der Insel St. Catharina niedergelassen hatten. Man faßte deßhalb nunmehr den Beschluß, daß Juan de Salazar mit einer Anzahl Truppen zur Verstärkung des Ayolas den Fluß hinauffahren, und diesem auch zu gleicher Zeit die Nachricht überbringen sollte, daß

er

Digitized by Google

er zum Oberbefehlshaber ernannt worden wäre. Salazar kam auch glücklich an dem Orte an, wo Yrala mit den Schiffen abgeredeter Maaßen auf Ayolas warten sollte; da man aber keine Nachricht von dem letztern erhalten hatte, und durchaus nichts von ihm wusste, so kehrte Salazar wieder nach Buenos-Ayres zurück, und verstärkte nur im Vorbeisegeln die allzuschwache Besatzung von Assumption mit einigen Mann. Als es jedoch nicht lange nachher auch wieder anfing, an Lebensmitteln zu fehlen, fuhr Francisko Ruiz Gulan, der damals Kommandant daselbst war, nach Assumption, um von daher einen Vorrath davon zu holen. Hier traf er Yrala an, der eben daselbst angekommen war, nachdem er schon über sechs Monate lang an dem verabredeten Orte auf Ayolas gewartet hatte. Ruiz Gulan befahl ihm jedoch sogleich wieder zurück zu kehren; er selbst nahm einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln zu sich, fuhr wieder den Fluß hinunter, und kehrte nach Buenos-Ayres zurück.

Als er auf Corpus Christi kam, so fand er daselbst die Spanier im Streite mit den Indianern, und musste ihnen deßhalb eine Verstärkung von 120 Mann zurück lassen, worauf er glücklich zu Buenos-Ayres ankam. In seiner Abwesenheit war aus Spanien ein Inspektor (Veedor) Namens Alfonso Cabrera mit drei Schiffen, die mit Rekruten, Munition u. dgl. beladen waren, dahin gekommen, und noch ein viertes Schiff hatte wegen des schlechten Zustandes, worin es sich befand, zu St. Catharina zurück bleiben müssen. Es wurde deßhalb sogleich ein Fahrzeug zum Beistande des letztern abgeschickt, und zu gleicher Zeit ließ man auch ein anderes Fahrzeug nach Spanien abgehen, um daselbst von der Lage der Angelegenheiten Bericht abzustatten.

Kaum waren diese beiden Fahrzeuge unter Segel gegangen, so lief die Nachricht ein, daß die Spanier, die auf einer Brigantine nach Corpus Christi gefahren

Digitized by Google

waren, von den Indianern überfallen, und sämmtlich umgebracht worden wären. Da man nun für das Schicksal dieser ganzen Kolonie äußerst besorgt war, so schickte man sogleich zwei Schiffe mit einer beträchtlichen Anzahl von Truppen dahin ab. Bei der Ankunft derselben, waren die Indianer eben in der Belagerung des Forts begriffen, und hatten schon über 50 Mann, worunter sich auch der Gouverneur selbst befand, um's Leben gebracht. Allein durch diese Verstärkung, die so sehr zur gelegenen Zeit ankam, wurden die Indianer mit einem außerordentlich großen Verlust an Menschen in die Flucht geschlagen. Dessen ungeachtet hielten es aber die Spanier für das rathsamste, das Fort ganz zu verlassen: sie schifften sich deßhalb mit allen ihren Effekten ein, und kehrten sämmtlich nach Buenos-Ayres zurück.

Die zuletzt aus Europa angekommene Schiffe hatten den Befehl des Königs mitgebracht, daß, im Fall Ayolas todt wäre, (woran jetzt kaum mehr zu zweifeln war,) ein anderer Oberbefehlshaber von den Eroberern selbst nach der Mehrheit der Stimmen erwählt werden sollte. Man fasste daher den Beschluß, nur die unumgänglich nöthige Besatzung zu Buenos-Ayres zurück zu lassen, und die sämmtliche übrige Mannschaft mit ihren Anführern nach Assumption zu schicken, wo die Wahl vor sich gehen sollte. Kaum war man jedoch daselbst angekommen, so kam auch Yrala an, und überbrachte die zuverläßige Nachricht von dem Tode des Ayolas, die er von einem Indianer erfahren hatte.

Ayolas war nämlich durch die Provinzen Chaco und Chiquitos bis nach Peru vorgedrungen, wo er eine Quantität Silber zusammen gebracht hatte, und war alsdann wieder nach den Hafen Candelaria zurückgekehrt. Da er aber seine Flotte daselbst nicht mehr vorfand, die eben in dieser Zeit nach Assumption gesegelt aber wie wir gesehen haben, durch Ruiz Galan sogleich

Digitized by Google

wieder zurück geschickt worden war, so hatte er sich in dem Lande der Payagua's-Indianer niedergelassen, um die Flotte daselbst zu erwarten. Allein diese Indianer hatten sich mit den Mbaya's vereinigt, ihn überfallen und mit allen bei ihm befindlichen Spaniern um's Leben gebracht.

Yrala hätte beinahe das nämliche Schicksal erfahren, da er zum zweiten Male auf Gulan's Befehl den Fluß wieder hinauf fuhr. Als er nämlich mit seiner Mannschaft auf einer Insel im Flusse an's Land gestiegen war, so sah er hundert Payagua's gegen ihn kommen, die ihm von Ferne durch Zeichen zu verstehen gaben, daß, da sie nackt und unbewaffnet wären, die Spanier ebenfalls ihre Waffen ablegen sollten; alsdann wollten sie zu ihnen kommen, um sich mit ihnen zu unterreden. Diesen Vorschlag glaubte man ohne Bedenken annehmen zu können. Als aber die Indianer heran gekommen waren, warf sich jeder von ihnen über einen Spanier her, und zu gleicher Zeit liefen auch noch zweihundert bewaffnete Payagua's, die sich an dem Ufer versteckt hatten, herbei, um die Spanier, während sie mit den andern Indianern rangen, todtzuschlagen. Zum großen Glücke war aber Yrala ein wenig hinter der übrigen Mannschaft zurück geblieben; als er nun diesen feindseligen Ueberfall sah, ergriff er sein Schild und sein Schwerdt, und tödtete in wenig Minuten zwölf Indianer; dadurch hatten die Spanier wieder Luft bekommen, und ehe noch die zweihundert bewaffneten Payagua's, die von dem Ufer herliefen, herankommen konnten, waren schon die hundert unbewaffneten Indianer fast insgesammt niedergemacht. Den andern Tag hatten diese Wilden auch einen Angriff auf die Flotte gemacht, der ihnen jedoch ebenfalls nicht geglückt war; bei diesem letztern Gefechte waren jedoch mehrere Spanier um's Leben gekommen.

Digitized by Google

Im August 1538 ging zu Assumption die Wahl
es neuen Oberbefehlshabers vor sich, und fiel ein-
mig auf Domingo Martinez de Yrala. Dieser
ckte nun sogleich den Befehl nach Buenos-Ayres,
alle daselbst zurück gebliebenen Spanier nach As-
ption kommen sollten. Das Schiff von St. Ca-
rina, so wie dasjenige, welches man abgeschickt
te, um demselben Beistand zu leisten, waren unter-
en daselbst angekommen; das erstere hatte jedoch
m Einlaufen in den Hafen Schiffbruch gelitten.
chdem man nun die Besatzung von Buenos-Ayres,
die in dem kleinen Fort in der Nähe der Kapelle
Pilar, von welchem oben die Rede gewesen ist, zu-
mengezogen hatte, so fuhr man den Fluß hinauf
h Assumption. Hier hielt man sogleich Musterung
er die Mannschaft; allein man machte dabei die
urige Entdeckung, daß von mehr als dreitausend
ann, die aus Spanien gekommen waren, nur noch
shundert übrig waren! Jedem von diesen wurde
nmehr ein Platz, um ein Haus darauf zu bauen,
ein Stück Landes, das er bestellen sollte, ange-
esen; das Ganze aber wurde mit einem Pfahlwerk
gefasst. Zu gleicher Zeit ernannte man auch in der
uen Stadt Alcaden und Regidoren, führte eine
entliche Policei darin ein, und legte mehrere Kolo-
en von Guarany's-Indianern an, die den Eid der
reue und der Unterthänigkeit ablegen mussten. Das
imliche wollte man auch mit den Guaycuru's und an-
n indianischen Völkerschaften in der Provinz Chaco
suchen; allein man konnte nicht damit zu Stande
mmen.

Alle diese neuen Einrichtungen waren noch nicht
nz vollendet, als schon die herbeigezogenen Guara-
's eine Verschwörung anzettelten, um sämmtliche
anier um's Leben zu bringen. Zu diesem Ende ka-
n sie in großer Menge in die Stadt, unter dem Vor-

Digitized by Google

wande, die Charwache mit den Spaniern zuzubringen; allein eigentliche in der Absicht, sie während der gewöhnlichen Procession, die den Namen der Blutprocession führt, (weil sich die meisten Spanier bei derselben auf das heftigste zu geisseln pflegten,) zu überfallen. Alle Anstalten dazu waren schon getroffen; aber den Abend vor der Ausführung, am grünen Donnerstage 1539, wurde durch eine Indianerin das Geheimniß der Verschwörung an Salazar verrathen, der sogleich Yvala davon benachrichtigte. Dieser ließ nun in der ganzen Stadt den Generalmarsch schlagen, unter dem Vorwande, daß man einen Angriff von Seiten der Guaycuru's-Indianer zu befürchten habe; hierauf wurden die sämmtlichen Rädelsführer der Verschwörung gefangen genommen und sogleich aufgehängt. Allen übrigen Theilnehmern an derselben wurde aber die Strafe ganz erlassen.

Unterdessen hatte man in Spanien erfahren, was in dieser Kolonie vorginge, und daß höchst wahrscheinlicherweise Ayolas todt wäre; man ernannte deßhalb daselbst Alvar Nuñez Cabeza de Vaca zum Oberbefehlshaber bei der vorhabenden Eroberung: denn dieser hatte sich erboten, sie auf seine Kosten fortzusetzen. In dieser Absicht brachte er sechs und vierzig Pferde, vierhundert Mann Soldaten, und vier Schiffe zusammen, mit denen er am 2ten November 1540 aus Sanlucar auslief. Bei seiner Ankunft zu St. Catharina hatte er zwanzig Pferde verloren; hier büßte er auch zwei von seinen Schiffen ein, und fasste deßhalb den Entschluß, sich zu Lande nach Paraguay zu begeben.

Zu diesem Ende schickte er Felipe de Caceres mit den beiden noch übrigen Schiffen und einigen Truppen zu Wasser ab; er selbst aber nahm zweihundert und funfzig Soldaten und alle Pferde mit sich, und lief in den Fluß Ytabucu, gegen der äußersten Spitze der Insel St. Catharina über, ein. Auf diesem fuhr er

Digitized by Google

so lange hinauf als er konnte; am 12ten November 1541 aber stieg er an's Land und trat seinen Marsch durch eine breite Kette von wüsten, menschenleeren Gebirgen an. Nach neunzehn mühseligen Tagen kam er endlich wieder in eine unübersehbare, mit Guarany's bevölkerte Ebene, nahm sogleich im Namen des Königs von derselben Besitz, und legte ihr den Namen der Provinz de Vera bei. Hierauf setzte er seinen Marsch weiter fort, und kam am 3ten Dezember an den Parana, wo er von den Indianern einige Kanots kaufte, in denen er theils selbst über den Strom setzte, theils die Kranken, die er bei sich hatte, nach Assumption schickte, indem diese nämlich auf dem Flusse bis an die Mündung des Paraguay hinunterfahren, und alsdann auf diesem nach Assumption hinauf schiffen sollten. Er selbst setzte mit seiner übrigen Mannschaft die Reise zu Lande fort, und hielt am 11ten März 1542 seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, wo er auch sogleich den Oberbefehl übernahm. Nicht lange nachher kamen auch die Kranken glücklich daselbst an, so wie auch Felipe de Caceres, gegen welchen jedoch Nuñez sogleich eine empörende Ungerechtigkeit beging, indem er ihm die Stelle eines Regidors, wozu ihn der König bestimmt ernannt hatte, schlechterdings verweigerte.

Nicht lange nachher erschlugen die Guaycurn's einige Spanier und einige Guarany's, die in den nahe gelegenen Pflanzungen arbeiteten. Der Oberbefehlshaber ließ deßhalb die Truppen gegen sie ausrücken, richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, und machte auch eine große Anzahl von Gefangenen. Dieser Sieg brachte auch die Lengua's dahin, daß sie dem Oberbefehlshaber einige junge Mädchen zum Geschenk überschickten und ihn um den Frieden baten, welcher ihnen auch unbedenklich bewilligt wurde.

Der Oberbefehlshaber hatte aus Spanien den

Digitized by Google

Befehl mitgebracht, daß er einen Kommunicationsweg mit Peru aufzufinden suchen sollte, und er trug deßhalb Yrala'n die Ausführung dieses Befehles auf. Dieser reis'te mit drei Brigantinen und neunzig Mann Spaniern ab, und nachdem er unter dem Wendezirkel aus den Kolonieen Ypané, Guarambare und Atira achthundert Guarany's an sich gezogen hatte, fuhr er bis nach Las Piedras-Partitas im 22° 34′ hinauf. Hier ließ er die genannten Indianer unter der Anführung ihres Kaciken Aracare und dreier Spanier gegen Westen hin marschiren, um zu sehen, ob sie auf dieser Seite in Peru eindringen könnten; er selbst aber setzte unterdessen seine Fahrt den Fluß hinauf weiter fort. Nach wenigen Tagen kam jedoch Aracare unverrichteter Sachen wieder zurück, weil er sich vor den Indianern in der Provinz Chaco gefürchtet hatte. Der Oberbefehlshaber schickte hierauf andere Guarany's aus der Nähe von Assumption in eben derselben Absicht fort, und diese schlugen auch den nämlichen Weg wie die vorigen ein; allein sie mnsten ebenfalls bald wieder umkehren, weil es ihnen an Lebensmitteln und Wasser fehlte. Sie trafen auf ihrem ganzen Marsche durchaus keine Menschen an.

Am 6ten Jenner befand sich Yrala in 17° 57′ der Breite; hier warf er in dem See Yaiba die Anker und nannte denselben wegen des Tages seiner Ankunft daselbst Puerto de los Reyes, Hafen der Könige. Die daselbst wohnenden Indianer behandelte er auf das Beste, und nachdem er mit einem großen Theil seiner Mannschaft an's Land gestiegen war, so drang er vier Tagereisen weit in das Innere des Landes vor. Hier zog er nach den erhaltenen Befehlen alle nöthigen Erkundigungen ein, und trat alsdann seinen Rückweg in die Hauptstadt wieder an. Unter Wegs begegnete er einem spanischen Kanot, das ihm den bestimmten Befehl von dem Oberbefehlshaber überbrachte, den Aracare,

Digitized by Google

weil er von der ihm aufgetragenen Expedition unverrichteter Sache wieder zurückgekommen war, sogleich aufhängen zu lassen. Diesen Befehl vollzog auch Yrala im Vorbeisegeln, und kam bald hernach glücklich wieder zu Assumption an, wo unterdessen eine schreckliche Feuersbrunst einen großen Theil der neu erbauten Häuser in Asche verwandelt hatte. Die Indianer von Ypané, Garambaré und Atyra kündigten hierauf den Spaniern den Krieg an, um die ungerechte Hinrichtung ihres Kaciken Aracare zu rächen. Yrala wurde deshalb mit 150 Mann abgeschickt, um sie wieder zum Gehorsam zu bringen; allein er konnte diesen Zweck nicht eher erreichen, als nachdem er ihnen eine *blutige* Schlacht geliefert hatte, in welcher zwar sehr viele Indianer, aber auch sechszehn Spanier um's Leben kamen.

Nunmehr fasste Alvar Nuñez, nach den Berichten welche Yrala an ihm abgestattet hatte, den Entschluß, in eigener Person einen Weg aufzusuchen, auf welchem man nach Peru kommen könnte. Ehe er jedoch die Reise antrat, änderte er noch die sämmtlichen bisherigen Finanzbeamten und annullirte alle von dem Könige geschehene Ernennungen zu Aemtern. So große Hindernisse er auch bei dieser kühnen Maaßregel zu besiegen hatte, setzte er sie dessen ungeachtet durch, und trat hierauf am 8ten September 1543 mit 400 Spaniern und 12 Pferden seinen Marsch an. Ein Theil von dieser Mannschaft machte den Weg zu Wasser, der andere aber zu Lande bis an den Berg San Fernando, der heut zu Tage der Zuckerhuth heißt, in 21° 22′ der Breite. Hier vereinigten sich die sämmtlichen Truppen wieder, und schifften sich in 8 gesammt auf dem Flusse ein. Auf ihrer weitern Reise wurde ihre hinterste Brigantine von den Guasarapo's-Indianern überfallen, und sechs Spanier von ihnen um's Leben gebracht. Endlich gelangten sie glücklich in dem Hafen de los Reyes an, wo sich die Orejone's-, Chana's- und

Digitized by Google

Guarany's-Indianer mit friedfertigen und freundschaftlichen Gesinnungen bei ihnen einfanden.

Der Befehlshaber schickte sogleich, ohne die geringste Zeit zu verlieren, zwei Spanier, welche die Guarany-Sprache reden konnten, mit einigen Orejone's ab, um irgendwo einen Weg auszumitteln, auf dem man nach Peru gelangen könnte; allein schon nach acht Tagen kamen diese wieder zurück, und brachten bloß die Nachricht mit, daß sie in das Land de los Xarayes gekommen waren, welches sie gänzlich überschwemmt gefunden hätten, daß sie aber von den dasigen Einwohnern auf eine sehr freundschaftliche Art wären behandelt worden. Am 26ten November 1543 brach nun der Oberbefehlshaber selbst mit 300 Spaniern und Lebensmitteln für zwanzig Tage auf, und richtete seinen Marsch zwischen den Waldungen hindurch immer gegen Westen. Am sechsten Tage traf er eine Horde von vierzehn Guarany's an, und zwei Tage nachher eine andere, die nur aus zehn von diesen Indianern bestand. Die letztern erzählten ihm, daß er noch sechszehn Tagereisen in einer gänzlich unwirthbaren Wüste zu machen habe, ehe er zu dem Berge Itapua-Guazu gelangen werde; daß er aber alsdann an dem Fuße dieses Berges eine große Menge von zahlreichen indianischen Horden antreffen würde. Da nun aber die Lebensmittel für einen so weiten Marsch nicht zureichten, und auch schon die in dem Lande gewöhnliche periodische Ueberschwemmung einzutreten anfing, so sah man sich genöthigt, wieder in den Hafen zurückzukehren.

Unmittelbar nach der Ankunft daselbst, schickte der Oberbefehlshaber eine Anzahl von Leuten ab, die von den Indianern in der umliegenden Gegend Lebensmittel einkaufen sollten, und da diese keine bei denselben bekommen konnten, so ließ er eine Brigantine in dieser Absicht den Fluß hinauf fahren. Dieses Fahrzeug traf zuerst eine große Menge Orejone's auf der Insel Cum-

Digitized by Google

prida an, weiter hin alsdann die Yacare's-Indianer, und endlich die Xorayes. Die auf der Brigantine befindlichen Spanier wurden überall sehr gut aufgenommen, allein Lebensmittel konnten sie durchaus nicht auftreiben, und sie brachten von diesem Zuge nichts weiter mit zurück, als eine Anzahl Decken und mancherlei Kleinigkeiten, die sie sich einzeln für ihr eigenes Geld gekauft hatten. Sobald jedoch die Brigantine zurück gekommen war, so begab sich Alvar Nuñez am Bord derselben, nahm die Decken und alles übrige, was die Mannschaft mitgebracht hatte, weg, und als der Kommandant der Brigantine ihn bat, den Soldaten diese Effekten, weil sie das Eigenthum derselben wären, wieder zurück zu geben, so ließ er ihn in Arrest setzen; hierüber wurden jedoch die Soldaten auf das äußerste aufgebracht, und drohten dem Alvar Nuñez so laut, und in solchen Ausdrücken, daß er sich endlich genöthigt sah, nicht nur den Kommandanten frei zu lassen, sondern auch den Soldaten alle ihre Effekten wieder zurück zu geben.

Eine große Anzahl der bei ihm befindlichen Spanier lag an dem dreitägigen Fieber krank, und alle ohne Ausnahme waren über den Geiz, den Despotismus, die Härte und das schlechte Betragen des Oberbefehlshabers im höchsten Grade entrüstet. Der letztere wurde endlich selbst von einem viertägigen Fieber befallen, und da er schlechterdings keine Möglichkeit sah nach Peru zu kommen, so ward er endlich genöthigt, wieder umzukehren; zuvor aber überfiel er noch die Orejones auf der Insel Cumprida, und schleppte sie insgesammt als Gefangene mit sich fort.

Am 8ten April kam er in sehr schlechter Laune und äußerst darüber erbittert, daß er sich von jedermann, und sogar auch von denjenigen Personen, mit denen er am häufigsten und fast täglich umzugehen hatte, gehaßt und verachtet sah, zu Assumpcion an. Hier faßte

Digitized by Google

er sogleich den Entschluß, durchaus nicht mehr aus seinen Zimmern heraus zu gehen, weil er stündlich einen Angriff auf seine Person fürchten mußte; allein in der Nacht vom 25sten auf den 26sten April 1544, wurde seine Wohnung von 200 wohl bewaffneten Spaniern umringt, die ihn gefangen nahmen, und in das öffentliche Gefängniß abführten. Am erbittertsten unter allen benahmen sich hierbei die Finanzbeamten: denn diese waren, wie wir oben gesehen haben, am meisten von ihn beleidigt worden. Sogleich am andern Morgen erwählten nun die sämmtlichen anwesenden Spanier den Domingo Martinez de Yrala zum Oberbefehlshaber, und zugleich wurde der Beschluß gefaßt, daß Alvar Nuñez als Gefangener nach Spanien zurückgeschickt werden sollte.

Zu diesem Ende fing man sogleich an, ein Schiff zu erbauen, das nach zehn Monaten wirklich vollendet wurde. Als man aber Alvar Nuñez in der Nacht aus seinem Gefängnisse holte, so schriee er in der Straße zweimal so laut er konnte, daß er den Juan de Salazar an seiner Statt zum Oberbefehlhaber ernennte. Dieser ließ auch sogleich an dem nämlichen Tage seine eigenen Anhänger und die wenigen von Alvar Nuñez zusammen kommen; allein während sie noch mit einander berathschlagten was zu thun wäre, trat Yrala mitten unter sie und verbot ihnen bei der strengsten Ahndung, irgend etwas vorzunehmen, was die öffentliche Ruhe stöhren könnte. Salazar wollte gegen dieses Verbot protestiren; allein er wurde sogleich gefangen genommen und mit mehrern andern von den vornehmsten Anführern dieser Verschwörung auf dem nämlichen Schiffe, worauf sich Alvar Nuñez befand, nach Spanien abgeschickt. Hier wurde Alvar Nuñez von dem hohen Rathe von Indien, der die ganze Sache auf das sorgfältigste untersuchen ließ, noch weit strenger behandelt als in der Kolonie: denn

Digitized by Google

sein Urtheil fiel dahin aus, daß er nach Afrika deportirt werden sollte.

Unterdessen fuhren die Anhänger von Salazar, die sehr zahlreich waren, unter der Hand immer fort, Unruhen zu Assumption anzustiften, und machten eine förmliche Oppositionsparthei daselbst aus. Da nun die Agacé's und Guarany's diese innern Uneinigkeiten merkten, so vereinigten sie sich miteinander und zogen gegen die Spanier zu Felde. Yrala erließ aber sogleich eine zweckmäßige Proklamation, und traf vorläufig alle nöthigen Maaßregeln; hierauf nahm er 350 Soldaten und eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Longua's und Guaycuru's als Hülfstruppen mit sich, rückte gegen die Rebellen vor und trug hintereinander drei blutige Siege über dieselben davon, ohne sie jedoch dadurch ganz überwinden zu können, weil sie sich zuletzt nach Ypané flüchteten. Yrala schiffte sich aber sogleich ein, um sie auch in diesem Schlupfwinkel aufzusuchen. In der Mitte des Jahres 1546 besiegte er sie endlich gänzlich, so daß sie sich ihm unbedingt unterwerfen mussten; er verzieh ihnen jedoch alles Vergangene, und führte sie wieder in ihre vorigen Kolonieen zurück.

Da die ganze Zeit hindurch nicht die geringste Nachricht aus Spanien eingelaufen war, so fasste Yrala den Entschluß ebenfalls nach Peru vorzudringen, und trat deßhalb im August 1548 mit 350 Spaniern und einer ziemlich großen Anzahl von Guarany's den Marsch dahin an. Bei seiner Ankunft an dem Berge San Fernando, dem heutigen Zuckerhuth, ließ er funfzig Mann mit zwei Brigantinen daselbst zurück, und setzte mit der übrigen Mannschaft seinen Marsch gegen Nordwesten fort. Nachdem er nun durch Mangel an Lebensmitteln und besonders an Wasser die schrecklichsten Mühseligkeiten und Beschwerden ausgestanden und den Mbayá's nebst einigen andern indianischen

Digitized by Google

Völkern mehrere mörderische Schlachten geliefert hatte, so kam er in die Provinzen Chaco und Chiquitos, drang durch dieselben hindurch, und langte endlich bei dem Flusse Guapay an. Ueber diesen setzte er auf Flössen, die er aus Baumstämmen verfertigen ließ und hatte dabei das Unglück, vier von seinen Leuten zu verlieren. Vier Stunden weiter hin traf er die Horde der Machcas's an, die schon unterworfen war und zu der Komthurei des Pero Anzures, der im Jahre 1538 in dem Lande der Chasca's die Stadt la Plata oder Chuquizaca gegründet hatte, gehörte: mehrere von diesen Indianern, die der spanischen Sprache einigermaaßen mächtig waren, erzählten dem Yrala alles, was sich bis dahin in Peru mit Gonzalo Pizarro zugetragen hatte. Dieser hielt es hiernach keines Weges für rathsam, in ein ganz fremdes Land, das durch innere Unruhen so schrecklich zerrüttet wurde, einzurücken; er blieb deßhalb still liegen und begnügte sich vier Personen nach Lima an den Licentiaten Lagasca, damaligen Oberbefehlshaber zu Peru, abzuschicken, um ihn auf das höflichste zu begrüßen, ihm seine bei sich habenden Truppen zum beliebigen Gebrauch anzubieten und ihn um die Bestätigung seiner Wahl zum Gouverneur der Provinzen am la Plata-Strome zu ersuchen. Lagasca hatte die Ankunft von Yrala schon früher erfahren und ihm deßhalb einen Brief geschrieben, worin er ihn auf das dringendste bat, nicht in ein Land zu kommen, in welchem die Anhänger von Pizarro noch in so großer Menge umher schweiften, und gewiß nicht unterlassen würden, seine Soldaten an sich zu ziehen und mit Hülfe derselben neue Unruhen anzustiften. Dieses war aber gerade der sehnlichste Wunsch von Yrala's sämmtlicher Mannschaft und er befand sich daher in der größten Verlegenheit, wie er sie mit guter Art wieder in die Provinz Chiquitos zurück bringen wollte.

Unterdessen waren die Boten von Yrala sehr

Digitized by Google

freundschaftlich und wohlwollend zu Lima angenommen und von Lagasca reichlich beschenkt worden; allein indem der Letztere abermals an Yrala schrieb, und ihm die schönsten schmeichelhaftesten Versprechungen gab, ernannte er zu gleicher Zeit Diego Centeno zum Gouverneur der Provinzen am la Plata-Strome. Zum Glück starb jedoch dieser zu Chuquizaca drei Tage, nachdem die Nachricht von seiner Ernennung bei ihm eingetroffen war.

Yrala's Soldaten waren äußerst unzufrieden, daß sie sich so lange in einem so armen Lande aufhalten mussten, während sie in Peru Reichthümer erwerben zu können glaubten, und da ihr Oberbefehlshaber sich schlechterdings weigerte, sie dahin zu führen, so setzten sie ihn endlich ab, und übertrugen das Kommando einem andern, dem sie jedoch um nichts besser gehorchten. Die Verwirrung unter ihnen nahm immer mehr überhand, und erreichte zuletzt einen solchen Grad, daß sie alle nach einander einzeln, und so wie es einem Jeden einfiel, fortliefen, um wieder nach Paraguay zurück zu kehren. Als sie aber zu Ende des Jahres 1549 bei dem Zuckerhuth anlangten, so erhielten sie die Nachricht, daß unterdessen zu Assumption ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen war, und daß die Parthei der Feinde Yrala's die Oberhand gewonnen hatte; da sie nun alle, so viel ihrer von diesem Zuge zurück kamen, zu der nunmehr besiegten Parthei gehörten, so geriethen sie in Furcht und ernannten Yrala auf's Neue zu ihrem Oberbefehlshaber.

Während der Abwesenheit dieses Letztern hatte man zu Assumption durchaus keine Nachricht von ihm erhalten und vermuthete daher gewiß, daß er umgekommen wäre. Der einstweilige Kommandant daselbst, Don Francisco de Mendoza suchte diese Meinung zu benutzen und es dahin zu bringen, daß man zu der Wahl eines neuen Oberbefehlshabers schritte, weil

Digitized by Google

er hoffte daß diese auf ihn fallen sollte. Er hatte jedoch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er es nur zu einer neuen Wahl bringen konnte, und als es endlich wirklich zum Stimmen sammeln kam, so fiel die Mehrheit derselben für Diego Abreu aus, der auch unverzüglich Besitz von dieser Würde nahm. Mendoza war außer sich vor Zorn, daß er sich auf eine so schreckliche Art in seiner Hoffnung getäuscht sehen musste; er machte deßhalb sogleich öffentlich bekannt, daß die getroffene Wahl null und nichtig wäre und brachte auch wirklich eine Anzahl von Spaniern auf seine Seite, mit deren Hülfe er hoffte, den Abreu gefangen nehmen zu können; allein dieser kam ihm zuvor, überfiel ihn unversehens und ließ ihn ohne weitern Proceß aufhängen.

Nicht lange nachher kam Yrala wieder zurück, und schickte, als er sich Assumption näherte, einen Boten in die Stadt, durch welchen er das gerechte Verlangen zu erkennen gab, daß ihm nunmehr der Oberbefehl wieder übertragen werden sollte. Abreu weigerte sich jedoch, diese Würde wieder nieder zu legen; da er aber sah, daß viele von seinen Soldaten in das Lager von Yrala übergingen, und er daher fürchten musste, daß sie ihn an seinen Nebenbuhler ausliefern mögten, so ergriff er mit funfzig seiner Freunde die Flucht, begab sich in die dickſten Waldungen und überließ seinem Mitwerber den ruhigen Besitz der Oberbefehlshaberstelle.

Nicht lange nachher kam Nuflo de Chaves mit den drei Spaniern, welche Yrala mit ihm nach Lima geschickt hatte, nebst 40 andern Spaniern, die als Freiwillige mit ihnen gezogen waren, zu Assumption an; diese brachten zu Lande die ersten Schafe und die ersten Ziegen dahin, die jemals nach Paraguay gekommen sind. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft ließen sich jedoch einige von diesen Freiwilligen in eine Verschwörung gegen Yrala ein, wobei sie die Absicht hat-

Digitized by Google

ten, ihn meuchelmörderischer weise um's Leben zu bringen. Yrala wurde aber noch zeitig genug davon benachrichtiget, ließ die zwei Rädelsführer des Komplottes aufhängen und verzieh den übrigen.

Nuflo de Chaves vermählte sich hierauf mit Donna Elvira, der Tochter Mendoza's, welchen Abreu hatte aufhängen lassen, und verlangte sogleich nach der Hochzeit in aller Form Rechtens Rache, gegen Abreu und seine Anhänger. Um sich ihm willfährig zu bezeigen, schickte Yrala einige Truppen ab, die jene aufsuchen und gefangen nehmen sollten; allein insgeheim that er alles mögliche, um sie zu einer freiwilligen Unterwerfung und zu einer friedlichen Aussöhnung zu bewegen. Dieses glückte ihm auch wirklich mit den meisten von ihnen, worunter sich vorzüglich Francisco Ortiz de Vergara und Alonzo Riquelme befanden, an welche er sogar nicht lange nachher seine beiden Töchter Marina und Ursula vermählte. Nur allein Abreu selbst und einige wenige seiner Anhänger verwarfen beharrlich alle Vorschläge, die ihnen gemacht würden, bis endlich Abreu in einem Gefechte mit einem gegen ihn ausgeschickten Truppenkorps erschossen und sein Leichnam nach Assumption gebracht wurde. Der Anblick desselben brachte seine noch übrigen Anhänger in die äußerste Verzweiflung und besonders Ruy Diaz Melgarejo, der sogleich einen feierlichen Eid ablegte, daß er seinen Tod rächen wolle. Um ihn hieran zu verhindern, ließ ihn Yrala gefangen nehmen; allein insgeheim sorgte er dafür, daß er mit Waffen, Lebensmitteln und allem sonst erforderlichen ausgerüstet wurde, um sich in Gesellschaft einiger seiner Freunde zu Lande nach Brasilien begeben zu können, was auch wirklich geschah.

Yrala hielt es für wesentlich nöthig, daß an dem Ufer des la Plata-Stromes eine Stadt angelegt würde. Dem zu Folge schickte er im Anfange des Jahres 1553 Juan

Digitized by Google

Juan Romero mit ungefähr 100 Mann Soldaten ab, welche die Stadt San Juan-Baptista gegen Buenos-Ayres über, an der Mündung des Flusses San Juan gründeten. Da jedoch die Charrua's-Indianer beständige Angriffe auf die Stadt machten und nicht aufhörten, die umher gelegenen Felder, die man nach und nach urbar zu machen anfing, zu verheeren, so sahen sich die Spanier nicht lange nachher genöthigt, wieder von da weg nach Assumption zurück zu kehren.

Um diese Zeit baten die Guarany's in der Provinz del Guayra die Spanier um Schutz gegen die Portugiesen, die sie Schaarenweise zu Gefangenen machten und als Sklaven verkauften. Yrala wollte das Land selbst kennen lernen, und machte sich deßhalb mit einer Kompagnie Soldaten auf den Weg in diese Provinz. Als er zu Lande bis an den Parana-Strom, ein wenig oberhalb des berühmten Wasserfalles, von welchem in einem der obigen Kapitel dieses Werkes die Rede gewesen ist, gekommen war, so lieferten ihm die in der umliegenden Gegend wohnenden Guarany's eine Anzahl von Kanots, auf denen er den Fluß Tiete bis zu der Felsenklippe, die den Namen Abannandaba führt, hinauffuhr, wo er aber von den Bewohnern des Landes mit Ungestüm angegriffen wurde. Nachdem er deßhalb an's Land gestiegen war, so besiegte er dieselben und durchzog nachher die ganze Provinz del Guayra, wobei er jedoch häufige Gefechte mit den Indianern zu bestehen hatte. Hierauf kehrte er an den Parana zurück, ließ einige Kanots zu Lande bis unterhalb des oben erwähnten Wasserfalles fortbringen, schiffte daselbst einen Theil seiner Truppen in dieselben ein und zog mit den übrigen an dem Ufer des Flusses nach. Hierbei hatte er jedoch das Unglück, mehrere von seinen Leuten in den Wirbeln und Strudeln, die der Fluß bildet, zu verlieren, und dieses flößte den Guarany's, die ihm die Kanots geliefert hatten, und mit ihm gezogen wa-

Digitized by Google

ren, eine solche Furcht ein, daß sie ihn insgesammt verließen.

Er selbst kam zu Lande wieder nach Assumption zurück und schickte hierauf unverzüglich Garcia Rodriguez de Pergasa mit sechszig Spaniern ab, um auf den östlichen Ufern des Parana, eine Stunde oberhalb des erwähnten Wasserfalles, in dem Lande derjenigen Guarany's, die den Namen Canendiyu's führen, die Stadt Ontiveros anzulegen. Die Gründung derselben geschah im Jahre 1554.

Während sich dieses alles in Paraguay zutrug, ergriff man in Spanien ganz andere Maaßregeln. Sobald Alvar Nuñez als Gefangener daselbst angekommen war, übertrug man den Oberbefehl über die Provinzen am la Plata-Strome dem nämlichen Jayme Respuen, der einer der vorzüglichsten Unstifter seiner Gefangennehmung gewesen war, und ihn auch selbst nach Spanien gebracht hatte. Dieser schiffte sich unverzüglich ein, wurde aber durch ungünstige Winde genöthigt, wenige Tage nachher wieder in den Hafen zurück zu kehren; diese wenigen Tage waren aber für Juan de Sanabria hinreichend, um eine Intrigue anzuzetteln, und durch vortheihaftere Bedingungen, zu denen er sich erbot, diese Stelle für sich selbst zu erschleichen. Sie wurde ihm auch wirklich übertragen und er fing schon an, alle Anstalten zu seiner Abreise zu treffen, als der Tod ihn überraschte; sein Sohn setzte sie jedoch fort, brachte die nöthigen Vorräthe von Mannschaft und Munition zusammen und übertrug das Kommando über das Ganze dem nämlichen Juan de Salazar, von dem schon oben die Rede gewesen ist, und der jetzt mit der Königlichen Bestallung als General-Einnehmer nach Paraguay zurück kehrte.

Im Jahre 1552 reiste Salazar mit 3 Schiffen aus Spanien ab, von denen er jedoch eines bei'm Einlaufen in den Hafen de los Patos in Brasilien verlor-

Digitized by Google

Dieses Unglück veranlaßte eine Spaltung unter seiner Mannschaft, indem dieselbe über die Maaßregeln, die nunmehr getroffen werden mußten, nicht einig werden konnte. — Endlich ließ Salazar alle diejenigen, die entschlossen waren ihm zu folgen, zusammen kommen, und begab sich mit ihnen nach San Vicente, nahe bei dem 24° der Breite. Hier hielt er sich eine sehr lange Zeit hindurch bei den Portugiesen auf, endlich aber im Anfange des Jahres 1555 kam er zu Lande mit seiner Mannschaft zu Assumption an, und hatte auch den nämlichen Melgarejo, von dem oben die Rede gewesen ist, bei sich. Er brachte bei dieser Gelegenheit den ersten Stier mit und die sieben ersten Kühe, die jemals nach Paraguay gekommen sind.

Diejenigen Spanier, die nicht mit Salazar gingen, erwählten sich im Anfange des Jahres 1553 Hernando de Trexo zum Oberhaupt und gründeten die Kolonie San Francisco zwischen Cananea und der Insel St. Katharina. Trexo verheirathete sich daselbst und bekam einen Sohn, der ebenfalls Hernando de Trexo hieß und in der Folge Bischof von Tucuman wurde; hierhin nahm derselbe aus der Stadt Assumption eine kleine Negersklavin mit sich, die er bald nachher an die Jesuiten verschenkte, und die vor nicht langer Zeit in einem Alter von wenigstens 170 Jahren gestorben ist. Uebrigens wurden die Spanier, die zu San Francisco geblieben waren, ihre dasige Lebensart bald müde, und begaben sich deßhalb ebenfalls zu Lande nach Assumption, wo sie fast zu gleicher Zeit mit Salazar eintrafen.

Nicht lange nachher, nämlich im Jahr 1555, am Tage vor dem Palmsonntage, hielt der erste Bischof von Assumption, Francisco Pedro de la Torre, seinen feierlichen Einzug in diese Stadt. Er kam aus Spanien an, hatte seine ganze Geistlichkeit bei sich und wurde mit der größten Freude und auf die feierlichste

Digitized by Google

Art empfangen. Er überbrachte dem Yrala mehrere Königliche Ausfertigungen, in welchen derselbe mit weit ausgedehnter Vollmacht zum Gouverneur dieser Provinzen ernannt wurde. Dieser setzte sich deßhalb sogleich in den Besitz dieser Stelle, vergab nach Gutdünken mehrere erledigt gewesene Civilämter, theilte die Indianer in Komthureien ab, die nach den von ihm erlassenen und oben ausführlicher angegebenen Vorschriften verwaltet werden sollten, und schickte Ruslo de Chaves mit einigen Truppen nach Guayra um zu untersuchen, ob es nicht möglich wäre, eine Kommunikation mit irgend einem Hafen auf der Küste von Brasilien zu eröffnen und die Indianer gegen die Portugiesen zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen. Chaves reis'te im September 1555 ab, durchzog die ganze Provinz Guayra und ertheilte mehrern Horden von Guarany's-Indianern öffentliche Schutzbriefe, die sie den Portugiesen im Fall eines feindlichen Angriffes vorzeigen sollten. Auf diesem Zuge wurde er sehr häufig von wilden Horden überfallen; allein dennoch kam er endlich siegreich wieder nach Assumption zurück.

Yrala sandte nun auch Don Diaz Melgarejo mit 100 Mann Soldaten ab, und zwar bloß mit solchen, die noch keine Komthureien besaßen; diese sollten sich mit den Kolonisten von Ontiveros vereinigen, die Indianer, welche vorher Chaves besiegt hatte, unter sich vertheilen und sich als ihren Oberherren förmlich von ihnen huldigen lassen. Auch sollten sie nach gemeinschaftlich getroffener Berathschlagung einen Ort angeben, wo auf die vortheilhafteste und zweckmäßigste Art eine neue Stadt erbaut werden könnte. Die Folge hiervon war, daß schon im Anfange des Jahres 1557 der Platz für diese neue Stadt ausgesucht wurde, und zwar bei dem Einströmen des Peguiry in den Parana, drei Stunden nordwärts von der Stadt Ontiveros, die von diesem Zeitpunkt an gänzlich verlassen wurde.

Digitized by Google

Um die Kommunikation mit Peru zu erleichtern, schickte Yrala im Monat April des nämlichen Jahres 1557 Ruslo de Chaves mit 220 Mann, den nöthigen Fahrzeugen und allen erforderlichen Vorräthen von Munition und Lebensmitteln ab, und ertheilte ihm den Befehl, in dem Lande der Xarayes-Indianer irgendwo eine Stadt anzulegen. Chaves war aber kaum abgereis't, um diese Unternehmung auszuführen, so begab sich Yrala in die Kolonie Ytu, wo er sogleich gefährlich krank wurde; man brachte ihn zwar unverzüglich wieder nach Assumption zurück, allein er starb daselbst den siebenten Tag nachher, in einem Alter von 70 Jahren. Er wurde seiner großen unläugbaren Verdienste wegen durchgängig von Jedermann beweint; sein Geburtsort war die Stadt Vergara in der Provinz Guipuscoa.

Vor seinem Tode ernannte er noch seinen Eidam Gonzalo de Mendoza zu seinem Nachfolger in der Oberbefehlshaberstelle. Dieser wurde auch sogleich allgemein dafür anerkannt, und gab unverzüglich dem Melgarejo, der eben die Stadt Cindad real erbaute, und dem Chaves, der noch im Begriff war den Fluß hinauf zu fahren, Nachricht von seiner Ernennung. Der Letztere untersuchte auf dieser Fahrt die Insel Comprida, der er den Namen de los Orejones gab, fuhr hierauf bis an die Mündung des Flusses Jauru, dem er den Namen Hafen von Perabazanes gab, hinauf, ließ seine Schiffe daselbst zurück, und drang in das Innere des Landes ein, um einen zu seinem Vorhaben schicklichen Ort aufzusuchen. Er durchzog bei dieser Gelegenheit die ganze unermeßliche Strecke Landes, die heut zu Tage unter dem Namen der Provinzen Chiquitos und Matogroso bekannt ist, und wo er mancherlei Nachrichten über daselbst vorhandene Goldgruben einsammelte. Von mehrern indianischen Völkerschaften wurde er dabei auf eine sehr freund-

Digitized by Google

schaftliche, wohlwollende Art aufgenommen und behandelt, allein mit einigen andern hatte er verschiedene blutige Gefechte zu bestehen.

Hier befand er sich eben, als er die Nachricht von dem Tode Prala's erhielt, und nun faßte er sogleich den Entschluß, eine neue, von Paraguay ganz unabhängige, Provinz zu gründen. Als er aber sein Vorhaben bekannt machte, so wurde dasselbe von dem größern Theile seiner Soldaten gemißbilligt, und sie kehrten sogleich alle, bis auf sechszig, die bei ihm aushielten, nach Assumption zurück. Mit diesen sechszig Mann gelangte Chaves an den Fluß Guapay und drang hierauf weiter vor in die Ebenen Guelgorigota, wo er Andreas Manso antraf, der mit einer Kompagnie Soldaten aus Peru dahin gekommen war, um von diesem Distrikte Besitz zu nehmen. Beide geriethen nun über das Recht der Eroberung mit einander in Streit, und Chaves reis'te deßhalb nach Lima, um vor dem dasigen Vicekönig seine deßfallsigen Rechte zu vertheidigen. Dieser entschied auch wirklich die Sache zu Gunsten von Chaves; zugleich erklärte er aber das Land für unabhängig und ernannte seinen eigenen Sohn Don Garcia de Mendoza zum Gouverneur über dasselbe. Dieser blieb jedoch bei seinem Vater zu Lima zurück und schickte Chaves mit dem Titel seines Lieutenants und mit hinlänglichen Truppen und Vorräthen in die neue Provinz ab. Auf diese Art kam Chaves wieder dahin zurück, und nunmehr gründete er im Jahre 1560 die Stadt Santa Cruz de la Sierra, neben der jetzigen Kolonie St. Josef in der Provinz Chiquitos in 18° 4′ der Breite und 62° 23′ der Länge. Im Jahr 1575 wurde jedoch diese Stadt an diejenige Stelle verlegt, wo sie sich noch gegenwärtig befindet, d. h. in 17° 49′ 44″ der Breite und 61° 43′ 30″ der Länge. Bei dieser Verlegung blieben jedoch nicht alle Einwohner beisammen, sondern einige von ihnen gründeten

Digitized by Google

die Kolonie San Francisco de Alfaro, andre aber erhauten sich ein Fahrzeug, schifften mit demselben auf dem Mamoré, und hierauf auf dem Maraüon hinunter, wagten sich in die offene See hinaus, und kamen auch glücklich zu Cadix an.

Während dieses hier vorging, brachte der neue Gouverneur über die Provinzen am la Plata-Strome, Gonzalo Mendoza, die Agace's-Indianer, die sich empört hatten, wieder zur Ruhe und Ordnung. Allein schon am 1sten Julius 1558 starb er. Sogleich ernannte man einen andern Eidam von Yrala, Namens Francisco Ortiz de Vergara, zu seinem Nachfolger. Dieser hatte sehr viel mit den schon unterworfenen Guarany's zu kämpfen, unter welchen eine allgemeine Empörung ausbrach, und mußte ihnen mehrere blutige Schlachten liefern. Eben so empörten sich auch die Indianer in der Provinz Guayra gegen ihn; allein er war überall siegreich, und alle diese Empörungen wurden nach einander glücklich gedämpft.

Als man nun eben im Begriff war, nach Spanien zu schreiben, und dem Könige über den Zustand der Angelegenheiten Bericht abzustatten, kam Ruflo de Chaves mit seinem Schwager, Don Diego de Mendoza, und mehrern andern Spaniern nach Assumption, um ihre daselbst zurück gelassenen Familien abzuholen, und mit nach Santa Cruz zu nehmen. Nunmehr ertheilte der Bischof dem Gouverneur den Rath, daß er mit Chaves abreisen, und sich nach Charcas begeben sollte, um bei der dasigen Audiencia um die Bestätigung seiner Stelle nachzusuchen. Der Gouverneur, der ohnehin gewohnt war, allen Vorschlägen des Bischofes blindlings zu folgen, traf auch jetzt unverzüglich alle nöthigen Vorkehrungen zu dieser Reise. Wirklich machten sich i. J. 1564 der Gouverneur, der Bischof, Philipp de Caceres und mehr als drei hundert Spanier, von denen einer den Titel eines Prokurators der Pro-

Digitized by Google

vinz führte, auf den Weg nach Charcas. Sie fuhren den Fluß bis in 19° 18′ hinauf, stiegen alsdann an's Land, und kamen, nachdem sie die ganze Provinz Chiquitos durchwandert hatten, zu Santa Cruz und bald hernach zu Chuiquizaca an. Sogleich trug der Gouverneur, unterstützt von dem Bischofe, das Gesuch, das den Zweck seiner Reise ausmachte, der Audiencia vor; allein unter den Spaniern, die mit ihn gekommen waren, befanden sich mehrere, die seine Stelle ebenfalls zu erhalten wünschten, und die sogar den Prokurator von Paraguay für ihr Interesse gewonnen hatten. Der letztere überreichte daher der Audiencia eine förmliche Klage gegen den Gouverneur, worin er ihn beschuldigte, daß er seine Provinz verlassen habe, ohne für die Sicherheit derselben zu sorgen, und zwar bloß in der Absicht, um sich in der Stelle, zu der er ernannt worden wäre, bestätigen zu lassen, was er doch hätte thun können, ohne sich deßwegen von seinen Posten zu entfernen. Die Audiencia weigerte sich jedoch in dieser Sache zu entscheiden. Deßhalb reis'te Cacera's, der ebenfalls von der Parthei gegen den Gouverneur war, mit mehrern andern Prätendenten nach Lima, und brachte es auch wirklich dahin, daß der Vice-König den Ortiz de Vergara seiner Gouverneurstelle entsetzte, und dieselbe dem Juan Ortiz de Zarate unter der Bedingung übertrug, wenn seine Ernennung von dem Könige bestätigt würde, welche Bedingung auch in dem darüber aufgesetzten Kontrakt bestimmt ausgedrückt wurde.

Zarate ernannte hierauf sogleich den Caceres zu seinem Lieutenant, und schickte ihn in dieser Eigenschaft nach Paraguay zurück, während er selbst nach Spanien abreis'te, um daselbst von dem Könige die Bestätigung seiner Ernennung auszuwirken. Caceres holte bei seiner Durchreise durch Chuquizaca den Bischof und die übrigen Spanier, die den Gouverneur auf seine Reise begleitet hatten, wieder ab, und trat mit diesen allen

Digitized by Google

auf dem nämlichen Wege, den sie auf der Hinreise genommen hatten, seine Rückreise nach Assumption an. Er hatte zwar unter Weges mehrere Angriffe von Seiten Indianischer Horden auszuhalten, allein dennoch kam er im Anfang des Jahres 1569 glücklich daselbst an.

Nicht lange nachher veranstaltete er, nach den Befehlen die er erhalten hatte, eine Reise auf dem la Plata-Strome hinunter, um einen schicklichen Ort zur Erbauung einer Stadt aufzusuchen. Während seiner Abwesenheit hatte der Bischof, der äußerst aufgebracht gegen ihn war, weil er sich ebenfalls gegen den abgesetzten Gouverneur erklärt hatte, ein Komplott gegen ihn angezettelt, um ihn das Kommando zu entreißen. Er sah sich deßhalb nach seiner Zurückkunft genöthiget, mehrere vornehme Spanier gefangen nehmen zu lassen; allein hierdurch wurde die Sache nur noch schlimmer; denn nunmehr that der Bischof ihn und alle seine Anhänger förmlich in den Bann. Man erwartete damals von Woche zu Woche die Zurückkunft des Zarate aus Europa, und Caceres fuhr deßhalb den la Plata-Strom hinunter, um ihn bis an die Mündung desselben entgegen zu gehen; hier wartete er eine lange Zeit; allein da derselbe immer nicht kam, so mußte er endlich wieder nach Assumption zurück kehren. Hier war aber der Bischof unterdessen nicht müßig gewesen, sondern hatte sehr viele Leute für seine Parthei gewonnen, und glaubte sich nunmehr stark genug, um eine entscheidende Maaßregel gegen Caceres ausführen, und ihm entweder die Freiheit nehmen, oder ihn gar umbringen zu können. Dieser traf jedoch alle erforderliche Gegenanstalten, verstärkte seine Garde, bestrafte einige von seinen Feinden, und nöthigte mehrere andere, die Flucht zu ergreifen. Noch niemals hatte in dieser Hauptstadt eine solche gränzenlose Verwirrung und Unordnung geherrscht. Endlich aber in der Mitte des Jahres 1572, als Caceres eines Tages in die Messe ge-

Digitized by Google

gangen war, ließ ihn der Bischof durch seine Anhänger in seiner Gegenwart, und vor dem Hochaltare gefangen nehmen, und in einen Kerker werfen, wozu der Schlüssel ihm selbst ausgehändigt werden musste. Martin Suarez von Toledo, einer der vornehmsten Anhänger des Bischofes, bemächtigte sich hierauf des Kommando's, und unter den mancherlei Anstalten und Vorkehrungen, die er als Oberbefehlshaber traf, muß ich besonders auch den Befehl anführen, den er dem Juan de Garay ertheilte, daß derselbe nämlich eine Anzahl von Freiwilligen anwerben sollte, um mit ihnen eine neue Stadt zu gründen. Dieser brachte auch wirklich achtzig Spanier zusammen, mit denen er am 14ten April 1573 absegelte, und zwar zu gleicher Zeit mit dem Schiffe, worauf sich Caceres befand, der stark gefesselt war, und von seinen beiden Todfeinden, dem Bischof selbst, und Ruy Diaz Melgarejo bewacht wurde. Als sie aber beide an denjenigen Arm des Parana's kamen, der den Namen de los Quiloazas führt, so lief Garay in denselben ein, und das andere Schiff setzte seine Fahrt nach San Vicente auf der Küste von Brasilien fort. Hier wurde Caceres an's Land gesetzt, und in das öffentliche Gefängniß gebracht; die Portugiesen befreiten ihn zwar aus demselben, und thaten alles mögliche, um ihn vor den Nachforschungen des Bischoffs zu verbergen, allein dieser that sie in den Bann, und beharrte so lange bei dieser Maaßregel, bis sie ihm seinen Gefangenen wieder auslieferten. Dieser Triumph des Bischofes war jedoch nicht von langer Dauer, denn er starb kurz hernach an eben diesem Orte. Caceres aber ging hierauf nach Spanien, wo er sein ganzes Benehmen rechtfertigte, und von allen Beschuldigungen vollkommen frei gesprochen wurde.

Garay legte im Julius 1573 den ersten Grundstein zu der Stadt Santa Fé de la Vera Cruz, von welcher ich im vorigen Kapitel gesprochen habe. Hier

Digitized by Google

erhielt er einen Brief von Zarate, der unterdessen aus Europa abgesegelt war, aber theils schon auf seiner Reise, die sich durch alle mögliche Arten von Unglücksfällen auszeichnete, 300 Mann durch Krankheiten, theils auch, so wie er in der Kolonie St. Sacramento an's Land gestiegen war, durch einen Ueberfall der Charrua's-Indianer abermals achtzig Mann verloren hatte. Er forderte deßhalb Garay auf, ihm unverzüglich mit Lebensmitteln und Truppen zu Hülfe zu kommen, und um ihn desto geneigter dazu zu machen, übertrug er ihm förmlich die Stelle eines Kommandanten von Santa Fé. Garay hatte hierauf auch wirklich nichts angelegentlicheres zu thun, als so viele Lebensmittel abzuschicken, als er nur zusammenbringen konnte, und sich selbst mit dreißig Mann Fußvolk und zwanzig Reitern zu seiner Verstärkung auf den Weg zu machen. Auf dem Marsche erfuhr er, daß Zarate sich auf die Insel Martin-Garcia begeben, und einen Theil seiner Mannschaft auf dem Uruguay tiefer in's Land geschickt habe, um an einen schicklichen Orte eine Stadt zu gründen. Garay folgte der letztern sogleich auf diesem Flusse nach, allein er wurde auf demselben von den Charrua's-Indianern angegriffen, und sah sich genöthigt, ihnen eine förmliche Schlacht zu liefern; nachdem er jedoch einen vollkommenen Sieg über sie erfochten hatte, fuhr er immer weiter auf dem Flusse fort, bis er endlich die Spanier antraf, die sich bei der Mündung des Flusses San Salvador vor Anker gelegt hatten. Er gründete nunmehr gemeinschaftlich mit ihnen die Stadt San Salvador, und dem ganzen Lande wurde der Name Neu-Biscaya beigelegt; Garay selbst aber wurde von Zarate zu seinem Generallieutenant ernannt.

Der letztere begab sich hierauf nach Assumption, und da er alles, was die Feinde von Caceres unterdessen vorgenommen hatten, durchaus mißbilligte, und

Digitized by Google

alle ihre getroffenen Anstalten wieder umstieß, veränstalteten dieselben einen Aufstand gegen ihn, und warfen ihn in's Gefängniß, in welchem er auch gegen das Ende des Jahres 1575 starb. Er hinterließ eine einzige Tochter, Donna Juana, die sich ebenfalls damals zu Chuquizaca aufhielt. Weil nun seine Anstellung vom König auf das Leben von zwei Personen ausgefertiget war, so ernannte er bei seinem Absterben nicht nur Garay zum Vormunde seiner Tochter sondern auch denjenigen, der dieselbe heirathen würde, zu seinem Nachfolger in der Stelle eines Gouverneurs; so lange bis seine Tochter sich würde verheirathet haben, übertrug er das Kommando seinem Neffen, Diego Ortiz de Zarate-y-Mendicta. In dieser Eigenschaft begab sich der Letztere bald hernach nach Santa Fé, um die Angelegenheiten dieser Provinz zu untersuchen; allein die dasigen Spanier erregten einen Aufstand gegen ihn und nahmen ihn gefangen. Er wurde eingeschifft, um nach Spanien zurück geschickt zu werden; allein auf der Küste von Brasilien, wo man mit ihm an's Land gegangen war, wurde er von einer Horde wilder Indianer überfallen und um's Leben gebracht.

Garay war unterdessen nach Chuquizaca gereis't, um die Donna Juana zu verheirathen, und hatte Don Juan de Torres de Vera-y-Aragon, Auditor bei der dasigen Audiencia, zum Gemahl derselben ausersehen. Die Heirath sollte eben vollzogen werden, als der Vicekönig von Lima, der diese reiche Erbin jemand anders zugedacht hatte, Garay den Befehl zugehen ließ, daß er die Vermählung derselben noch verschieben und sogleich zu ihm nach Lima kommen sollte. Anstatt jedoch zu gehorchen, betrieb Garay die Heurath um desto schneller. Nachdem er hierauf von dem neuen Gouverneur zu seinem Lieutenant ernannt worden war, so kehrte er nach Assumption zurück und ließ die Neuvermählten zu Chuquizaca.

Digitized by Google

Sobald Garay in dieser Hauptstadt angekommen war, schickte er, zu Ende des Jahres 1576 Ruy Diaz Melgarejo mit 40 Spaniern ab, um in der Provinz Guayra eine neue Kolonie anzulegen. Dieser gründete auch wirklich Villa Rica del Espiritu Santo, wovon ich in einem der vorigen Kapitel ausführlicher gesprochen habe. Die Bewohner dieser Stadt und die von Cindad real theilten die in dieser Provinz wohnenden Guarany's, nach der herkömmlichen Form von Komthureien, unter einander, und brachten auch die 13 Kolonieen, die, wie wir oben gesehen haben, Chaves schon im Jahre 1555 daselbst angelegt hatte, in eine regelmäßigere Verfassung.

Hierauf durchzog Garay mit einem Korps von 130 Mann die Ebene an dem Flusse Yaguary, der sich in den Parana ergießt, und zwar oberhalb seines großen Falles; ferner begab er sich in die Ebenen von Xerez und das Resultat von diesem letztern Zuge war die Gründung der Kolonie Perico-Guazu, die mit Guaras-Indianern, und der von Jesuy, die mit Guarany's-Indianern bewirkt wurde. Auch gründete er an dem Ufer des Flusses Jesuy die spanische Kolonie Talavera, die aber im Jahre 1650 durch einen feindlichen Ueberfall der Payagua's-Indianer wieder allen ihrer Einwohner beraubt und gänzlich verheert wurde. Als er im Jahre 1579 wieder nach Assumption zurück kam, schickte er Ruy Diaz Melgarejo mit 60 Mann ab, um an dem Flusse Mboteteу, der ohngefähr in 19° 25′ 20″ der Breite in den Paraguay fällt, die Stadt Xerez zu gründen, was auch im Jahre 1580 wirklich geschah, obgleich die Einwohner bald hernach die neue Kolonie wieder verließen. Man darf jedoch diese Stadt nicht mit einer andern, gleiches Namens verwechseln, die im Jahre 1593 nicht weit von der Quelle des Rio-Pardo angelegt worden war. Die Kolonisten der letztern Stadt hatten sich in kurzer Zeit

Digitized by Google

wieder in die Ebenen, die den Namen Xerez führen, begeben müssen, und da ihre Anzahl bis auf funfzehn zusammen geschmolzen war, so vereinigten sie sich zuletzt mit einer nahe gelegenen portugiesischen Kolonie.

Ferner begab sich Garay auch auf die Stelle, wo vormals Buenos-Ayres gestanden hatte, gründete diese Stadt im Jahre 1580 gerade auf ihren alten Ruinen auf's Neue, und ließ sechszig Spanier daselbst zurück. Die Guarany's-Indianer, die zu Monte Grande, in dem Thale Santiago (heut zu Tage San Pedro und los Conchas) und auf den Inseln im untern Theile des Parana wohnten, theilte er in ordentliche Komthureien ab, und gründete endlich auch mit den Mbeguas-Indianern die Kolonie del Baradero.

Nachdem er alle diese Anstalten und Einrichtungen getroffen hatte, begab er sich nach San Salvador. Hier nahm er den größern Theil der Einwohner zu sich, und fuhr mit ihnen den Uruguay hinauf, um sich nach Assumption zu begeben; allein als er in 32° 41′ der Breite an's Land gestiegen war, um sich auszuruhen, wurde er von den Minuanes-Indianern, überfallen, die ihn nebst vierzig Mann von seinem Gefolge um's Leben brachten; die übrigen schifften sich schnell wieder ein und kamen glücklich zu Assumption an.

Bis zur Ankunft des Gouverneurs wurde hierauf das Kommando dem Alonzo de Vera-y-Aragon übertragen, der seiner unglaublichen Häßlichkeit wegen, allgemein Cara de Perro (Hundsgesicht) genannt wurde. Dieser begab sich mit 135 Spaniern in das Innere der Provinz Chaco, drang bis an den Fluß Vermejo oder Ypita vor, und gründete daselbst am 15ten April 1585 eine Stadt, die den Namen Concepcion de Buena Esperanza erhielt.

Während solcher Gestalt die Provinzen am la Plata-Strome von den Lieutenants des Oberbefehlshabers, Juan de Torres de a Vera-y-Aragon, regiert wur-

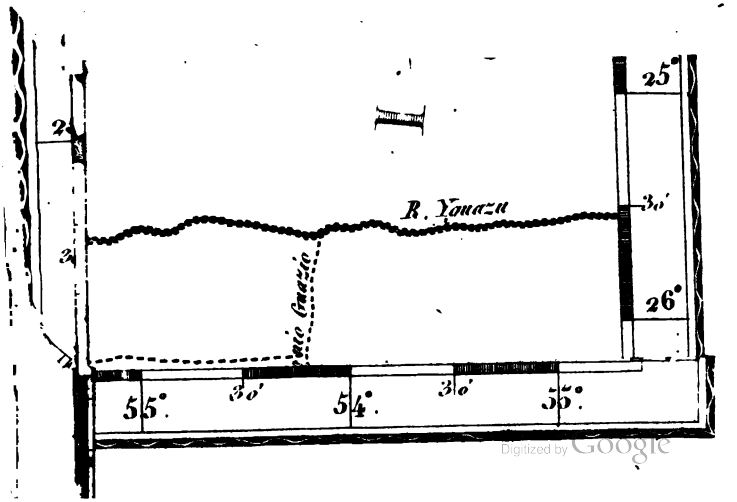
Digitized by Google

den, hielt den Letztern der Vicekönig von Peru immerfort von diesem Lande zurück und ließ ihm förmlich den Proceß machen. Diese verdrießliche Sache dauerte bis in's Jahr 1587, wo endlich der Gouverneur sich nach Assumption begeben konnte. Im folgenden Jahre schickte derselbe achtzig Spanier unter dem Kommando eines andern Alonzo de Vera, der, um ihn von den vorigen zu unterscheiden, den Beinamen el Tupy erhalten hatte, ab, um die Stadt Corrientes zu gründen, von der im vorigen Kapitel die Rede gewesen ist. Die dasigen Kolonisten theilten die in der umliegenden Gegend wohnenden Indianer unter einander, und formirten Komthureien aus denselben. Auf diese Art entstanden die Kolonieen los Guacaros, Ytaty, Oyoma und Santa Lucia.

Dieß war die letzte Unternehmung dieses Gouverneurs; bald nachher legte er seine Stelle nieder und kehrte nach Spanien zurück. Da seine Nachfolger weder neue Entdeckungen, noch Eroberungen gemacht haben, so muß ich sie insgesammt mit Stillschweigen übergehen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419

Digitized by Google

Digitized by Google